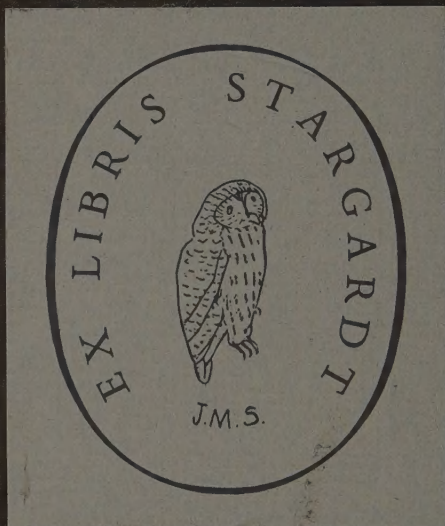


Rudolph Penzig
Ohne Kirche
Eine Lebensführung
auf eigenem Wege



M. Kalm



Rudolph Penzig
Ohne Kirche

Eine Lebensführung
auf eigenem Wege



Verlegt bei
Eugen Diederichs
— Jena 1907

Don diesem Buche wurden 20 Abzüge auf
Büttenpapier zum Preise von zwanzig Mark
für das Exemplar hergestellt, in Pergament
gebunden und handschriftlich numeriert

Geleitwort von Wilhelm Bölsche



s ist nicht eine paradoxe, sondern zum Glück eine ganz schlicht wahre Behauptung: der Kampf gegen die Kirche ist zu allen Zeiten der Geistesgeschichte in der Menschheit bisher stets ein Anzeichen wiedererwachten tieferen religiösen Lebens gewesen. Noch nie, solange wir eine Kulturgeschichte zählen, ist irgendeinem Ding, das auch nur Ähnlichkeit mit einer Kirche hatte, der Indifferentismus gefährlich geworden, die Roheit, die noch wie ein Tier in den Tag hineinlebt, das eigentliche Heidentum, das noch von nichts weiß. Aber die Krisis war der Mensch, der in der Kirche von Sehnsucht nach einem echteren, tieferen, geläuterten religiösen Leben ergriffen wurde. Im Christusbilde der Evangelien wendet sich eine Gestalt, die heute noch nach fast zwei Jahrtausenden einer Menge von Gemütern als die großartigste Inkarnation aller religiösen Tiefe überhaupt erscheint, gegen die erstarrte jüdische Gesezeskirche und zerbricht ihre Macht mit unnachsichtiger Kritik. An einer weniger symbolisierten, aber darum schlicht menschlich um so passenderen, ganz hellen Stelle der Geschichte lehnt sich der Mönch Luther gegen die Papstkirche auf.

Das historisch zu begründen, ist nun gewiß weder schwer noch neu. Aber es wird heute bestritten, daß es in gleicher Weise wie bisher auch fernerhin Geltung habe. Das Christentum im ganzen wie das Luthertum im engeren haben beide, um bei diesen Beispielen zu bleiben, wiederum zu Kirchen geführt. Der Fortschritt scheint im Erfolge doch nur immer wieder ein Wechsel innerhalb des einheitlichen Prozesses der Kirchenbildung, innerhalb der „Kirchengeschichte“, gewesen zu sein, wie es ja auch in der Religionsstunde meist so gelehrt wird; an die Stelle einer Kirche hat sich immer wieder nach kurzem Interregnum der scheinbaren religiösen Anarchie nur eine neue, nach ihrer Ansicht bessere gesetzt. So war es bisher. Aber nun sei eine ganz neue Phase der Dinge eingetreten, heißt es.

Zum erstenmal fordere der tiefe, der in jenem Sinne wieder lebendig religiös erwachte Mensch mit klarem Bewußtsein die Verneinung jeglicher Kirche im innersten Wesenssinne, „der“ Kirche als solcher, nicht irgend einer. Das scheint eine völlig neue Form der Krisis zu bedeuten. Mächtig, unaufhaltsam geht der Ruf durch unsere

ganze Zeit. Unter seinem Eindrucke scheinen sich alle Dinge doch wieder zu verschieben. Obwohl auch heute in Wirklichkeit nicht der mindeste Zweifel ist, daß hinter dem Ruf eine Anzahl ganz gewiß wieder gerade im Tiefsten lebendig religiöser Menschen stehen, werden doch selbst geschichtlich klar gebildete Köpfe in beiden Lagern irre. Das scheint diesmal doch der Kampf gegen das religiöse Empfinden und Ausleben überhaupt zu sein, trotz so mancher Persönlichkeiten dahinter! Eine wieder einmal erneuerte, eine verbesserte Kirche, ein neuer Kampf gegen Pharisäertum und erstarrtes Papsttum — ja das ginge noch an. Aber gar keine Kirche, Kampf gegen das Prinzip einer Kirche als solches, gegen Glaubensgemeinschaft als Institution im Kulturleben überhaupt, gegen den Geistlichen selbst als Ideal . . . ?

Die Frage wird auch von besonnenen Köpfen beider Lager aufgeworfen, ob bei dieser Fassung der Dinge nicht doch die angebliche Auflehnung vom Religiösen aus eine unbewußte Lüge sei, eine letzte Selbsttäuschung. Ob das religiöse Empfinden nicht selbst mit auf die Opferbank gehöre, mit jenen anderen gerichteten Dingen diesmal selber fallen müsse? Auf kirchlicher Seite selbst wird das natürlich mit Nachdruck ausgespielt; es scheint das sicherste Mittel, jetzt endlich den Leuten sagen zu können: „Nein, diesmal ist alles anders. Diesmal läßt sich die Sache nicht mit Christus oder Luther vergleichen. Damals galt es, etwas innerhalb der Hauptsache aufgeben, um etwas besseres zu gewinnen. Diesmal geht es um die Hauptsache. Diesmal verliert Ihr auf jeden Fall etwas. Das Religiöse selbst soll diesmal mit herunter, wenn so radikal vorgegangen wird. Hütet Euch also!“ Auf der anderen Partei aber sind so und so viele, die in der Sache eigentlich ebenso denken, bloß daß sie natürlich nicht warnen, sondern erst recht mitreißen wollen. „Ja,“ heißt es da, „die Zeiten sind eben, wie überall, wirklich neu. Das Religiöse hat sich eben geschichtlich so mit dem Kirchlichen identifiziert, daß nun alles eins ist, laßt das andere nur mit fallen, wenn nur das eine endlich fällt. Am Ende ist wirklich auch die Todesstunde aller religiösen Empfindungen heute da, und wir täuschen uns nur selber noch.“ So wird denen drüben die stärkste Waffe in die Hand gegeben — zu sagen: daß doch bloß ganz religionsrohe Menschen gegen den Begriff der Kirche streiten könnten. In den eigenen Reihen aber empfindet der oder jener gelegentlich am eigenen Leibe den Widerspruch. Er ertappt sich dabei, daß er doch selber noch etwas rein

Religiöses, wie es sich aus seiner eigenen Tiefe ihm ergibt, sehr wohl schön und begehrenswert und gar nicht im Gegensatz zu seinem klarsten und ehrlichsten Denken finden könnte. Aber wenn nun Kirche und Religion identisch sind, eines am anderen hängt? So entstehen Renegaten, die mitten im Kampf irre werden, sich wieder der Kirche plötzlich nähern zu müssen glauben, im ganzen dem Begriff wieder der Kirche; und dann, wie die Inkonssequenz gewöhnlich den Menschen gleich beim Kopf paßt, auch meist irgendeiner bestehenden im besonderen.

In einem gewissen Sinne wäre es ja nun eine hübsche Sache, in einer Zeit zu leben, die so radikal neu ist. Es wird so viel neu in unseren Tagen des Radiums und lenkbaren Luftschiffs: soll es unseren Menschenstolz nicht angenehm kitzeln, wenn wir uns auch in solcher ungeheueren Frage einmal auf einem Boden fühlen, wo wir auf das Christusbild oder Luther als auf etwas ganz Veraltetes herabsehen können! Bei etwas ernsterer Betrachtung geht es indessen wie überall. Die stufenweise Entwicklung ist eben doch keine Dummheit, und wie der erste Mensch nicht vom Himmel gefallen ist, so ist es auch der moderne nicht.

Der Satz, daß Christentum und Reformation nur kleine Krisen innerhalb der Kirchengeschichte gewesen seien, die alsbald doch nur wieder zu Kirchen geführt hätten, ist tatsächlich nur halb wahr. Die andere Hälfte Wahrheit ist, daß in beiden Fällen im Moment des eruptiv aufquellenden religiösen Tiefenempfindens auch der Gesamtbegriff „Kirche“ eine ungeheure Erschütterung, eine Durcheinanderrüttelung bis ins Innerste erfuhr. Beide Krisen sind in Wahrheit auch Krisen eines Prozesses gewesen, der sich nicht in, sondern mit dem Begriff „Kirche“ vollzog. An diese Krisen sich zu erinnern, ist für unseren modernen Streit um „die“ Kirche von der allergrößten Wichtigkeit.

Das Christentum, wie es die Hauptsprüche der Evangelien enthalten, fand im jüdischen Glauben eine enorm komplizierte Theologie vor. Um sie zu beherrschen, gehörte ein umfangreiches Studium. Der Anteil an diesem Studium sonderte in den Schriftgelehrten und den Laien. Ohne den Gelehrten, der die Schrift auslegte, konnte der Laie nicht an den Glauben kommen. Hier wurzelte der damalige Begriff der Kirche. Gleich in den erstbesten Sprüchen des Evangeliums wird das alles aber als vollständiger Ballast für das eigentliche religiöse Leben über Bord geworfen. Es mag eine historische Wissenschaft über jene

Dinge geben. Aber für das Leben nötig ist sie nicht. Für das sind vom religiösen Boden aus nötig zwei Dinge: Liebe zum Mitmenschen und zu Gott. Mit modernerem Worte, aber im gleichen Sinne ausgedrückt: Glaube an die Menschheit und daran, daß auch in der Welt alles schließlich noch gut auslaufen werde, — und auf Grund dieses Vertrauens eine schlichte Hilfe in diesem Sinne: in allem, wo wir zu Menschen und Welt dingen selber etwas tun können, das Beste, das, was ein Liebender wählen würde, zu wirken. Dieser Glaube aber kann nicht „erstudiert“ werden. Er ist nicht wissenschaftlich, historisch, durch theologische Studien, durch unsägliche Sorgfalt, einer Tradition gerecht zu werden, zu erlangen. Er muß durch eine gewisse Intuition, hinter der aber eigentlich auch nichts als so und so viel Niederschlag von Erfahrungen bis ins Unterbewußtsein hinein steckt, im eigenen Leben erworben werden. Ein gewisser Moment der Reife muß ihn innerlich gebären. Bei dem einen mag das voller, intensiver geschehen als bei anderen. Er mag in seinem Überfluß mitteilen, mag anderen, die noch nicht ganz so weit sind, durch seine Rede selber eine Erfahrung werden, die ihre Krisis dort zum Ausbruch bringt. Oft wird es ja, wo die Scholle noch nicht reif ist, nicht zum Erfolg kommen. Aber der Botschaft wird deshalb niemand wehren wollen. Das letztere ist tatsächlich das einzige, was die Evangelien vom Priester und damit von einer Kirche übrig lassen. Die Gemeinschaft derer, die schon jenen Glauben haben und in ihm wirken, ist eine ideale Macht, aber sie braucht weder eine Zeitung noch eine Lehre, die jedem ja doch nicht einen Deut mehr geben könnte, als er bereits besitzt. Worin eine Organisation nötig und hilfreich sein könnte, wäre bloß die äußere Betätigung jetzt etwa der praktischen Menschenliebe, Hilfsorganisationen, sagen wir, für Armenpflege und Krankenpflege, mit denen das Christentum nach der einen Seite auch sofort eingesetzt hat. Der „Gottesgelehrte“ im Gegensatz zum Laien ist dagegen in den Evangelien mit einer Energie abgelehnt, die gar nicht überboten werden kann. Von allen komplizierteren Fragen der Weltdeutung wird ganz abgesehen. Die Sprüche der Evangelien bauen weder eine Physik noch eine Metaphysik auf. Sie verlegen alles auf ein Lebensereignis, das jeder haben kann, der nur ein Stück Leben selbst durchgemacht hat, einen Moment des inneren Besinnens, in dem jene einfache Überzeugung klar wird: gut sein zu allen; an einem Gesamtwerk des Guten mitmachen; ein innerer Stimmungsoptimismus,

der zugleich werktätig ist und tief genug sieht, um auch durch große Widerwärtigkeiten fortan standzuhalten.

Es hing mit ganz anderen geschichtlichen Faktoren zusammen, daß diese einfache Lehre, die jeden reifen Menschen zu seiner eigenen Kirche, seinem eigenen Priester machte, gerade wieder zu einer extremen Kirchenbildung im alten Sinne geführt hat, die den Schnitt zwischen Priester und Laie tiefer machte als irgendeine, bis zu dem Grade, daß sie in der Idee des Papsttums und des Zölibats aus dem geistlich Geweihten, dem Eingeweihten, eine ganz andere Sorte Menschenwesen zu konstruieren suchte, die aus Christus selbst eine neue Theologie machte, deren tiefstes Studium erst zum vollen Glaubensanteil führte. Diese Zickzackwege des Weltenganges müssen eben hingenommen werden, sie sind überall.

Gewiß aber ist, daß bei Luther wenigstens in der ersten, höchsten Epoche seines individuellen Ringens ein ganz ähnlicher Umschlag erfolgt. Die Kritik der Dinge kleidet sich bei ihm durch historische Fügungen in ein nationales Gewand. Warum sollen wir uns von Rom holen, was jeder Deutsche bei uns aus sich selbst auch finden kann? Aber eigentlich ist Rom wieder die Theologie, die Schriftgelahrtheit durch bestimmte Kenntnisse, die sich gegen den Laien abgrenzt, nicht eine bestimmte, sondern „die“ als Prinzip. Ihr wird abermals das Recht entgegengesetzt, sein eigener Priester zu sein. Wie schön kommt das symbolisch in der Idee der Bibelübersetzung zutage! Was bisher nur der Priester durfte, soll jeder schlichteste Mensch aus dem Volke fortan dürfen: die Bibel in dem Sinne lesen, wie er sie für sich gebrauchen kann. Bei Luther ist die Sache dann allerdings schon in seiner Person selbst verhandelt. Gerade aus dieser Bibel, dem dicken Buch, das zum Teil pure Zufallsfügung zusammengebunden hatte, zusammengebunden aus den Dokumenten jener jüdischen Theologie, den Sprüchen des Evangeliums selbst, den ganz äußerlich daran hängenden Wunderlegenden vom Heiland und endlich der schon wieder total ablenkenden Theologie des Paulus, aus diesem heterogenen Sammelbände schuf er eine neue Gesamttheologie, deren Fortentwicklung wir ja kennen. Von neuem lenkten die Dinge dahin, daß der Glaube gemessen wurde an der Kenntnis. Wer hebräisch konnte, war doch wieder berufen, im Glaubensleben eine führende, lehrende Stellung als „geistlicher Oberer“ einzunehmen. An Stelle jener schlichten Lebensweise, die sich zum Guten bekannte,

traten von neuem die genauen Angaben über Gott, Himmel, Welt-
schöpfung.

Die katholische Doktrin in diesen Fragen hatte lange wenigstens das Glück gehabt, daß sie die ganze Wissenschaft der Zeit in ihrer Priestertheologie mitführte. Der Protestantismus ist von Anfang an auch noch unter dem Unstern gewesen, in seiner Theologie, die sich rein an die Bibel anschließen wollte, gerade Wissenskonflikte heraufbeschwören zu müssen. Der restituierte Gottesgelehrte blieb nicht einmal in seinem Ruhm des Gelehrten sicher, sondern er trat in Zwist mit den anderen Gelehrten. Der theologische Himmel fing an, sich mit dem astronomischen nicht zu vertragen. Wir wissen alle, wie auch das für sich weitergegangen ist. Wenn ich heute zufällig an einer Tafel neben einen orthodoxen protestantischen Pastor zu sitzen komme, so mag ich mich über eine Menge Fragen der Welt und des Lebens ernst und gut mit ihm unterhalten, mich auch freuen, daß er vielleicht rein als reife Persönlichkeit ein echter und guter Mensch ist; aber ich weiß ganz genau: wenn wir an die Abstammung des Menschen kommen, an Darwin, an die Zeitalter der Geologie, an die Urzeugung, so können wir nicht zusammen weiter; als Menschen von Umgangsformen schweigen wir uns auf diesem heikeln Punkt wohl lieber an, mit Rücksicht auf den Ort, der uns vereinigt; aber ich habe plötzlich wieder gemerkt, was mich von dem Pastor trennt — nicht Reife der menschlichen Persönlichkeit, sondern ganz ferne, höchst komplizierte Wissensdinge, Sachen, die vor Jahrmillionen passiert sind, über die auch der Naturforscher im Detail noch keineswegs vollkommen im Reinen ist — bei denen mein Tischnachbar aber gewisse Lösungen einfach prinzipiell ablehnen muß, wenn nicht der Glaube, sein Amt, die Kirche ins Wanken kommen sollen; weil ich sein Ablehnen in diesen Wissensdingen nicht mitmache, kann er in mir keinen wirklich gläubigen Menschen sehen, und wir können uns wegen Vorgängen, die sich in der Tertiär- oder Kreideperiode vielleicht abgespielt haben, auch über den schlichten Glauben an den Sieg des Guten und die Mahnung zur Gefolgschaft im Guten, wie sie die Sprüche des Evangeliums preisen, nicht verständigen — Sprüche, die ich aus der Reife meiner Lebenserfahrung heraus genau so verehere wie er selbst. Hier liegt noch eine separate Trennung zwischen Theologe und Laie heute: nicht bloß daß der eine gottesgelehrt und der andere unwissend ist, sondern der Laie kann eine Wissenschaft haben, die jene

des Theologen einfach ausschließt. Das ist noch Zutat zu dem Faktum, daß auch die protestantische Entwicklung ihre Kirche zäh von neuem auf ein theologisches Wissen einer Schar von Erwählten und auf dieses Wissen Geprüften gegenüber einer Laienschaft überhaupt aufgebaut hat.

Zweimal also in nicht ganz zweitausend Jahren von den religiösen Spitzen dieser Zeit die Mahnung, es nicht so zu machen. Und zweimal auf den Namen des Mahners selbst aufgebaut eine bis in alle Details wie die raffinierteste Verfassung festgelegte Restituierung dessen, wovor von ihm gewarnt wurde. Beide Male der Ruf: Ihr könnt den religiösen Fortschritt nicht bauen auf den Gegensatz von Wissen und Laientum, auf eine Genossenschaft von Theologen, die über der Masse als Interpreten des Heils thronen. Das einzige, was ihr benutzen könnt, ist die stille Zunahme der innerlich, durch eigene Reife bis zu einer gewissen Höhe Gestählten; jeder Reife mag reden, so gut er kann, aber im Prinzip muß jeder selbst sein Priester sein, einen Stellvertreter im religiösen Erlebnis gibt es nicht. Beide Male aber nach einiger Zeit als Hüter dieses Rufs eine fest konstituierte Genossenschaft von — Theologen. Diese „Fortentwicklung“ muß, wie gesagt, eben mit in Kauf genommen werden. Aber unmöglich kann meiner Ansicht nach geleugnet werden, daß die heutige Bewegung gegen die Kirche zur Rettung religiösen Lebens bereits auf die respektabelsten Vorstufen sieht und daß sie alles eher ist, als eine plötzlich durch eine Weltlaune entstandene vaterlose Neuheit. Sie nimmt in Wahrheit die größten Momente des religiösen Fortschrittslebens seit mindestens zweitausend Jahren wieder auf und restituiert in ihrer Art sowohl das Christentum wie den Protestantismus im eigentlichen Sinne. Der Gedanke mag furchtbar bitter sein für alle, die von Jugend an diese Worte nicht anders kennen gelernt haben, als eingesponnen in lauter Kirchlichkeit einer ganz bestimmten Art. Aber es ist Pflicht heute, daran zu erinnern, daß es so ist. Pflicht gerade für den, dem die eigene Fortentwicklung des religiösen Lebens selber eine heilige Herzenssache ist. Er darf mit Genugtuung als Trost darauf hinweisen, daß religiöses Leben der Menschheit und Kirchen- und Priesterbildung durchaus verschiedene Sachen sein können. Wer den Theologen, nicht bloß den eines bestimmten Bekenntnisses, sondern „den“ überhaupt als wirkliche religiöse Notwendigkeit (der wissenschaftliche Historiker und der individuelle Philosoph als solcher werden natürlich nie angetastet!) verwirft, scheidet nicht

aus der Lebenslinie des Religiösen. Denn in höchsten geschichtlichen Momenten, den höchsten, die wir in dem helleren Gesichtsfelde der Menschheit überhaupt kennen, hat das mächtigste, impulsivste, heiligste religiöse Bekenntnis mehrfach schon diese Verwerfung unzweideutig ausgeübt. Mag das Kirchentum sich von sich aus verteidigen. Wir haben jedenfalls Stimmen ersten Ranges, die betonen, daß das religiöse Leben ohne es besteht, ja daß es die Kirche auf der Höhe seines Bewußtwerdens ablehnt.

Es ist aber nicht zu leugnen, daß unsere gesamte geistige Situation heute wieder starke Ähnlichkeit mit der gerade in jenen großen Wendepunkten besitzt. Auf sozialem Gebiet, in der Ethik, in unserer Stellung zur Natur — überall gärt bei uns eine gewisse trotzigige Neigung zum Selbstbesinnen, zur Selbsthilfe. Wir wollen uns nicht blind vom Historischen, vom hergebracht Gegebenen leiten lassen; wir wollen die Dinge prüfen, uns ihren Wert selbst überlegen, mit freiem Willen uns ein eigenes Verhältnis zu ihnen suchen. Die Abkehr vom Historischen mag bis zu tragischen Extremen gehen. Aber zugleich ist ein ungeheueres Kraftzeichen unserer Zeit in diesem Wunsch, alles erst wieder selbst zu sichten, nichts bloß passieren zu lassen, weil es nun einmal so Tradition ist. Wir beruhigen uns nicht bei der Wahrheit, daß der Blitz fallen müsse zu seiner Zeit und zerschmettere wen er findet; unsere ganze praktische Naturforschung ist gleichsam ein einiger Versuch, diesen Fall selbst zu berechnen, ihn abzulenten, die elektrische Kraft in einen Segen umzuwandeln. Wir fassen es nicht mehr als eine heilige Notwendigkeit, daß Menschen Anteil haben am Ertrag dieser Erde, an Bildung und Schönheit und andere Menschen nicht; wir sinnern und arbeiten, ob da nicht geholfen werden könne. Uns ist nicht mehr genug an gewissen starren Worten der Ethik; wir suchen ihren Sinn zu vertiefen, sie mit neuer Erfahrung, neuem Bewußtwerden geläuterter zu begreifen. Wie soll das nicht auf das religiöse Leben auch Anwendung finden? Immer wieder frage ich mich: was bietet die Kirche, was bietet der Priester, sagen wir auch in seiner gemäßigten Form, etwa als halb aufgeklärter, obwohl doch noch auf sein Bekenntnis amtlich festgelegter protestantischer Geistlicher, dem religiösen Suchen und Empfinden eines echten und reifen modernen Menschen für Anhaltspunkte?

Im wesentlichen glaube ich, daß die schlichte Definition, die in den Sprüchen, die an den Namen des Christus anknüpfen, von dem Grund-

ding in aller religiösen Empfindung gegeben wird, noch immer die absolut richtige ist. Empfindung der Einheit zunächst mit allem Menschlichen; im Sinne indischer Weisheit noch verklärt bis zu der Einheit mit allem Lebendigen, ja zuletzt allem Seienden; mit der Wirkung, an alle diesem „Nächsten“ nach Kräften so zu tun, wie wir an uns selbst tun würden: also das Beste. Und dann Empfindung, daß trotz der offensichtlichen Schrecken und Scheußlichkeiten des Geschehens doch ein gewisses Plus des Guten im ganzen überwiegt, eine Gesetzmäßigkeit zur Harmonie besteht, die sich nicht dauernd niederbeugen läßt, sondern immer mehr Boden gewinnt, wenn auch noch so langsam — eine Empfindung, die gewissermaßen eine Art Erfahrungsbilanz zieht und das Spiel danach doch nicht verloren gibt; mit der Wirkung eines gewissen, doch zuletzt nicht zu beirrenden Vertrauens auch in den großen Weltenlauf der Dinge. Es bleibt aber dabei, daß dieser Grundstein des Religiösen auch heute noch immer wieder nur gelegt werden kann durch individuelle Erfahrung. Es ist ja bedeutsam genug, wie diese Erfahrung immer wieder dahin treibt, bei Unzähligen immer von neuem. Von den allerverschiedensten Ansichten und Charakteren aus kämpfen schließlich Menschen sich immer wieder zu diesen beiden Grundstandpunkten durch. Ohne sie hätten wir keine Spur von Humanität, von Kultur im höchsten Sinne, ohne ihren stillen Optimismus überhaupt keinen Weitergang der Menschheit. Eine Menschheit, die ihren Egoismus nicht erweitern konnte und in dem großen Lauf der Dinge bloß einen fortgesetzten höheren Blödsinn sah, würde längst nicht mehr existieren. Daß die Erfahrungen zuletzt doch im echten gereiften Menschen alle wieder im Tiefsten zu dieser religiösen Form kristallisieren, deren Wesen Liebe und Bejahung der Welt ist, scheint mir das eigentliche natürliche Schutzprinzip zu sein, das die Weltentwicklung in den Menschen gelegt hat, sein inneres Erhaltungs- und Regenerationsprinzip, das ihm auf der sonst existenzgefährlichen Stufe des Bewußtwerdens gleichsam als Äquivalent verliehen ist. Je mehr die Menschheit sich ihrer selbst bewußt wird, je mehr sie also ihr Schicksal in ihre eigene Hand bekommt, desto mehr wird nach meiner Ansicht dieses religiöse Empfinden zu dem eigentlich tragenden Punkt in, ihrem Bewußtsein, zu ihrem bewußten Fortlebensprinzip werden. Aus einem besonders hellen Moment dieses Empfindens sind, wie so manche ähnlichen großen Manifestationen der Weltliteratur, auch jene Sprüche des Evangeliums selbst einst geboren

worden. Sie wären aber Spreu im Winde, wenn die Quelle jener tiefsten Erfahrungs- und Kristallisation in den Menschen selber nicht fort und fort sprudelte und ihren Inhalt unablässig intuitiv neu erzeugte.

Was könnte nun der Priester vor dieser ewig neuen Handlung der innersten Menschennatur für eine Rolle spielen? Er könnte sich selbst betätigen als ein besonders in diesem Sinne Gereifter, als ein besonders stark religiös in jenem Sinne einer Summe der Lebenserfahrung vergeistigter Mensch. Hat das aber irgendetwas mit einer Kirche zu tun? Dieser Mann würde nichts anderes sein, als ein Mensch, der aus irgendwelchen Lebenserfahrungen heraus das religiöse Empfinden besonders impulsiv in sich entwickelt hätte. Es ist klar, daß ein solcher Mann (oder eine solche Frau) durch die ausströmende Kraft ihrer Persönlichkeit auch anderen die Quintessenz gleichsam ihrer Erfahrungen stark mitteilen, also selber dort als Erfahrung wirken und so überhaupt stark wirken könnte. Aber was haben damit etwa theologische Fachstudien irgendwelcher Art zu tun? Was hat die Vereidigung dieses Mannes auf irgendein kirchliches Bekenntnis hin zu tun? Seine Erlebnisse, sein Empfindungsvermögen sind entscheidend: sein „Beruf“ ist gänzlich gleichgültig. Die Idee, daß eine Institution durch eine bestimmte theologische Schulung junge Leute zu dieser religiösen Durchgeistigung erziehen, sie durch Examina über gelerntes Wissensmaterial für reif dazu befinden sollte, hat den Beigeschmack einer Dichterschule, wo man sich meldet mit dem Vorgeben, Dichter werden zu wollen, etwas Metrik und Literaturgeschichte lernt und mit einem Zeugnis entlassen wird, daß man nun Dichter sei und als solcher in der Öffentlichkeit zu achten sei. Es ist klar, daß die Persönlichkeit, von der ich sprach, mit einer Kirche, einem theologischen Studium, einer Berufspriesterschaft im kirchlichen und bei uns auch staatlichen Sinne nicht das geringste zu tun hat und ganz indifferent zu allem dem steht. Ihr Typus könnte innerhalb dieser Kircheninstitutionen ebenso zufällig einmal auftauchen, wie innerhalb etwa der Sachnaturforschung, er könnte aber auch vom Webstuhl eines schlesischen Gebirgsdorfs herkommen oder aus der Schusterwerkstatt Jakob Böhmes.

Vielleicht wird man hier einwerfen, daß die innerste Stärke der religiösen Persönlichkeit allerdings sozusagen „Gottesgabe“ sei, die an jedem Rain aufblühen könne, also auch von der Kirche höchstens gesucht und gepflegt, aber nicht erzeugt oder anerzogen werden könne; aber der Kirche als solcher sei doch gegeben, eben auch als eine ungeheuerere Er-

fahrung zu wirken, die das innere religiöse Ereignis selber mächtig zu wecken geeignet sei. Ihre geprüften Boten wirkten segensreich als einfache Vermittler dieser Erfahrung selbst da, wo ihre individuelle religiöse Veranlagung sich nicht über den Durchschnitt erhöhe. Sie vermittelten historische, philosophische, ästhetische Werte, die alle durchaus geeignet seien, das individuelle religiöse Erlebnis zu fördern. Man versteht, daß es schon die Stimme eines aufgeklärteren Verteidigers kirchlichen Wesens ist, der das sagt. Wer wird bestreiten wollen, daß es Erlebnisse des einzelnen auf Grund der Geschichtswissenschaft, der philosophischen Welterkenntnis, der künstlerischen Erhebung und Weihe gibt, die sein Inneres ebenso sehr oder vielleicht noch mehr erschüttern können, als praktische Erlebnisse des äußeren Daseins — Erlebnisse, die sein religiöses Empfinden zuletzt unbedingt auch berühren müssen. Je höher und reicher ein Mensch im Besitz aller Geistesgüter seiner Menschheitsstufe ist, desto mehr wird er seinen Glauben an ein Reich des Guten, das sich dennoch durchsetzt und dessen Segel Humanität und ein letztes Vertrauen in den dunkeln großen Lauf der Dinge sind, stärken durch geschichtliche und philosophische Betrachtung vom Intellekt aus und zugleich weihen durch die Symbolik der Kunst; Intellektserfahrungen und ästhetische Erlebnisse sind ja zuletzt wirklich ganz genau so gute, ja unter Umständen höhere Erfahrungen als Anblick der Schicksale des alltäglich fortschreitenden äußeren Lebens. Aber die ernste, gewiß nicht leichtfertig, aber notwendig heute zu stellende Frage ist: was kann der Geistliche in seiner Eigenschaft als Vertreter einer Kirche diesem Gebildeten von heute hier zu noch besonderes geben, was nicht allgemein durch Wissenschaft, Philosophie, Kunst bereits geboten würde? Immer wieder stelle ich selbst mir seit Jahren diese Frage: wenn ich vor den ungeheueren Reichtum dessen trete, was die Menschheit sich an Schätzen der Wissenschaft, Philosophie und Kunst aufgehäuft hat — was kann mir irgendwo hier die Kirche noch hinzutun?

Die Kunst hat, wenigstens in ihren älteren Zeiten, eine starke Beziehung nicht bloß zum allgemein Religiösen, sondern auch zum engeren kirchlichen Wesen. In ihrer neueren Entwicklung hat das fast ganz aufgehört. Aber auch für jene älteren Epochen tritt als ein festes Gesetz hervor: alle echte, große, dauernde Kunst ist nie in irgendeinem Kirchlichen erschöpft gewesen. Sie ist immer noch weit darüber hinausgegangen. Die griechische Kunst entzückt uns gleichmäßig, obwohl

es überhaupt keine Anhänger mehr der antiken Priesterlehre gibt. Die Deckengemälde der sizilianischen Kapelle, die Peterskirche, gewisse aus kirchlichen Kreisen hervorgegangene Musikstücke entzücken den Protestanten als Kunstwerke ganz ebenso wie den Katholiken, ja sie entzücken den Freigeist, der beiden Kirchen fern steht. Es ist das sieghaft Große der Kunst, daß sie das vermag, aber es ist zugleich auch ihr vernichtendes Urteil über jede Notwendigkeit einer besonderen kirchlichen Interpretation zu ihren Schöpfungen.

Auch die Wissenschaft hatte Zeiten, wo sie sich stark innerhalb des Rahmens kirchlicher Formen bewegte. Zu anderen ist sie ganz unabhängig gewesen. Es gibt aber noch heute Geistliche, die vortreffliche Spezialforscher auf Gebieten der Geschichte, der Naturwissenschaft sind. Werde ich mir aber über Geschichte oder Naturwissenschaft bei ihnen Rat holen, weil sie Geistliche sind? Der Geistliche allein verbürgt gar nichts. Es ist eine sonderbare Idee, sich bei einem Pastor etwa, der protestantische Theologie studiert, seine Examina bestanden hat und allsonntäglich predigt, rein deswegen Aufschluß über astronomische oder biologische Probleme holen zu wollen. Die Sache hat aber umgekehrt ihren Beigeschmack.

Zu dem Begriff einer Wissenschaft, wie wir ihn heute bewußt besitzen, gehört eine rigorose Grundforderung: Unparteilichkeit. Der Forscher, der zugleich auf das feste Prinzip einer Kirche als Geistlicher vereidigt ist, wird einen schwereren Stand haben. Man wird ihm mit mehr Vorsicht entgegentreten. Denken wir etwa an Kirchengeschichte. Dem studierten Theologen möchten wir als Vertreter der Wissenschaft wohl noch am ehesten hier ein Urteil zutrauen, ihn als Belehrungsquelle benutzen. Das Gegenteil ist in der Praxis da: wir haben eine protestantische, eine katholische Kirchengeschichte und es erwächst für die eigentliche Wissenschaft erst die Aufgabe, über sie hinaus das unparteiische Bild zu suchen; die Arbeit dieser reinen Forschung ist also erschwert durch den orthodoxen Theologen. In unseren sichtbarsten Exempeln herrschender Kirchen sehen wir aber sogar solche Konflikte vor geologischen, physikalischen, anthropologischen Wissenschaftsproblemen. Wir erleben die Forderung einer Physik, in der das Wunder möglich sein soll, einer Anthropologie und Zoologie, in denen die Abstammung der Menschenseele von der Tierseele unmöglich sein soll. Es gibt eben Punkte, die Wissenschaft und Kirche in dieser Weise immer

wieder auseinander drängen müssen selbst bei noch so viel Wunsch der Versöhnung. Die Forschung schreitet unaufhaltjam vorwärts, verwirft sich selbst immer wieder in ihren Resultaten, um noch tiefer zu dringen. Die Kirche dagegen sucht ein Bekenntnis zäh durchzuretten. Sie will ein fertiges Wissen geben, das einmal erlernt werden kann und dann für immer genügen soll. Sie hat von je in all ihren Einzelformen geglaubt, dem Individuum damit zu helfen, seiner kurzen sichtbaren Lebensspanne einen Ewigkeitswert zu liefern.* In Wahrheit hat sie mit ihrer scheinbaren Lösung aller Fragen, ihrer scheinbaren Erfüllung alles Wissens diesem Individuum gerade sein Höchstes versperrt: die Sehnsucht nach immer Weiterem, immer Höherem und den Anschluß an eine unendliche Linie der Entwicklung und des Ideals in immer fortgehender Arbeit. Die Begeisterung für die reine wissenschaftliche Forschung, die sich nie am Ziel fühlt, immer weitere Fernen vor sich sieht, die glücklich ist in dem Stückchen Weges, das sich ihr aufhellt, aber sich nie vermißt, schon alles zu besitzen, sondern dieses Ideal immer in der Ferne weit hinter einer unendlichen Kette gleich ringender Nachfolger sieht — sie ist in Wahrheit ein Stimmungselement, das viel näher an jene oben gekennzeichneten eigentlichen Wurzeln des Religiösen greift, den einzelnen durch Arbeit und Sehnsucht an die Menschheit, die Nachwelt, das All viel wirksamer anschließt.

Hier liegt ja ein Gebiet tiefer Probleme für sich, das wohl wert wäre, genauer behandelt zu werden. Das Problem des Verhängnisvollen, das in jeder Verheißung eines „absoluten Wissens“ steckt! Absolute Erfüllung ist Stillstand, Stagnation, Abschluß des Strebens, sie ist im Grunde der höchste Triumph des Egoismus. Ein „ewig strebendes Bemühen“, bei dem jeder einzelne sich nur als Glied in einer Kette weiß, über deren Arbeit sich nur ganz langsam, stufenweise Erfolge verbreiten, ist dagegen stets eine Schule des Altruismus. Es lenkt den Blick dankbar auf unsere Vorarbeiter, lehrt uns in den Erfüllungen immer an unsere Nachfolger mit denken. Es erhebt auf Schritt und Tritt zum Gefühl der Zusammengehörigkeit über unsere Daseinswelle hinaus. Was uns Ewigkeitswert gibt, liegt in der Zugehörigkeit zu diesem Zusammenhang. Der für sich „absolut Erfüllte“ würde ausscheiden! Es ist dieser Zug, den man so oft bei dem orthodoxen Kirchenmenschen beobachten kann, das stolze Herabschauen: wir besitzen alles; was plagt ihr euch mit eurer Wissenschaft, dieser Schraube

ohne Ende. Und gewiß ist ja, daß ein Begehren in zahlreichen Menschen dem entgegenkommt. Gebt uns die absolute Wahrheit, damit wir Ruhe haben! Das ist der Ruf, mit dem der Laienhaufe auch an die Wissenschaft selbst herankommt. Ist das und das nun unumstößlich, für immer wahr — sonst können wir es nicht brauchen. Aber ist dieses Verlangen nicht gerade die Empfindung noch des unerzogenen Sinnes, des Egoismus, der zum Stillstand für sich will und nichts außer sich kennt? In der Wissenschaft weiß man längst, daß die erste ethische Lehrregel zum Eintritt ist: die Wissenschaft gibt nicht absolute Wahrheiten, sondern sie nimmt auf in eine Gemeinschaft solcher, die rastlos nach Wahrheit streben und die in diesem Streben eine höhere, über unzählige Generationen fortdauernde ideale Person bilden; die Freude der Wissenschaft ist das Bleiben auch der kleinsten eigenen persönlichen Leistung in diesem höheren Zusammenhang, der Genuß des bereits Geleisteten, die lebenatmende Erregung der Wahrheitsuche selbst, die Freude, für Folgende mitzuschaffen, die Sehnsucht mit ihren Idealbildern. Es gibt prinzipiell keine bessere Schule zum Altruismus als diese echte Methode der wissenschaftlichen Forschung. Wo immer aber zum Altruismus erzogen wird, da muß jenes tiefste religiöse Empfinden eine nachhaltigere Stütze finden.

Den praktischen Schaden, der aus dem stagnierenden Absolut-Erklären irgendeines Wissens entsteht, weisen uns aber gerade unsere sichtbarsten Kirchenbeispiele von heute auf Schritt und Tritt. An allen Ecken und Enden haben sie in Momenten der Fixierung ihrer bindenden Bekenntnisse Wissensteile mit für absolut erklärt, die schon heute, nach relativ kurzer Zeit, in der Forschung wirklich überwunden, und veraltet sind. Nicht an jenen Altruismus des ewigen Wissensfortschrittes haben sie das wirklich Religiöse in sich unlösbar geknüpft, sondern an dieses problematische Material. So kommt heute eben der Erfolg zutage, daß der Streit um das Religiöse scheinbar ein Konflikt über die Sintflut oder die historische Realität der biblischen Wunder ist, daß der Verteidiger dieser Sintflut gegen den Geologen meint, die Religion zu retten, und der Geologe, der diese biblischen Legenden abweist, wohl auch meint, einen Religionskampf auszufechten.

Auf der anderen Seite aber klassen in jenem „absoluten Wissen“ die Lücken da, wo auch unser weltliches Spintisieren und Hypothesenbauen allemal noch versagt, genau so grell. Die Existenz der furchtbaren

Leiden im Weltgeschehen hat noch kein Kirchenwissen logisch undisputiert, keine angebliche Offenbarung uns erklärt. Wer jenen stillen Glauben an den Trozdem-Sieg des Guten und der Harmonie, von dem ich als einer Grundlage des Religiösen gesprochen habe, nicht aus einer tiefsten Bilanz seiner Erfahrung selbst innerlich immer wieder zieht, den wird nach meiner festen Überzeugung keine einzige Deutung des Grundverhältnisses von Glück und Leid in den theoretischen, intellektuell aufgebauten Theodizeen unserer herrschenden Kulturkirchen vor dem tiefsten Versinken in pessimistische Stimmungen auf die Dauer bewahren können. Mit all ihrer dialektischen Kraft haben unsere Kirchensysteme ebenso wenig es tatsächlich in all der Zeit fertig gebracht, den gebildeten Teil der Kulturmenschheit mit Verstandesgründen von ihrer Auffassung des Unsterblichkeitsgedankens wirklich einheitlich zu überzeugen. Das sind große Mahnungen, die auch den stutzig machen müssen, der aufs peinlichste bestrebt ist, nicht aus irgendeinem eigenen Parteil Grunde sich gegen ein gigantisches Ringen des Menschengesistes zu verschließen, das zweifellos historisch auch in den Kirchengründungen immer wieder gesteckt hat.

Immer wieder: was kann die Kirche mir als religiösem Menschen heute noch geben? In Zeiten, wo das spontan aufwachsende religiöse Empfinden des Einzelnen so große Helfer hat wie Kunst, Wissenschaft, frei sich weiterentwickelnde Philosophie, unabhängige Ethik, eine in der Gemeinschaft aller Gebildeten ohne jede kirchliche Abgrenzung beständig zunehmende soziale und humanitäre Hilfsbewegung?

Ganz milde Vertreter der äußersten kirchlichen Linken werden ja durch immer weitergehende Konzessionen doch noch einen Rest kirchlicher Notwendigkeit retten wollen. Man verwirft da die Kirche als politische Partei, als Staat innerhalb der politischen Kulturstaaten. Man befürwortet selbst die Trennung von Staat und Kirche in jeder Gestalt, um die Kirche vom letzten Rest des Politischen frei zu bekommen. Man löst aber auch innerlich auf. Eine Kirche brauche kein starres Wissensprogramm zu haben. Sie können sich in dieser Hinsicht ausdrücklich anschließen an den Fortschritt der Forschung. Sie könne sich rein auf Pflege des religiösen Stimmungsgehaltes im Grundsinne beschränken, wobei durch die beiden Angelpunkte des Altruismus und des Weltvertrauens doch immer ein letzter Anflang an die Stelle bleibe, wo dieses tiefste innere Menschenerlebnis einmal so hellen Ausdruck gefunden: an

gewisse real wahre Sprüche und gewisse symbolische Dichtungen der Evangelien. Den frei von der Gemeinde erwählten Sprecher dieser Kirche bestimmte in seinem inneren Gehalt die besondere Stärke und Mitteilbarkeit des religiösen Gefühls. Seine wesentliche Pflicht wäre, an jenes tiefste Lebenselement, das in dem religiösen Empfinden steckt, zu erinnern, es öffentlich zu vertreten in allen besonders weihervollen, der Menschheit und ihren Gesamtzielen angehörigen Momenten, also sowohl bei den großen Einschnitten des individuellen Daseins (Geburt, erste Lebensreise, Tod uß.) wie bei bedeutenden Gelegenheiten auch des öffentlichen Lebens. Wobei der intellektuelle Inhalt dann zu entnehmen wäre aus Wissenschaft und Philosophie, doch ohne jeden Zwang des Absoluten, der formale aus der Kunst, der eigentlich religiöse aus dem Individuellen der Persönlichkeit selbst.

Machen wir Halt bei dem letzten Gedanken. Der Inhalt dessen, was der Vertreter vorträge, wäre im letzteren Teil nicht lehrbar, sondern müßte aus der Person selbst und zwar in ihrer Lebensreise erwachsen. Zu dem ersteren Teil aber würde je nachdem eine wissenschaftliche oder ästhetische Anlage und Bildung genügen, die Philosophie dabei als Wissenschaft wie alle anderen gerechnet. Der Mann könnte Historiker, Naturforscher, er könnte Maler oder Dichter seiner Bildung und seinen weiteren Talenten nach sein. Damit hätten wir den eigentlichen Theologen also schon ausgeschaltet! Aber es ist leicht zu sehen, daß auch der Begriff der Kirche sich in dieser Linie ganz sachte so umformt, daß seine ursprüngliche Definition einfach zu zerbrechen beginnt bis zur vollkommenen Auflösung.

Die Kirche soll sich vom Staate ganz trennen. Ich bin allerdings auch der Ansicht, wenn heute etwa der protestantischen Kirche ein Rat zu geben wäre, so müßte es in erster Linie dieser sein: sie werfe alle jene äußerlichen Krücken und Hilfen fort und bewähre so, daß sie noch eigenen geistigen Zweck in unserer modernen Welt hat, Kraft genug hat, ganz auf sich selbst stehend sich zu behaupten. Innerhalb ihrer Schranken würde das ganz gewiß einen neuen und frischeren Lebensgeist in sie bringen. Aber bei einer Kirche, wie sie eben geschildert worden ist, dem Nonplusultra einer ganz freien, ganz aufgeklärten, ganz idealen Organisation, ist das Sonderbare, daß sich grade die Extreme wieder berühren würden: es steckt in ihr ein Zug, wo der moderne Staat, der durchaus weltliche Rechts- und Sozialverband der mensch-

lichen Gesellschaft ihren wesentlichen Inhalt grade von sich aus reklamieren, von sich aus selbsttätig hervorbringen könnte. Jenem einfachen Gedanken, reise und starke Persönlichkeiten aus allen Berufszweigen heranzuziehen zur Vertiefung und Weihe gleichsam aller „Menschheitsmomente“ im öffentlichen wie privaten Leben, unabhängig von jedem bindenden kirchlichen Bekenntnis — diesem Gedanken wird nach meiner festen Überzeugung in nicht zu ferner Zeit gerade der Staat selbst in irgendeiner Form näher treten müssen.

Wir leben gegenwärtig in einer Epoche, wo die weltliche Verwaltung eine Menge solcher Momente, die früher der Kirche angehörten, in ihrer Weise zunächst rein bureaukratisch übernommen hat. Wie sie sie ausübt, das steht heute durch die Verknüpfung vieler Umstände im Zeichen der extremsten Nüchternheit, der fast aggressiven Abwendung von jeder Weihe, jedem Gemütsanteil. Man denke etwa an den standesamtlichen Akt einer Ziviltrauung, an das Registrieren einer Geburt. Diese Dinge haben sich bei uns zunächst so nüchtern entwickelt aus der Meinung heraus, daß die Kirche eben von sich aus parallel ihr Teil Weihe noch dazu tun werde. Seit die Kirche aber kein Staatszwang mehr ist, gehen täglich weitere Volksmassen an der Kirchentür nach dem anderen Akt vorbei, und das ist im rapiden Zunehmen. Äußere Faktoren bremsen da im Moment noch etwas. Laßt sie sich aber lösen — und sie werden sich lösen —, so sinkt jene Zusatzweihe allenthalben in ungeheuerem Maß dahin. Es bleibt die äußerste Kehrseite, die absolute Nüchternheit in all jenen Momenten. Das ist aber ein Zustand, an dem die weltliche Gesellschaft selbst auf die Dauer unmöglich vorübergehen kann. Die Augen müssen sich dafür öffnen, daß mit dem Verfall jeglicher Weihe an all diesen Menschheitspunkten das Gemütsleben im ganzen sinkt, das sittliche Bewußtsein der Nation heruntergeht. Gemütsleben ist eben nicht bloß ein kirchlicher Besitz, es ist auch ein nationaler. Man wird auf Mittel sinnen müssen, das Niveau dieser Dinge unabhängig wieder zu heben, von einem möglichst neutralen Boden aus, der nicht in die Verwicklungen der kirchlichen Anziehung und Abstoßung wieder hineinführt, sondern zunächst hinter all den verschiedenen engeren Meinungen den allgemeinen Gemütsboden als solchen langsam, vorsichtig zu erreichen sucht. Die Form dieser Dinge wird im Übergang ja zunächst eine äußerst schwierige sein, z. B. einen standesamtlichen Akt allmählich aus der Nüchternheit eines Registrierens

hinter Aktenbündeln wieder überzuführen zu einem ethischen Gehalt, ohne kirchliche Hilfe, rein mit weltlichen, aber doch tiefen, zum Gemüte Sprechenden, die Größe des Moments herausarbeitenden Mitteln. Ich glaube auch nicht, daß der Staat im ganzen gleich an solche Aufgaben herangehen wird. Ich hoffe da Hilfe zunächst vom engeren Gemeinwesen, den städtischen Verwaltungen zum Beispiel. Ich behaupte, daß es hier schon vielfältig Persönlichkeiten gibt, die den Schaden ganz deutlich sehen, denen die Lippe zuckt, hier irgendwie drein zu reden, ein Neues zu schaffen, das nicht Kirchenhilfe wäre und doch auch nicht bloß gemütsleeres, weihleeres Standesamt. Es gälte nur allmählich Übergangsformen zu finden.

Im Verfolg dieser Dinge würde es nun nicht zu vermeiden sein, daß von der weltlichen Verwaltung ernste, reife Persönlichkeiten aus den verschiedensten Berufen als Helfer herangezogen werden müßten. Für die Formen müßte die Kunst, für den Inhalt die intellektuelle Bildung mit hineingezogen werden. Mit der Forderung besonders gemüts tiefer Persönlichkeiten würde zuletzt aber auch gar nicht zu vermeiden sein, daß ganz tiefste, ganz wurzelhafte religiöse Züge hineingerieten. Und indem dabei jede Wissensreligion im theologischen Sinne peinlich vermieden, alle Aussagen auf die tiefste Empfindung bloß des Menschheits- und All-Anschlusses beschränkt würden, hier aber Kraft genug fänden, das Individuelle mit dem Ewigen, das Augenblickliche mit dem Ideal zu vertiefen und zu vergeistigen, würde dieser äußerste Einflang des Religiösen in eine ursprünglich rein weltlich geschaffene Institution, weit entfernt, zu schaden, auf einer reinsten Höhe sogar dem ganzen erst wieder die rechte Krönung geben — als Triumph des religiösen Elementes im Moment der vollkommensten Ausschaltung und wirklich jetzt auch vollkommenen Entbehrlichkeit der Kirche. Die aller-sublimste freie Ausgestaltung der Kirche, die in jenem Einwand konstruiert war, wäre: eine weltliche Institution der menschlichen Gesellschaftsordnung mit der Weihe religiösen Inhalts ohne jeden Zug von Kirche.

. Dem Wunsch, dem Werke meines Freundes Penzig einige Worte des Geleites mit auf den Weg zu geben, bin ich nachgekommen durch das Fragment eines eigenen Bekenntnisses zur Sache. Das Buch spricht für sich selbst.

Mittel-Schreiberhau i. R.
Haus Bölsche, 8. Oktober 1907

Los von der Kirche?



„Bedürfen wir des Pfarrers noch?“ betitelt sich das erste Doppelheft einer Broschürenreihe, die mit „Das moderne Christentum“ überschrieben ist¹. Der Herausgeber, Theodor Kappstein, teilt darin das Ergebnis einer Rundfrage mit, die er an — er sagt

nicht wieviel und welche Personen, spricht nur von einer „erheblichen Zahl von Gelehrten und Künstlern, sowie von anderen hervorragenden Damen und Herren der leitenden Kreise in Deutschland“ — gerichtet hat. Antworten veröffentlicht er 51; darunter indessen auch etwa andert-halb Duzend bloßer Zitate aus älteren Schriften, so daß man schon nach der Quantität der eingelaufenen Äußerungen nicht eben auf ein allzu großes Interesse der Befragten schließen kann. Aber auch die Qualität dürfte verwöhnteren Ansprüchen kaum genügen. Der Grund dafür ist leicht zu finden. Die Rundfrage selbst trug nämlich leider keineswegs den glücklich subjektiven Charakter, wie der Buchtitel: „Bedürfen wir des Pfarrers noch?“ obwohl dieses „Wir“ jedenfalls der Erläuterung bedurft hätte, sondern stellte eine lederne akademische These zur Diskussion: „Hat der Pfarrer in der modernen Kulturwelt noch eine selbständige Bedeutung?“ So provozierte sie geradezu die typische Antwort Peter Rosegggers: „Das läßt sich doch nicht mit wenigen Worten beantworten, dazu gehören Studien und man müßte ein Buch darüber schreiben.“ Die weniger Weitblickigen oder Gewissenhaften aber glaubten die kulturgeschichtliche Frage ziemlich „aus dem Handgelenk“ — nach augenblicklicher Stimmung, persönlichen Zufallserfahrungen und gelegentlichem Nachdenken beantworten zu können. Da ist es denn nicht wunderbar, daß nicht viel Wertvolles zutage kam. Interessanter wäre jedenfalls die noch sehr viel mehr subjektiv und persönlich zugespitzte Frage gewesen: „Bedarfst du des Pfarrers noch? Wann und Wozu?“ aber freilich — das grenzt hart an Indiskretion!

Solche Fragen kann der Schriftsteller nur indirekt — als ein unsichtbarer Beichtiger, der gar keine ausdrückliche Antwort hören will — seinem Leser zu eigener Selbstprüfung vorlegen. Und wie die Antwort darauf ausfällt, das ist ungemein wichtiger, als jene Notizensammlung

¹ Verlag Hupeden & Merzqn, Berlin, 1906.

irgendwie „führender“ Leute. Von mehr oder minder liebenswürdigen Anerkennungen seiner kulturgeschichtlichen Bedeutung kann kein Stand leben; es kommt darauf an, ob man ihn braucht, wer die Braucher sind und wozu er dienen soll. Die kulturgeschichtliche Bedeutung eines Berufes kann längst null sein, ja sein Kulturwert mit negativem Vorzeichen behaftet — nichtsdestoweniger blüht er und nährt seine Angehörigen — man denke (sans comparaison s. v. p.) an Wahrsagerinnen, Kartenschlägerinnen, Kurpfuscher, fahrendes Volk mit seinen brotlosen Künsten überhaupt —; Astrologie wiederum, Alchimie u. dgl. haben geschichtlichen Wert genug als die Mütter der Wissenschaften Astronomie und Chemie, dagegen gar keinen unmittelbaren Gebrauchswert mehr. Andere Berufe endlich haben ihren bedingten und begrenzten Wirkungskreis in ganz bestimmter Umwelt, während sie anderweitig weder bekannt noch begehrt sind: die Reepschläger in Seestädten, Holzschuhmacher u. dgl.; die Kultur schafft zum Teil neue Berufsstände (vgl. die Spezialisierung des kaufmännischen Berufes: Hypothekenmakler, Grundstückspekulanten, Börsensensale usw.), zum Teil macht sie solche ganz oder in gewissen Kreisen überflüssig. Jahrhundertlang hat sich der Bauernstand ohne studierte Ärzte beholfen; heute erleben wir, daß sich eine nicht unbedeutende Anzahl von Angehörigen der verschiedensten Volksklassen bewußt und absichtlich von der akademisch betriebenen Heilkunde abwendet und mit Naturheilkunde ihre Gesundheit zu erhalten strebt. Die Dienste der Juristen in zivilrechtlichen Angelegenheiten hat stets nur ein — allerdings mit der Verwicklung der Lebensverhältnisse wachsender — Teil der Bevölkerung beansprucht. Kritische Urteile hört man gelegentlich über die Entbehrlichkeit der Diplomaten und Berufskonsuln; die Rüstungsbeschränkung und der Versuch, die Verhältnisse der Staaten untereinander durch Rechtsatzung, statt durch Machtentfaltung zu ordnen, bedroht den Berufssoldaten. Nach Einführung der Zivilgesetzgebung ist nun heute die rechtliche Möglichkeit geschaffen, daß der Bürger auf die Dienste der Geistlichkeit, die nunmehr keinerlei staatliche Funktion zu verrichten hätte, ganz und gar verzichtet.

Ob und in welchem Maße dies wirklich zutrifft, ist eine Frage, an der nicht nur der Kulturhistoriker, sondern auch der Politiker und vor allem der bedrohte Stand selbst das allerhöchste Interesse haben muß. In Frankreich macht man soeben den Sprung ins Dunkle.

Niemand vermag auch nur annähernd zu sagen, ob nach Wegfall der staatlichen Unterstützung des Klerus das Bedürfnis nach geistlichem Beistand groß und mächtig genug sein wird, um die Erhaltung des bisherigen Standes auch dann zu sichern, wenn die ungeheueren Reserven, die als Besitz der toten Hand im In- und Ausland heute noch herangezogen werden können, einmal versiegen werden. Offenbar würde auch eine kirchliche Statistik über die Zahl der in den letzten Jahrzehnten vorgenommenen Kultusakte — vorausgesetzt, daß eine solche, die wissenschaftlich brauchbar wäre, existiert — keineswegs mehr als einen höchst unsicheren Wahrscheinlichkeitsvoranschlag ermöglichen. Denn bei so radikalen Änderungen, wie sie das Verhältnis von Staat und Kirche in Frankreich soeben erfährt, muß mit dem Aufkommen einer neuen Sitte und Tradition gerechnet werden, von der die alte — vorläufig unmöglich zu übersehen, in welchem Grade, — abgelöst werden wird. Was bisher in radikalfortschrittlichen, republikanischen und sozialistischen Kreisen bis zu einem gewissen Grade nur als Parteisache galt, sein Leben außerhalb des Daches der Kirche zu ordnen¹, das könnte leicht vom Fanatismus jetzt als Merkmal echt „staaterhaltenden“ Sinnes angesehen werden. Wie weit ferner der Fortfall staatlichen Zwanges bei Eintreibung der kirchlichen Abgaben die unlustigen bürgerlichen Zahler zum Einstellen aller Leistungen für die Kirche verlocken wird, ist wiederum gar nicht vorauszusagen.

Andererseits beweist das Beispiel der Vereinigten Staaten Nordamerikas mit seinen blühenden Sekten und religiösen Vereinigungen aller Art (trotz oder vielmehr infolge Abwesenheit alles kirchlichen oder staatlichen Zwanges) deutlich genug, daß eine Nachfrage nach geistlichem oder überhaupt religiösem Helferdienst besteht, die selbst vor den bedeutendsten Opfern nicht zurückschrikt.

Für Deutschland würde ja eine vergleichende Statistik der kirchlich eingegneten Eheschließungen, der Kindertaufen, Konfirmationen, Abendmahlsbesuchsziffern, kirchlichen Begräbnisse, auch (falls möglich) die Kontrolle des Kirchenbesuchs, der gestifteten Messen, der Zuwendungen für kirchliche Zwecke u. dgl., andererseits der förmlichen Kirchenausstritte gewiß eine ziemlich zuverlässige Auskunft auf die Frage

¹ Bekanntlich nahm man es damit nicht sehr streng. Dem Romanen fehlt das innerliche Verhältnis zu seinem „Glauben“. Daher übergaben Atheisten und Freidenker ruhig ihre Töchter den frommen Schwestern zur Erziehung.

erteilen: „Was ist?“ Aber selbst wenn sich eine solche Aufstellung machen ließe, wenn die Fehlerquellen, die wesentlich auch in dem Interesse der beteiligten kirchlichen Körperschaften, ihren Einfluß möglichst hoch zu veranschlagen, zu suchen wären, gänzlich ausgeschaltet werden könnten, so würde das erhaltene Bild doch eben nur die Oberfläche berühren. Gefinnungen sind statistisch nun einmal nicht zu fassen. Soviel wird jedenfalls auch von den eifrigsten Vertretern kirchlicher Fürsorge, die, dem Zuwachs der Bevölkerung vorausseilend, überall neue Kirchen und Zentralpunkte geistlichen Wirkens zu schaffen suchen, zugegeben werden, daß die Gesamtzahl der nominell einer Kirche Angehörigen im Verhältnis zu der Zahl der ihre Gnadenmittel Beanspruchenden unerlaubt groß ist; daß ferner wiederum die ermittelte Gesamtzahl der Kirchengänger, Abendmahlbesucher, kirchlich Getrauten uß. in betäubend bescheidenem Verhältnis steht zu denen, die man wirklich „Gläubige“ nennen dürfte — und daß endlich auch unter den Gläubigen eine Sonderung der noch im Sinne der alten Bekenntnisse Rechtgläubigen von den Laien, Zweiflern und Sektierern ganz merkwürdige Resultate ergeben würde.

Es seien hier die ernstesten Worte zitiert, mit denen die „Chronik der christlichen Welt“ (Herausgeb. Lic. Friedr. Wilh. Schiele, Verlag J. C. B. Mohr, Tübingen) vom 5. Juli 1906 ihre Vierteljahrsübersicht über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiete der deutschen evangelischen Landeskirchen einleitet. Sie schreibt:

„Während das Deutsche Reich immer drohenderen Gefahren entgegen-
treibt — um so drohenderen, je mehr man sie sich zu verbergen
trachtet —, wird auch die Lage der deutschen evangelischen Kirchen
immer bedenklicher. Ein Kampf um Sein und Nichtsein steht beiden
über kurz oder lang (der Kirche wohl über kurz) bevor. Wird dann
die Waffe scharf sein, welche allein den Kirchen ziemt, sich der Feinde
zu erwehren, die ihr Leben bedrohen?“

An den leitenden und einflußreichen Stellen, welche die Politik unserer
Landeskirchen monopolisiert haben, und überhaupt in den Kreisen, die
sich selbst die „kirchlichen“ nennen, scheint man vom ungeheueren Ernste
dieser Gefahr noch wenig zu spüren. Daß in Frankreich die Trennung
von Kirche und Staat vollzogen und vom Volke — vom wirklichen
Volke — freudig gebilligte Tatsache ist, daß diese Bewegung schon auf
die benachbarte Schweiz praktisch übergegriffen hat, daß in unseren

Parlamenten alsbald die gleiche Forderung erhoben werden und Majoritäten finden wird: sehen sie es oder sehen sie es nicht? Daß die Mehrzahl der protestantischen Wähler des Deutschen Reiches in ihren Parteiprogrammen die Trennung von Staat und Kirche oder die Erklärung der Religion für Privatsache (und damit das Ende der deutschen Landeskirchen) jetzt schon verlangt: wissen sie es oder wissen sie es nicht? Daß auf dem empfindlichsten Gebiete — dem der Jugenderziehung — der helle Kampf um eben dies Programm schon ausgebrochen ist: haben sie es gemerkt oder nicht? Warum sammeln sie sich nicht zur Verteidigung an der bedrohten Stelle? Hoffen sie bei der Trennung von Staat und Kirche das zu verwirklichen, was ihnen als „Selbständigkeit der Kirche“ vorschwebt? Oder deuten sie die Zeichen der Zeit anders, als wir? Jedenfalls hören doch auch sie täglich immer lauter den Ruf: Los von der Konfessionskirche! Los von der Klassenkirche! Aber der unmittelbare Erfolg, den solches Rufen im Volke hat, scheint ihnen so unbedeutend zu sein, daß sie — nach ihren Kundgebungen und ihrem Schweigen, ihrem Tun und mehr noch ihrem Lassen zu urteilen — sich allzu schnell über die paar Austritte aus der Landeskirche trösten, die um dieser Parolen willen vollzogen werden. Zum mindesten sind sie weit, weit davon entfernt, das Berechtigte, das in dieser antikirchlichen Stimmung liegt, anzuerkennen und für das Unberechtigte die Schuld auch bei sich selbst zu suchen.

Es sollte den Kirchen und den „Kirchlichen“ aber bei Beurteilung der Gefahr nicht darauf ankommen, ob Austritte aus der Kirche in der äußerlichen juristischen Form, die dafür vorgeschrieben ist, vollzogen werden, sondern ob sie innerlich geschehen. Und da darf doch kein Zweifel sein, daß jeder, der in ehrlicher Entrüstung den Ruf: Los von der Konfessionskirche! zu seiner dauernden Überzeugung gemacht hat, aus der Konfessionskirche ausgeschieden ist, daß jeder, der die Klassenkirche verdammt, die Klassenkirche verlassen hat. Betrachtet man die Sache aber so (und eine evangelische Kirche muß sie so betrachten), dann haben unsere Landeskirchen in der Tat die größte Zahl ihrer Mitglieder bereits verloren — es müßte denn sein, daß diese Kirchen insgesamt durch die Tat den Beweis anzutreten gedächten, daß sie keine „Konfessions“-Kirchen und keine Klassenkirchen seien. Anzeichen davon hat das vergangene Vierteljahr nur verwegene Optimisten bemerken lassen.

Das Feldgeschrei: Los von der Konfessionskirche! richtet sich zwar

nicht gegen die evangelischen Kirchen allein, aber es fügt ihnen den größten Schaden zu. Das ist auffällig. Denn in Wirklichkeit ist die katholische Kirche in viel höherem Maße Konfessionskirche im Sinne des Schlagwortes, als die evangelische. Während in den evangelischen Landeskirchen die Geltung der Bekenntnisse allenthalben irgendwie eingeschränkt ist, hat in der katholischen das Bekenntnis den Sinn der normativen Regel: wer den Kirchenglauben nicht teilt und anerkennt, verfällt dem Anathema; die Konfession hat eliminatorischen Charakter.

Aber die katholische Kirche beugt der Gefahr vor, die ihr hier drohen könnte. Sie bedrängt ihre Anhänger nicht dadurch, daß sie die Bekenntnispflicht ihnen als subjektive Gewissenspflicht unaufhörlich lebendig erhält. Sie begnügt sich mit der generellen Zustimmung und der ungeprüften Zugehörigkeit. Und vor allem: sie stellt ihren Zugehörigen jederzeit moderne katholische Aufgaben, sie erweitert unablässig den konfessionellen Pflichtentkreis ihrer Bekenner, sie fordert von ihnen immer neue, aktuelle Arbeit — und alle diese Arbeit konfessionalisiert sie. Im abgelaufenen Vierteljahr haben die deutschen Katholiken in neu erprobter Zuverlässigkeit für die Sicherung des Deutschen Reiches nach außen, für die Fortführung der politischen Reformen im Innern, für die Erhaltung der Landwirtschaft wie für die Erstarkung der gewerkschaftlichen Arbeiterschaft und der sozialen Bewegung überhaupt, für die Bildung und die Bindung der akademischen Jugend, für die Vertiefung der katholisch-patriotischen Empfindungen im Volke, für eine gesunde Lösung der Nationalitätenfrage und für unzähliges Andere soviel äußerlich und innerlich befriedigende konfessionelle Arbeit zu leisten gehabt, daß nur wenige ihrer Kirche um der Konfession willen untreu geworden sind.

Anders die evangelischen Kirchen. Sie sind nicht Kirchen der Werke, sondern Kirchen des Glaubens. Sie können den Fragen des Bekenntnisses nicht durch Arbeiten und Wirken aus dem Wege gehen, sondern müssen sie suchen und im Gedankenstreite und Gewissenskampfe ergründen. Die Gebiete nationaler, politischer, sozialer, humanitärer Wirksamkeit müssen (oder müßten) sie grundsätzlich dem weltlichen Regiment und der staatlichen Politik und der bürgerlichen Organisation überantworten, dem kirchlichen Regiment und der kirchlichen Politik und der kirchlichen Organisation immer mehr entziehen. Um ihrer

Konfession willen müssen (oder müßten) sie sie diskonfessionalisieren. Und so stehen sie in der Gegenwart einzig vor der einen großen konfessionellen Aufgabe, Wege zu finden, wie sie in der Verkündigung des Wortes Gottes dem ungeheuren Umschwung Rechnung tragen sollen, welcher durch Aufklärung und moderne Wissenschaft sowohl in der Gemeinde als in der Theologie seit dem letzten Jahrhundert sich vollzogen hat.

Weit entfernt aber diese Aufgabe als ungelöst anzuerkennen, und die Frage, ob sie etwa durch „Konfessions“-Kirchentum (im Sinne des Schlagwortes) gelöst werden könne, mindestens als offene, wenn nicht als höchst zweifelhafte Frage zu behandeln, entziehen sich unsere Kirchen fast alle in ihren offiziellen, verantwortlichen Vertretungen und ihren einflußreichen, unverantwortlichen Dirigenten den hier gegebenen Pflichten.“

Es folgt nun eine bittere, aber gewiß nicht unberechtigte Kritik der evangelischen Kirchenleitung. Der Verfasser läßt seine Warnungsrufe darin gipfeln, daß er das eigentlich konfessionell Bestimmende des evangelischen Glaubens in der — konfessionellen Unbestimmtheit erblickt und den Ruf: Los von der Konfessionskirche! in bestimmtem Sinne akzeptiert:

„Für die Gegenwart aber ergibt sich der evangelischen Kirche aus der Parole: Los von der „Konfessions“-Kirche! die Mahnung, in einem tieferen Sinne diesen Ruf selbst zur Tat zu machen. Der Evangelische, der heute nicht an der Zersetzung des exklusiven Konfessionalismus mitarbeitet, handelt unkonfessionell.“

Und ebenso wird der zweite Ruf: „Los von der Klassenkirche!“ pariert durch die ernsteste Mahnung an die Kirchenbehörden, auch nur den Schein einer Verzerrung der religiösen Gemeinschaft zu einer politischen oder sozialen Kampforganisation zu meiden; gleichzeitig wird die evangelische Kirche als deutsche Volkskirche, die ihre eigentliche lebendige Kraft in der Einzelgemeinde habe, aufgerufen, in das Evangelium des göttlichen Wortes das lebendige und tätige Eintreten für das Wohl der Volks- und Staatsgemeinschaft unter Ausschließung aller politischen und wirtschaftlichen Parteilichkeit hineinzubeziehen.

Ob diese sicherlich von der echten Liebe zu dem in der Kirchenlehre nun doch einmal verkörperten christlichen Glauben diktierten Warnungsrufe Erfolg haben werden? Ja auch nur können? Die sie ausstoßen, sind in der offiziellen Kirchenwelt verfehmt, kaum geduldet. Die Ge-

fahren, die sie sehen, werden dort hochmütig geleugnet. Man zehrt vom Kapital der Reformatoren und fristet sich von der Hand in den Mund, ohne der Zukunft zu gedenken.

Ich vermag weder die Hoffnungen, noch die Wünsche der liberalen Theologie zu teilen. Sie werden den Zerfallsprozeß der Kirche nicht aufhalten, vielmehr unbewußt fördern und beschleunigen. Eine Kirchengemeinschaft mit dem Prinzip der individuellen Glaubensfreiheit ist ein hölzernes Eisen. Kirchengemeinschaft ruft nach Autorität, nach Bekenntnis. Von beiden ist Zwang unzertrennlich. Darum ist eben, wie Schiele richtig erkennt, der Konfessionalismus der unerbitterlichste Feind aller erlebten, also freien, Religion. Es ist nur ein Spiel mit Worten, dem exklusiven Konfessionalismus einen freien (evangelischen) entgegenzusetzen. Wer wahrhaft frei ist, schließt freilich niemand um seines Bekenntnisses willen aus — hat aber auch weder Bedürfnis noch Kraft, seine Freiheit mit anderen zu teilen. Geteilte Freiheit ist Beschränkung. Luther war frei und evangelisch in seiner Mönchszelle, als seine Seele den direkten Zugang zu seinem Gott gefunden hatte; der Luther der Wittenberger Thesen, der Augustana und des Katechismus war ein Gebundener, mochte er sich auch selbst die Fesseln angelegt haben. Wer mit einer Gemeinschaft etwas bekennt, muß exklusiv sein. Was ihn hier einigt, das trennt ihn dort. Ein Bekenntnis ist, es sei so vorsichtig wie möglich abgefaßt, doch immer mindestens ein assertorischer Satz, der sein apodiktisches Gegenteil ausschließt. Welchen anderen Sinn soll es denn (als Gemeinschafts Sache) haben, als den einer „normativen Regel“? Mag das Anathema der Evangelischen minder grob, humaner, oder meinetwegen auch — matter sein, als der Fluch des Statthalters Christi, einen eliminatorischen Charakter muß es auch haben. Was soll denn ein Bekenntnis, das nicht verpflichtet?

Der Bruderstreit zwischen Orthodoxen und Liberalen dreht sich ja auch gar nicht um Abschaffung des Bekenntnisses, sondern einzig um seine rechte Form. Der modernen Welt ist das Apostolikum zu grob geworden; sie nimmt Anstoß an der robusten und derben Glaubenskraft der Vergangenheit, die, nach Tertullians: *credo quia absurdum*, absichtlich die schärfsten Vernunftwidersprüche zum Verdauen aufgab: Drei gleich eins; wirkliche Personen und doch zur Einheit verschmolzen; der Sohn gleichen, nicht nur ähnlichen, Wesens mit dem Vater; erzeugt

vom heiligen Geist, geboren von der Jungfrau, aufgefahren zum Himmel, Auferstehung des Fleisches usw. usw.

Dergleichen bewältigt eben der Glaube von heute nicht mehr. Aber wenn man auch statt dieser groben Brocken ein lindes Süpplein anrührt, für schwache Glaubensmägen mit wenig Gewürz angerichtet und leicht zu schlucken — eine gemeinschaftliche Mahlzeit bleibt es immer; und wer sich weigert und nicht mitessen will, dem muß man — in der höflichsten Form — immerhin begreiflich machen, daß er dann nicht in die Gesellschaft gehört.

Etwas anderes ist es, wenn jedermann sich nach seinem persönlichen Geschmack und Können, sein für ihn ausschließlich bestimmtes Gericht selbst bereitet, wenn, mit einem Worte, Religion eben nicht mehr Gemeinschafts-, sondern persönliche Gewissenssache des einzelnen wird. Hier ist mit einem Schlage Autorität und Zwang, Bekenntnis und Norm, Ausschließung und Anathema verschwunden — aber freilich auch die Kirche mit allen ihren Gnadenmitteln. Das geht (glücklicherweise, denn es verrät ehrliches Zartempfinden) vielen gegen die Pietät. Los von Rom? ja mit Freuden! Los von Wittenberg? ja, wenn auch ungern! Los von der Kirche? Nein, niemals! Dann bauen wir eben neben den vornehmen Dom lieber ein provisorisches Notkirchlein, mit den Resten des Alten, so gut oder schlecht es eben gehen will.

Aber, alle Pietät in Ehren, die Logik ist eine furchtbar zähe Mahnerin. Man wollte und kam von Rom los, weil die Sehnsucht des Menschenherzens nach Versöhnung mit Gott der geschäftigen Mittlerschaft mit ihrer Werkgerechtigkeit und ihrem Ablaßtram satt geworden war. Ungestim drängte die Seele des durch die Sünde geknechteten Christenmenschen nach der Freiheit und Seligkeit, die durch den Glauben an den Erlösertod Jesu Christi allein gewonnen werden konnte. Weg mit Priesterschaft und Papst — Menschen können uns ja nicht helfen — weg mit Menschenfagung und Konzilienbeschlüssen: allein Gottes Wort sei das Licht in der Finsternis — hieß es damals.

Man wollte und kam auch von Wittenberg los. Aus den Führern zur Freiheit waren dogmatische Herren und Bedrücker geworden; der Glaubensgeist, der zur Freiheit und Rechtfertigung führen sollte, war selbst wieder zum Buchstaben geworden, Gottes Wort zu einer inspi-rierten heiligen Schrift erstarrt. Menschenfagung auch in den neuen,

den reformierten Bekenntnissen; echte Frömmigkeit schlich wieder aus der Kirche in die Konventikel. Aber überall, auch dort, versing sich der lebendige Glaube in Satzungsstriden und Bekenntnisnehen. Die wissenschaftliche Theologie reißt und zerrt heute daran. Aber sie greift nicht durch. Andere Fäden, elastischere, modernere, will sie einziehen und läßt doch das Ganze bestehen.

Es liegt wirklich nicht viel daran, ob die Fäden gröber oder feiner gesponnen sind. Neß bleibt Neß. Hier hilft nur der Ruck: Los von der Kirche! Wer die Kirche will, muß auch ein Bekenntnis wollen, muß Autorität, Dogma, Kultus, die Exoterik und Esoterik des Symbols: den groben Götzendienst der Masse, und die feine Deutung der Eingeweihten wollen. Jeder einzelne von den liberalen Theologen muß und wird für seine Person bekennen, daß er für den Zugang zu seinem Gott Priesterzählung, Wort und Kultushandlung nicht unumgänglich braucht. Er redet sich vielleicht ein und hält Achtung vor der Tradition für den Ausdruck eines inneren Bedürfnisses. Aber im Grunde braucht er sie nur — für die anderen. Gewiß ist es auch ihm ein freudig-erhebendes Gefühl, mit einer Gemeinschaft Gleich- oder Ähnlich-glaubender in gegenseitigem Meinungsaustausch und geistigem Beistandsverhältnis zu stehen; gewiß scheint es pietätvoller und zarter, die alten Formen langsam mit neuem Inhalt zu füllen, als sie schroff zu zerbrechen — aber ist denn jene Gemeinschaft noch eine Kirche mit ihren Gnadenmitteln, ein fester Verband von durch Taufe, Bekenntnis und Sakrament Geeinter, und nicht vielmehr nur eine lose Vereinigung Gleichstrebender und Gleiches Wollender? Stehen die „Freunde der christlichen Welt“, oder wie sie sich nennen mögen, allesamt auf dem Boden eines Wahrheitsbekenntnisses, oder haben sie nicht vielmehr die größte Mühe, sich jedesmal von Fall zu Fall und gelegentlich auf Thesen über irgend einen Glaubensgegenstand zu einigen?

Sie wollen „wissenschaftliche Theologie“ treiben. Sehr schön. Wissenschaft verträgt keine „Herzensteine“, kein Sichzurückziehen auf „innere Erlebnisse“, auf die „Erfahrungstatsachen des gläubigen Herzens“, sondern will mit kühlem Kopfe behandelt werden. Hier ist Einigkeit über gewisse Grundwahrheiten möglich und wirklich. Nur daß es niemand glücklicher macht, wenn er mit hundert oder mehr Kollegen darüber einig ist, daß z. B. das Johannisevangelium als „historische“ Quelle für das Leben Jesu ausscheidet, daß die synoptischen Wunder-

berichte aus tatsächlichen Heilungen und mißverstandenen Gleichnissen entstanden sind, oder dergleichen. Es besteht gar kein Zusammenhang zwischen der wissenschaftlichen Wahrheitserforschung und dem Bedürfnis des gläubigen Herzens. Und doch soll diese wissenschaftliche Theologie die Brücke schlagen zwischen dem alten Glauben und dem modernen Bewußtsein! Eine merkwürdige Brücke, der entweder vorn oder hinten die Widerlager fehlen! Soweit sie Wissenschaft ist, hat sie nichts mit dem Glauben, soweit sie gläubig ist, nichts mit dem Wissen zu tun. Denn die Personalunion eines gläubigen Herzens mit einem kritischen Kopfe beweist seit Jacobi nichts mehr, weder für die Wissenschaftlichkeit des Glaubens, noch für die Gläubigkeit der Wissenschaft. Man kann ein anerkannter Gelehrter in Exegese, Symbolik oder Dogmengeschichte sein, dazu ein vortrefflicher Kanzelredner, tüchtiger Seelsorger, Volksbildner usw., und doch ein Ungläubiger, ein Heide des Herzens, ein unfrommer Kezer. Die Gläubigen aber suche man heute lieber nicht auf Kanzeln und Lehrstühlen, auch nicht in der Kirche, sondern außerhalb: es sind die Leute, die mit Schiller „aus Religion keine Religion“ mehr bekennen und ihr „Los von der Kirche!“ rufen, weil sie in ihr die Markthelferin bei jedem Schacher um Wahrheit erkannt haben, die große babylonische Hure, um auch einmal biblisch zu sprechen, die das Edelste um schändlichen Lohn preisgegeben. Aus der einsamen Herzensreligion hat sie ein plapperndes Bekenntnis auf den Gassen gemacht, aus tiefem Empfinden leeres Schwätzen, aus frommem Gedenken lärmende Feste, aus dem stillen Kämmerlein des Beters goldstrotzende Säulenhallen; aus dem natürlichen Wasser, Wein und Brot zauberte sie ein mystisches Lebenswasser, heiliges Blut und Fleisch, in, mit und unter denen die Gottheit taschenspielerisch geistige Gaben verberge; ja, man darf es aussprechen, aus dem lebendigen Gott, den der Fromme in seinem Herzen wirkend fühlte, hat sie den Gözen, den Fetisch für die Masse gemacht. Der freie Liebesdienst an der Gemeinschaft ist zur Pfründe entartet; aus dem Helfer wurde der Priester, in seiner Entartung der Pfaffe.

Eine Reform dieser Kirche, selbst an Haupt und Gliedern, ist kaum möglich, sie müßte denn ihre Grundlage, ihr ganzes Wesen und ihren Zweck ändern wollen.

Ihre Grundlage ist verfehlt. Sie baut — in vollem Gegensatz zu Jesus, der seinen Gott erlebte, aber keine Lehrsätze über ihn

aufstellte, im Gegensatz auch zu seinen unmittelbaren Jüngern, die wiederum die Persönlichkeit Jesu erlebten, — auf ein rabbinisches Wissen um die Geheimnisse Gottes, wie es Paulus dogmatisierte. Wohl nannte er es ursprünglich ein Glauben, wohl steckte die ganze, lebensumgestaltende Kraft einer neuen Motivation des Willens in diesem Glauben, aber schon Paulus selbst und mit und nach ihm die apostolischen und Kirchenväter — verwechselte die innere Wahrheit des Erlebens mit der wissenschaftlichen Wahrheit des Erkennens. Die Kirche lehrte, und ward dadurch aus einer Gemeinschaft der das gleiche Wollenden zu einer Gemeinschaft der das gleiche Glaubenden. Statt die neue Sanktion der Moral, wie sie Jesus wollte, indem er das Bewußtsein der Zugehörigkeit zum auserwählten Volke in eine Gotteskindschaft aller Menschen, die guten Willens sind, erweiterte, zur Grundlage der neuen Gemeinschaft zu machen, wurde das Wissen um Tod und Auferstehung dieses Jesus und der Willensakt, der hierin eine Rechtfertigung vor Gott suchte, der Grundstein des künstlichen Lehrgebäudes. Jesus, der der Religion die entscheidende Wendung zum Ethischen geben wollte, wurde zum Objekt göttlicher Verehrung. Um seine Person, seine Natur, sein Wesen, entspinnt sich der hitzige Theologenstreit; die Spitzfindigkeiten der Kirchenväter, Kirchenlehrer, Konzilienbeschlüsse wetteifern, darin eine Glaubenswahrheit mit dem Range einer Wissenswahrheit zu schaffen. Das ganze Weltbild der Antike wird zugunsten der neuen „christlichen Wissenschaft“ umgestaltet und ins Groteske verzerrt. Denn diese „Wissenschaft“ ist keine Wissenschaft der alten Art, die da mit jedem neuen Tage Neues lernen will, niemals sich wohler fühlt, als wenn sie einen alten Irrtum pietätlos in die Grube fahren sieht und duldsam ist gegen jede andere Meinung, die sich auf Beweise stützen zu können meint; nein, sie ist ein Wissen um eine fertige Wahrheit, eine Offenbarungsweisheit, an der nichts hinzugetan, nichts weggenommen werden darf, eine Wissenschaft, die nicht mit Gründen und Beweisen streitet, sondern mit Autorität, oder günstigstenfalls mit einer nicht weiter diskutierbaren „inneren Erfahrung“, eine Wissenschaft, die ihre Leugner nicht vornehm ignoriert, sondern zur höheren Ehre Gottes verfluchte und verbrannte.

Der Streit um das Apostolikum, der nicht enden will und kann, die fortwährenden Versuche der protestantischen Kirchenbehörden, Pastoren den Lehrprozeß zu machen, der Index der römisch-katholischen Kirche, die Maßregelungen katholischer Professoren und Schriftsteller wegen

Irrlehre — das sind die letzten folgerichtigen Ausläufer dieser Inquisitionspraxis. Die Bekenntniskirche kann, weil auf „Wahrheit“ ruhend, niemals anders handeln.

Das Wesen der kirchlichen Gemeinschaft wird man, soweit die Kirche Heilsanstalt sein will, in dem System der Hilfeleistung erblicken müssen, die dem „Laien“ vom „Klerus“ zuteil wird. Es kommt dabei natürlich nicht wesentlich auf die Art und Weise an, wie diese „Auserwählten“ zu ihrem Amte gelangen, ob die Kirchenverfassung also mehr demokratisch oder aristokratisch ist, ob bestimmte Studien, Lehrgänge, Lebensführung, gewisse Gelübde und dergleichen vorgeschrieben sind, oder ob unmittelbare „Inspiration“ und „Zungenreden“, wie bei manchen Sekten, die Befähigung zum Amt eines Leiters der andern erweist. Überall hat sich die Trennung von Geistlichen und Weltlichen durchgesetzt, selbst da, wo im Prinzip die „allgemeine Priesterschaft“ verlangt wurde. Das ist ein einfaches Gesetz der Arbeitsteilung.

Verhältnismäßig unwesentlich ist auch die „Ausgestaltung des Heilsweges“, ob der Priester dem Opferkultus vorsteht, ob er die Gebete leitet, Seelsorge übt, ob ihm zwei oder sieben oder mehr „Sakramente“ zur Verfügung stehen, ob er nur Prediger und Diener am Wort ist, für Erwachsene oder für die Jugend, ob ihm eine besondere „Heiligkeit“ zugebilligt wird, oder ob er sich wirklich als „Diener“, Diakonos, der Gemeinde fühlt — die einfache Tatsache einer Scheidung zwischen Klerus und Laienwelt ist der zweite Grund, warum eine Reform der Kirche scheitern muß.

Bedingt ist diese Scheidung in letzter Instanz durch die schroffe Trennung von Gott und Welt, Geist und Fleisch, Religion und Ethik, Sorge für die unsterbliche Seele und weltliche Geschäfte, Jenseits und Diesseits, wie wir sie in der Zielsetzung der Kirche wiederfinden werden.

Mit dieser Trennung innerhalb der Gemeinde wird das für ein gesundes Gemeinschaftsleben allein mögliche Gesetz der Wechselwirkung, der gegenseitigen Hilfe und des Dienstes der Liebe verdrängt durch das Gesetz der einseitigen Fürsorge der Sachverständigen für die Mindererfahrenen, kurz durch Autoritätsverhältnis und den dadurch bedingten milderen oder härteren Zwang zur Seligkeitsgewinnung. Der Weg zum Heil wird monopolisiert, wie das die „alleinseligmachende“ römische Kirche mit erfrischender Offenheit ausdrückt.

Es soll auch hier gar nicht geleugnet werden, daß die Stellung der protestantischen Geistlichkeit, die Abschaffung des Cölibats, die Einschränkung der Sakramente usw., einen guten Schritt vorwärts von der Priesterkirche zur „weltlichen Kirche“ bedeutet, genau so, wie auch die einseitige Begründung auf Lehre, statt auf Willenstat, mehr der römisch- und griechisch-katholischen Kirche eignet, als der Reformation. Man hat eben versucht, so gut es möglich war, die Grundirrtümer der Kirchengründung nachträglich zu korrigieren, aber das hat schließlich doch seine Grenzen. So wenig selbst die freieste protestantische Kirche ihren Dienern die „absolute Lehrfreiheit“ auf der Kanzel geben kann, ohne ihre Grundlage zu verlassen, so wenig kann sie auch den Unterschied zwischen dem beamteten Diener des Evangeliums und dem einfachen frommen Christ gänzlich verwischen lassen. Sie muß bestimmte Ordnungen haben — Ordinierung meinerwegen statt „Priesterweihe“ — muß die Vorbildung und materielle Stellung ihrer Diener regeln und auch auf ihre „Amtswürde“ halten. Durch ihre unselige Verquickung mit dem Staat und durch ihre Privilegierung als staatlich anerkannte Religionsgesellschaft erwächst ihr die Nötigung, ein, wenn auch noch so lockeres, hierarchisches System aufzustellen, und auch die Demokratisierung durch die Synodalverfassung vermag wohl vermögensrechtliche und Verwaltungsfragen der Entscheidung von Laien zu unterbreiten, die Sorge um Bekenntnis, Kultus und Lehre aber, kurz alle innerkirchlichen Fragen müssen doch stets der Hierarchie vorbehalten bleiben.

Das spricht sich dann naturgemäß auch in dem Verhältnis des Pfarrers zu seinen Gemeindemitgliedern, ja des Seelsorgers zu seinen „Kindern“ aus. „Eine Höhe, eine Würde entfernte die Vertraulichkeit.“

Gewiß können wir innerhalb der sozialen Gemeinschaft auch der Autorität der „Sachverständigen“ nicht entbehren. Aber das ist ein Verhältnis freiwilliger Unterordnung. Mit der fortschreitenden Differenzierung aller menschlichen Arbeitstätigkeit mittels Kopfes oder Hand, in Technik, Kunst und Wissenschaft steigt die Notwendigkeit, Spezial-Sachleuten ein fast unbegrenztes Vertrauen in ihre Sachverständigkeit entgegenzubringen. Damit engt sich das Gebiet der Kritik immer mehr auch auf die Sachgenossen ein; den Laien bleibt nur übrig, unterstützt von einer ihrer hohen Aufgabe bewußten Presse, die den kompetentesten Beurteilern die Möglichkeit gemeinverständlicher Belehrung bietet, in

jedem einzelnen Falle sich die Autorität zu wählen, der sie sich anvertrauen möchten. So theoretisch, wie praktisch. Wer Rat in Rechtsangelegenheiten sucht, wendet sich an den Juristen, nicht an den Winkeladvokaten; in medizinischen Dingen an den Arzt, nicht an den Kurpfuscher; in Erziehungs- und Unterrichtsfragen an den Pädagogen. Gerade so ist nichts dagegen einzuwenden, daß wer geistliche Belehrung sucht, sich an den Pfarrer wende — zumal ja die freie Ärztee Wahl, Rechtsanwalts-, Seelsorger-Wahl nur durch räumliche oder zeitliche Rücksichten beschränkt ist. Wird das Prinzip der Freiwilligkeit gewahrt, so geschieht darin niemand Unrecht. Gerade diese Freiwilligkeit aber wird im Prinzip von der Kirche bekämpft, der römischen wieder mehr als der protestantischen, aber doch auch von dieser, so weit sie sich eben vom Wesen der kirchlichen Bevormundung nicht entfernt. „Nulla salus sine ecclesia!“ Nur die offizielle kirchliche Wegweisung durch ihre an das Bekenntnis gebundenen Diener ist zulässig. Wer anderswo Belehrung sucht — Anathema!

Und beschränkte man sich noch auf die spezifisch christlich-religiösen Probleme! Aber bekanntlich sucht die Kirche auch die ganze Weltanschauungslehre, Philosophie, einschließlich der weltlichen Spezialwissenschaften, Geschichte, Naturwissenschaft, ja Medizin, Rechtskunde, Ethik in ihrem Geiste zu beeinflussen. Sie hält die „heidnische“ Wissenschaft geflissentlich ihren Schäflein fern; sie bevormundet die Forschung, maßregelt, wo immer sie kann, die Professoren, Gelehrten; hält ihren Nachwuchs in Seminaren, Präparandenanstalten, Klöstern, Alumnaten ußf. unter strengster Aufsicht und verlangt von ihren Gläubigen unbedingt die Anerkennung ihres Monopols in — nun einfach in allen Angelegenheiten des Jenseits und Diesseits.

Wem es aber als Todsünde ins Gewissen geschoben wird, Belehrung in verbotenen Büchern, Zeitungen, im Verkehr mit Andersgläubigen ußw. zu suchen — der steht nicht mehr in einem freien Unterordnungsverhältnis zur sachverständigen Autorität, sondern der ist entmündigt, geknechtet und ein willenloses Werkzeug in der Hand des Klerus. Es ist kein Zufall, daß überall die Heteronomie, die das Wesen allen Kirchentums bildet, sich in der Bezeichnung der Geleiteten als „Kinder, Söhne, Töchter“ in der entsprechenden Anerkennung der väterlichen (Papa!) Autorität, oder gar in dem Bilde der willenlosen „Herde“ und ihres „Hirten“ verrät.

Endlich aber ist auch Zweck und Ziel jeder kirchlichen Gemeinschaft so augenfällig von dem jeder anderen menschlichen Gesellschaft zu gemeinsamem Wirken verschieden, daß auf eine bloße Umgestaltung oder Reformierung kein Vertrauen gesetzt werden kann. Wenn man das Wesen der Religion, wohl mit Recht, an die Anerkennung übernatürlicher Mächte innerhalb bzw. hinter der Natur knüpfen muß, so ist Ziel und Zweck jeder religiösen Gemeinschaft, wenn sie sich kirchlich organisiert, die Sorge um das Jenseits der natürlichen Welt und um das Schicksal der menschlichen Seele unabhängig von dem, was ihrem Körper in dieser Welt zustoßen möge.

Es ist wiederum für die Sache selbst unwesentlich, ob die Vorstellungen von diesem Jenseits gröber oder feiner ausfallen; ob man mit der alten Kirchenlehre einen „Himmel“ und eine „Hölle“ annimmt, oder die ganze Jenseitigkeit in die Sphäre des „Geistes“ gegenüber der Materie verlegt und so die Religion überhaupt zu einem rein psychologischen Erlebnis macht, dessen Grundursache in einer Welt zu suchen sei, der wir uns nur mit sehnsüchtigen Wünschen und geheimnisvollen Ahnungen nahen können — es bleibt der Gegensatz, ob wir unseren Willen in den Dienst der klar umrissenen Aufgaben einer Diesseitswelt: Herrschaft über die eigene und fremde Natur, Solidarität der Menschenwelt, stückweises Erkennen dessen, was wirklich ist, stellen wollen — oder ob wir mit unserem ganzen Empfinden, Denken und Wollen sogleich aus der Endlichkeit von Zeit und Raum hinaus in die Ewigkeit flüchten. Handgreiflich ausgedrückt: ob dies unser Erdenleben Selbstzweck — oder Mittel sei; ob die Erde mit dem ganzen Sonnensystem, dessen Teil sie ist, unsere Heimat oder nur eine flüchtige Herberge sei.

Eine der merkwürdigsten und interessantesten Seiten des Menschen ist es ohne allen Zweifel, daß er — unseres (leider nur sehr lückenhaften) Wissens — das einzige Lebewesen ist, das überhaupt sich nicht „mit der gegebenen Welt begnügt“ (um Feuerbachs Ausdruck zu brauchen), daß er „hinter den Dingen“ etwas sucht, daß ihn der Tod mehr wundert, als das Leben und Geborenwerden. Er steht eben an der Spitze der Lebensreihe, wo Ichbewußtsein und Weltbewußtsein, ein jedes für sich, die schärfste Ausbildung erfahren haben und sich aneinander steigern; wo er sein körperliches Ich in das Nebeneinander der Raumanschauung, sein geistiges Ich in das Nacheinander der Zeitgeschelnisse einordnet und mit der Kategorie der Kausalität das Durch-

einander, mit der der Teleologie das Süreinander der Wesen zu ergründen sucht. So gerät er aus der Augenblickswelt mit begrifflicher Notwendigkeit in die Unendlichkeit und Ewigkeit, und er handelt nur dieser seiner Natur entsprechend, wenn er seiner und der Welt Existenz nicht nur eine letzte Ursache, sondern auch einen letzten Zweck außerhalb der Welt des Sichtbaren und Wirklichen zu geben sucht. Feuerbachs Imperativ, der nur aus der Verzweiflung an der Sättigung dieses „metaphysischen Bedürfnisses“ geboren ist, wird und soll unerfüllt bleiben.

Wir werden, eben weil wir Menschen und nicht nur Pflanzen und Tiere sind, uns stets Gedanken machen über das, was hinter der erscheinenden Welt ist, was nach Tod und Weltuntergang sein wird. Kluge oder törichte, je nachdem, wie wir in diese Welt der Wirklichkeit mit unserem Denken bereits eingedrungen sind. Es fragt sich bloß, ob es nicht auch bei den Gedanken bleiben soll, oder ob wir wirklich auch unser Wollen auf diese Ziele hinter den Nebelwolken richten dürfen.

Schon für die eigentliche Welterkenntnis hat es sich — man denke an die unendliche Reihe widersprechender philosophischer Systeme und an die bescheidene Summe wirklicher Naturerkenntnis — nicht gerade förderlich erwiesen, die Gedanken in Spekulationen hinter die Welt schweifen zu lassen, wo für sie noch in der Welt so unendlich viel zu tun ist. Aber daß für die Willensrichtung der Menschheit die Orientierung auf ein Jenseits (mag man nun an Lohn und Strafe denken oder an eigentliche Vervollkommenung) im höchsten Grade verhängnisvoll geworden ist, dafür gibt die Geschichte der Religionen und Philosophie, m. E., einen deutlichen Beweis. Der Dichter und Künstler mag — in unmittelbarer Empfindung eines Hauches aus der „höheren Welt“ und in Ahnung eines reinen Harmonienreiches — von „jener Welt“ künden und sagen: Der Denker bleibe nüchtern und klar auf dem Boden der Wirklichkeit, und der handelnde und wollende Mensch stecke sich seine Ziele so, daß er hoffen darf, sie einstmals zu erreichen.

Ich spreche nicht gegen die Ideale. Auch das Ideal gehört einer Welt an, die nicht diesseitig ist, und es ist gerade die Aufgabe der Kunst im weitesten Sinne, den Blick auf solche Sehnsuchtsgestaltungen der Menschheit für die Orientierung im Diesseits fruchtbar zu machen. Auch die Religion gehört ganz und gar in diese künstlerische Sphäre hinein. Alle unsere Ideale, wie wir sie mit den Worten Wahrheit, Güte und Schönheit

umschreiben, sind Orientierungspunkte am Himmel, aber nicht irdische Wegweiser. Wir drücken das in der Regel so aus, es sei das Wesen des Ideals, unerreichbar zu sein. Und tatsächlich wächst ja mit jeder Höhe, die von der Menschheit erreicht wird, der Fernblick auf weitere Höhen.

Das weist sie aus der Wirklichkeitswelt hinaus in die Welt der Dichtung, und nimmt ihnen doch keineswegs ihren Wert für die praktische Lebensführung. Niemand wird aufhören, in der Wissenschaft nach Wahrheit zu streben, weil sich die Menschheit doch nur mit Wahrscheinlichkeiten behelfen muß und „die volle Wahrheit nur der Vater des Lebens in seiner Rechten“ hält. Kein Künstler verzweifelt an der Schönheit, weil Hand, Auge, Ohr niemals die Vollkommenheit des innerlich geschauten Bildes erreichen. Kein ernsthaft nach sittlicher Vollkommenheit Strebender läßt sich zur völligen Tatenlosigkeit entmutigen, weil „das Gesetz in seinen Gliedern“ dem „Gesetz in seinem Geiste“ widerstreitet. Sittlich bedenklich in hohem Grade aber ist eine Lehre, die aus dem Umstand, daß eine volle Heiligung dem Menschen doch niemals vergönnt ist, den allmählichen Dervollkommnungs- und Läuterungsprozeß abbricht, um an seine Stelle eine mystische Erlösung durch Gnade zu setzen. Auch das Ideal des Guten muß sich, eben um seiner Jenseitigkeit willen, die bloße Annäherung im Diesseits gefallen lassen.

Nun ist das religiöse Ideal gewiß historisch und begrifflich nichts als die mehr oder minder anthropomorphisierende, d. h. hier dem kindlichen Verständnis des Menschen entgegenkommende Zusammenfassung des Wahren, Guten und Schönen in einem strahlenden Gipfelpunkt: Gott. Gegen diese religiöse Idealisierung des menschlichen Lebens ist natürlich nicht das mindeste einzuwenden; vielmehr muß jede fromme Hingabe an eines dieser Ideale oder an ihre Vereinigung durchaus als religiös angesehen werden.

Aber welkenfern davon geschieden ist das kirchliche Ideal. — Die Jenseitigkeit, die wir vom Ideal überhaupt verlangen, ist eine immerwährende, ewige. Das Jenseits der Kirche ist ein zeitlich, wenn nicht gar räumlich, bestimmtes. Es fängt hinter dem Diesseits an. Es ist nicht etwa ein nie erreichbares Ziel, sondern ein sicher von jeder Menschenseele zu Erreichendes, mag ihr das nun zum Heil oder zum Fluch ausschlagen. Es leuchtet nicht wie die Sonne am Firmament, sondern ist der Berg der Läuterung hinter dem Tale des Todes. Es ist nicht die selige Stille, wo Furcht und Hoffnung schweigen, sondern es

ist eine Erfüllung aller, 3. T. recht irdischer, Wünsche und Sehnsüchte. Für $\frac{9}{10}$ aller „Gläubigen“ ist es eine grob sinnliche, mit allerhand Erdschmutz verunreinigte, weil nach den Wünschen und Begierden, dem Glückshunger ausgestaltete „Seligkeit“, eine Steigerung des Genusses in höchster Potenz. Scham über diese Profanierung veranlaßt das übrige Zehntel, die kirchliche Jenseitslehre sich persönlich umzudeuten in eine geistigere Auffassung ähnlich der unseren, die in der Seligkeit eines „Jenseits“ nur höchste Kraftsteigerung zu sehen vermag. Wie denn Glück niemals Erfüllung von Wünschen und Hoffnungen, sondern Bewußtsein der eigenen Kraft bedeutet.

Während darum die Jenseitigkeit der dem menschlichen Willen Richtung gebenden Ideale die ewige Anspannung aller sittlichen Kräfte bedingt, kann dem kirchlichen Jenseits als Ideal der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß es die Lust und damit die Kraft, in dieser Welt schon das Möglichste zu leisten, nun, sagen wir: — zum mindesten nicht gefördert hat.

Die sittliche Schwächung, die von der Erlösungsidee ausgehen kann, freilich nicht muß, erwähnte ich schon andeutend. Der Religiöse tadelt das zwar streng, als ein „Gottes Gnade auf Mutwillen ziehen“, und er ist sich vollauf bewußt, daß die sittliche Arbeit am eigenen Selbst, die auf die Erringung der göttlichen Gnade gerichtet ist, nicht schwächer zu sein braucht als die (hoffnungslose) Arbeit an der eigenen vervollkommenung und Heiligung. Aber der Religiöse ist eben nicht der Kirchliche. Aufgabe der Kirche ist und bleibt es, die jenseitige Seligkeit mit möglichster Wahrscheinlichkeit ihren Anhängern zu garantieren, wofern sie nur eben den kirchlichen Ansprüchen nahe kommen. Ob sie darum den Hauptnachdruck auf rechtes Bekenntnis, auf Werkgerechtigkeit oder auf fleißigste Benutzung ihrer Sakramente und auf Rechtfertigung allein durch den Glauben legt, ist ziemlich gleichgültig. Sie kann, gegenüber ihren Forderungen an den Gläubigen, die sittliche Bewährung im Diesseits erst an zweiter Stelle werten. Und sie tut das, wie männiglich bekannt.

Es kommt die psychologische Tatsache hinzu, daß der gläubige Christ sein Verhältnis zu seinem Gott für unendlich wertvoller halten muß als sein Verhältnis zu seinen Mitmenschen und der Umwelt. Wer mit Gott seine Rechnung rein machen will, dem wird die Verantwortlichkeit, seinem Nächsten gegenüber, immerhin an zweiter Stelle stehen —

wie ja auch eine der schönsten sittlichen Weisungen Jesu auffordert: Gott zunächst über alles zu lieben und dann seinen Nächsten wie sich selbst. Religiös — unbedenklich (vgl. das oben Gesagte!); kirchlich — höchst gefährlich! Denn der religiöse Gott, der alle Menschen und Wesen mit gleicher Liebe umfaßt, ist eben nicht der kirchliche, der Glauben und Bekenntnis verlangt.

Dazu tritt die unwillkürliche Geringerwertung alles „bloß Irdischen“ gegenüber dem himmlischen Zion. Hier leben wir nun einmal in der Finsternis und Trübsal — drüben wird das himmlische Licht leuchten. Hier sind Sünde und Unvernunft, Ungerechtigkeit und Lieblosigkeit heimisch — daran ist nichts zu ändern; es ist „Gottes Ordnung“, daß auf Erden soziale Unordnung herrsche. „Arme werdet ihr allezeit bei euch haben!“ . . . „Des Menschen Dichten und Trachten ist böse von Jugend an“ . . . „In der Welt habt ihr Traurigkeit“ . . . Der „Fürst dieser Welt“ ist Satan in höchsteigener Person, und wie die zahlreichen Sprüche alle lauten mögen. Man vergegenwärtige sich eine Kinderstube, wo um so mehr Unordnung und Ungezogenheit herrschen darf, je weiter sie von dem Elternheim entfernt ist, und man wird über die pädagogische Weisheit solcher Vorstellung im klaren sein.

Eine gewisse Weltflucht und Geringschätzung des Natürlichen im Vergleich zum Geistlichen scheint nicht nur von der Kirchenlehre, sondern selbst von der Religion unzertrennlich zu sein. Man braucht gar nicht an die Millenniumshoffnungen und ihre zerstörenden Wirkungen für die entschlossene Arbeit in der diesseitigen Welt zu erinnern; es ist einfach klar, daß man sich in einer Herberge anders einrichtet als in der Heimat.

Das stärkste Motiv, das für ein tatkräftiges Anpacken an der Besserung der Dinge und Menschen dieser Welt gefunden werden kann, ist sicherlich die Überlegung, daß in der Zukunft nichts vorhanden sein wird, was nicht in der Gegenwart schon vorgearbeitet ist. Daß die Gestaltung der Welt nach 30 Jahren wahr und wahrhaftig davon abhängt, wie wir heute unsere Kinder erziehen! Daß es ein Gesetz der Erhaltung der Kraft gibt, nicht nur der physikalischen, sondern auch der geistigen und moralischen, daß eine lückenlose Kette von Kausalgliedern das Einst mit dem Jetzt verbindet. Wir brauchen die Forderung der Ewigkeit des Diesseits einfach, um hier ernstlich wollen zu können.

Und gerade diesen mächtigsten Fortschrittshebel zerbricht der Gedanke von der relativen Wertlosigkeit des Diesseits gegenüber dem Jenseits, liege das nun hinter dem Tode oder hinter dem Untergange des Menschengeschlechts mit seinem gebrechlichen Fahrzeug Erde. Man kommt nicht aus dem Provisorium heraus. Und dabei garantiert die Ausgestaltung der diesseitigen Lebensführung noch nicht einmal sicher die Art des Jenseits. Jeder wilde Stamm Afrikas oder Nordamerikas knüpft wenigstens diese werkgerechtlche Kette: wer sich hier nach Stammesitte und Religion am untadelhaftesten betragen hat, darf dort auf reiche Jagdgründe, leibliche Genüsse, Squaws und Anerkennung rechnen. Die sittliche Verfeinerung des Schuldgefühls hat auch diese Sicherheit erschüttert, die sonst wohl als Ersatz der rein diesseitigen Willensbegründung hätte dienen können. Werke tun's nicht ohne den Glauben, der Glaube tut's nicht, der sich nicht in Werken auch bewährt, und beide erhalten ihre Zensur nicht aus Rücksichten auf das Diesseits, sondern auf einen jenseitigen, vielfach mystischen und unberechenbaren Gnadenwillen.

Es ist ein ganz offenes Wunder, wie sich noch so viel echte Sittlichkeit, die abseits von der Religion aus den tiefen Quellen der sozialen Menschennatur hervorbrach, neben und mit diesem Jenseitsglauben der Kirchen hat halten können.

Also Grundlage, Wesen und Ziel der Kirche sind nunmehr als unverbesserlich erkannt. Was bleibt übrig als der Ruf: Los von der Kirche?

Und doch schrickt alle Welt vor diesem letzten, Äußersten zurück. Nicht nur infolge der — von den Kirchen eifersüchtig gepflegten — Verwechslung von Kirchenlehre mit Religion, sondern in dem bangen Gefühl: Was soll nun werden? Sollen wir die einzige uns bekannte und durch Jahrtausende erprobte Gemeinschaft, die die Menschen nicht durch praktische Zwecke, sondern durch ideale Rücksichten zu einigen versucht hat, ohne weiteres aufgeben? Heißt das nicht, in einen viel ärgeren Materialismus der Gesinnung und Gesittung zurückfallen? Solche Bedenken ehren, nicht allein wegen der aus ihnen sprechenden Pietät — wohin käme die Menschheit, wenn sie nicht mit tiefster Achtung und höchster Ehrfurcht den Radikalismus der Jugend vor dem geschichtslosen Zerbrechen aller alten Tafeln zurückhielte? — sondern vor allem wegen der echt ethischen Sorge um die Erhaltung des Ideals, das man,

um es nicht ganz entbehren zu müssen, sogar in dem ärmlichen und geflickten Kleide des Kirchentums willkommen heißt. Kein geringerer als Ueberweg hat es, irre ich nicht, Strauß oder Lange gegenüber ausgesprochen: Lieber Kirchenelend mit Idealismus, als die Ideallosigkeit der nackten Aufklärung.

Die Lösung dieses Zwiespaltes bereitet sich seit Jahrhunderten vor. Die edelsten Geister der Menschheit haben, fast ohne Ausnahme, die Kirche hinter sich gelassen (mindestens im geistigen Sinne) und sich einer neuen und doch uralten stillen „Gemeinde der Heiligen“ angeschlossen: der ethischen Menschengesellschaft. Unzählig sind die heimlichen Glieder dieser Gemeinschaft unter allen Völkern und in allen Zeitepochen, an denen wir ihren sittlichen Gemeinschaftswert wohl zu scheiden wissen von den zeitlichen und völkisch bedingten Zutaten ihres „Bekenntnisses“, ihrer „Kirche“. Unzählig aber auch die direkten Versuche, solche Gemeinschaften auch äußerlich in sichtbare Gestalt treten zu lassen, von den ägyptischen und babylonischen Geheimkulten, den eleusinischen Mysterien der Griechen bis zu dem Freimaurertum und den „ethischen Gesellschaften“ der Neuzeit.

Hier ist nicht der Ort, das näher zu verfolgen. Nur auf eins sei noch hingewiesen, was diesem Verlangen, daß die Kirche der ethischen Gesellschaft zu weichen habe, eine Berechtigung verleiht.

Mindestens die drei Grundfehler müssen vermieden werden, die wir als die eigentlichen Ursachen erkannt haben, warum man nicht hoffen darf, auf dem Wege langsamer Reformation aus der Kirche die Gemeinschaft der Zukunft zu machen.

Die ethische Gesellschaft (ich spreche hier stets von der kommenden, großen Menschheitsgemeinde, nicht von den schwachen Anfängen geschichtlicher Art) darf sich nicht auf ein Wissen um eine gemeinsame Wahrheit gründen. Sie ist keine Weltanschauungsgemeinde. Mit diesem Versuch muß die Menschheit nun einmal endgültig fertig sein. Eine gemeinsame Wahrheit transzendenter Natur, wie eine rein irdische Weltanschauung bindet nicht, sie trennt. Einfach aus dem Grunde, weil niemand dasselbe sieht, wie der andere, niemand es in derselben Weise anschaut, sondern in seiner individuell bestimmten Weise, und weil niemand imstande ist, mittels der Sprache, die nur der konventionellen Überbrückung und Verschleierung der Kluft zwischen den Einzelvorstellungen dient, sein Erlebnis ausreichend, allumfassend

und jedem verständlich, weiterzugeben. Ein Bild wird das am besten erläutern.

Wir gleichen einer Gesellschaft von Menschen, die aus dem Dunkel der Nacht hinaufschauen zu den hell leuchtenden Sternen des Ideals, die in erhabener Pracht über uns ihren ewigen Weg gehen. Aber nicht alle schauen, nicht alle erblicken dasselbe. Diese sind tagblind, jene nachtblind, hier sind Kurzsichtige, da Weitsichtige, was dem einen ein schwacher Nebelglanz ist, löst sich dem andern in eine Fülle strahlender Gestirne; viele aber erheben selbst ihr Haupt ganz und gar nicht über den Horizont ihrer täglichen Geschäfte und graben stumpfsinnig im Boden nach Nahrung.

Mannigfaltig verschieden sind auch die Hilfsmittel, mit denen manche ihren Blick zu schärfen suchen. Da haben die einen Fernrohre der verschiedensten Leistungsfähigkeit, jene einfache Vergrößerungsgläser, die dritten konvexe Gläser und gar mikroskopische Linsen. So mannigfach nun die Kraft der Augen wechselt, so ungleich stark das Interesse ist, das der einzelne dem Über der Erde zuwendet, so bunt die Werkzeuge sind, die dem einzelnen zur Verfügung stehen, so völlig ungleich und verschieden fallen auch die Bilder aus, die ein jeder einzelne von jeder einzelnen Erscheinung des gestirnten Firmaments in sich aufnimmt. Gleichviel indessen: Was ein jeder sieht, das ist ihm seine unzweifelhaft gewisse allerpersönlichste Erfahrung; das ist seine Wahrheit, das läßt er sich von niemand wegdisputieren. Und nun stürmt einer auf den andern ein, um ihm zu verkünden, was alles von Herrlichkeit er gesehen und wie gut sein Fernrohr sei! Aber jener hat ganz, ganz anderes gesehen; alle sahen sie ungleich — und der Streit ist fertig. Aber über diesem Pygmäengezänk, über dem Getöse der Missionierenden, ihre Religion und Weltanschauung Anpreisenden, sich um ihrer innern Erfahrung willen Zerfleischenden steht unbeweglich der tiefdunkle Himmel mit seinen Millionen Lichtern in eherner Schöne, wie er über ihren Voreltern vor tausend Jahren gestanden und tausend Jahre später sich ebenso über ihren Urenkeln wölben wird: das Bild der idealen Wahrheit, wie sie sich millionenfach gebrochen in jeglichem Auge spiegelt.

Nun aber denken wir uns diese unabsehbaren Menschenmengen, wie sie es tatsächlich sind, nicht nur interessiert an dem bloßen theoretischen Schauspiel, sondern beseelt von dem unvertilgbaren Wunsche, hinauf=

zugelangen zu diesen Sternen des Ideals, die Erdenschwere hinter sich zu lassen, der Gottheit ins Auge zu schauen und die Herrlichkeit des Himmels herabzuholen in die Menschengemeinschaft. Rufen wir ihnen zu, daß sich alle Spekulation, Lehre, Theorie usw. erübrige, daß es auf die Tat ankommt, auf das Hinauf und Hinan, daß es gilt, mit der sittlichen Energie der ganzen Menschheit den babylonischen Turm der Menschenkraft hinauf bis zum fernen Lichtquell zu bauen, daß die Arbeit keines einzigen, auch des Kurzsichtigsten, Blindesten und Irrenden, dabei überflüssig ist. Leicht verständigt man sich über ein gemeinsames Wollen, schwer über das, was ist. Wie die alte Menschenurkunde, Genesis cap. 11 erzählt: „Es hatte alle Welt einerlei Zunge und Sprache. Und so sprachen sie: Wohlauf, laisset uns Ziegel streichen und brennen, laisset uns eine Stadt und einen Turm bauen, deß Spitze bis an den Himmel reiche.“ Und siehe da: Vorüber ist der müßige Streit um das, was ein jeder gesehen haben will; nur hinauf ist die Lösung; dort wird sich alles weitere finden. Einträchtig drängt sich groß und klein, stark und schwach zur gemeinsamen Arbeit: Jetzt ist es ziemlich gleichgültig, was ein jeder für Instrumente benutzt, was er wirklich leistet, wofern nur der Wille nach oben da ist. Da wälzt der eine mit hyklopischer Riesenkraft ganze Quadern des künftigen Tempels aufwärts, der andre ebnet mit bescheidenem Können wenigstens den Boden; der dritte bringt in dürftigem Bettlergeschirr ein wenig Mörtel herbei — der vierte meißelt an einer künstlerischen Säule, und wieder ein anderer fügt mit unverdrossenem Fleiß, ohne den Plan des Baumeisters zu kennen, auch ohne hoffen zu dürfen, einst selbst noch auf der Zinne zu stehen, Stein auf Stein, Ziegel an Ziegel. Vergessen ist alles, was so unselig trennte: die religiöse oder metaphysische Weltanschauung. Aus dem Streiten um das Ideal ist ein Streben nach dem Ideal geworden.

Verhindern wird man es freilich weder können noch wollen, daß Menschen, die in überströmendem Glücksgefühl über die Herrlichkeit der Welt nach einem Vater suchen, um ihm zu danken, daß diese Menschen sich im gleichen Gefühl treffen, einander zujauchzen, ihren Gott in dem der andern zu erkennen glauben und feierlich, gemeinsam ihrem Empfinden einen um so schwellenderen Ausdruck geben. Nennt man das „gemeinsame Religionsübung“ (ein schreckliches Wort! nebenbei), so würde hier, also im Kultus, der letzte Rest kirchlichen

Lebens vorliegen, der vielleicht der Erhaltung wert wäre. Hier mündet aber offensichtlich die religiöse Strömung in das Meer der Kunst. Diese aber hat es, wie genügend bekannt sein dürfte, nicht mit dem Ausdruck von Gedanken zu tun, sondern von Empfindungen; sie verdankt ferner ihre Würde und Höhe gerade der Fernhaltung aller Willensbetätigung. Im Genuß des Schönen schweigt ebenso alles irdische Wünschen und Wollen, reinigt sich das Menschengemüt von allen Begehungen und schwelgt im Schauen, wie die Frage nach der Wahrheit und Wirklichkeit des Geschehens zurücktritt.

Unsere Kirchen als Tempel religiöser Kunst (alle echte Kunst ist religiös!), das ist der Ausblick in die Zukunft dieser ehrwürdigen Organisation.

Lehnen wir aber eine Gemeindebildung auf Grundlage eines transzendenten Wissens ab, so auch eine solche auf Grund der Wissenschaft. Diese hat nämlich bereits ihre Organisation und ihre stille Gemeinde. Jede Schule, jede Gelehrtenstube, jedes Laboratorium, jede Akademie und Hochschule ist ein Glied dieser Wissenschaftsgemeinde, und jeder Mensch vom kühnsten Forscher bis zum ABC-Schützen hinab, ist ihr Mitglied. Sie hat kein Bekenntnis einer fertigen, erforschten Wahrheit — oder wollte etwa jemand eine Gemeinde aller derer gründen, die von der Wahrheit des pythagoreischen Lehrsatzes überzeugt sind? — sondern einzig ein Programm: das stetige Forschen nach Wahrheit.

Die einzig mögliche Grundlage der allumfassenden, völkerverbindenden ethischen Gemeinschaft kann natürlich nur der Wille zum Guten sein. Ein Rückfall ins Konfessionelle, Dogmatische, wäre dabei etwa der Versuch, das „Gute“ — sei es nun absolut oder relativ gedacht — eindeutig und ein für allemal zu bestimmen. Selbstverständlich muß in jedem Einzelfall der einzelne und die Gesamtheit wissen, was sie unter dem Guten in diesem Falle verstehen. Der Wille wird ja doch vom Intellekt beleuchtet und auf sein Ziel hingelenkt. Dabei sind Irrtümer nicht nur möglich, sondern im höchsten Grade wahrscheinlich. Solche Irrtümer korrigiert eben die Menschheitsgeschichte, und unser ganzes Leben auf dieser Erde ist vielleicht nichts, als ein „von Irrtum zu Irrtum reisen“, wobei der Optimismus nur den frohen Glauben hinzubringt, daß immer der letzte Irrtum ein Stückchen näher zur Wahrheit liegt. Was aber die Menschheit wirklich zur Menschheit macht, d. h. aus einem Haufen des Neben- und Nacheinanders trabbelnder

Atome zu einem Organismus, das ist die unumgängliche Forderung, deren Erfüllung unsere sittliche Menschenwürde bedeutet, daß überall das erkannte Gute (gleichviel ob diese Erkenntnis richtig ist) aufs herzlichste und innigste gewollt und gewirkt werde. Auf dieser Basis ist eine Einigung der Menschheit allerdings möglich.

Jede Familie ist ein solcher Sonderverband, den ein gemeinsamer Wille zum Guten verbindet, in den Eltern zur ehelichen Lebensgemeinschaft und gegenseitiger Ergänzung und Förderung, im Verhältnis zu den Kindern auf Grund von autoritativer und freier Erziehung. Unsere Bekannten und Freunde suchen wir uns nach der Übereinstimmung unseres Willens, nicht unseres Wissens oder unseres Bekenntnisses, heranzuziehen. In Beruf und Gemeinde einigen die gemeinsamen Willensziele. Alle freien Vereinigungen stellen in ihrem „Statut“ nicht sowohl eine Wahrheit, zu der sich ihre Glieder bekennen sollen, sondern ein Ziel und einen Zweck an die Spitze. Und was ist der Staat anderes, als ein Zweckverband zur Sicherung der allgemeinen Wohlfahrt, der die Rechtsordnung und die Verwaltung in gleichem Maße dienen. Auf dem Boden praktischen Zusammenwirkens finden sich wiederum die Staaten und Völkergruppen zusammen, um in Zukunft einmal, unter Vermeidung der Reibungen, die der Verfolg eines Sonder-Guten: der Macht und Größe jeder Nation, hervorruft, die geeinte Menschheit herzustellen.

Der Gedanke, daß alle Menschen Brüder und Schwestern seien und Kinder eines Vaters im Himmel ist ja nur der religiöse Ausdruck für die Anerkennung, daß sittliche Menscheneigenschaft eben darin besteht, daß jeder, auch der nackte Wilde im Feuerland, das von ihm erkannte Gute wolle und zu verwirklichen strebe. Aus diesem Grunde, nicht weil er anatomisch-physiologisch zur Gattung homo sapiens L. gerechnet werden muß, fließt das Bewußtsein der Solidarität der Menschenwelt.

Die ethische Menschengesellschaft schließt nichts aus, als das Über- und Untermenschliche. Aus der allgemeinen Menschenpflicht: das Gute zu wollen und zu verwirklichen fließen die allgemeinen Menschenrechte.

Über ihre Organisation, soweit es einer solchen noch neben der staatlichen bedarf, später.

Hier muß nun an zweiter Stelle nur hervorgehoben werden, daß diese Organisation, mag sie immerhin ohne Beamte nicht auskommen,

doch den andern Fehler der Kirche: Trennung von Klerus und Laienwelt, auf das ernsteste vermeiden muß.

Wie am deutlichsten beim römisch-katholischen Geistlichen zu sehen ist, entsteht die Vorstellung einer besondern göttlichen Weihe (ja Gottgleichheit!) durch die Bestellung zur Vornahme des Opfers. Diese sakramentale Heiligung eines ganzen Standes fällt ja nun mit der Aufgabe bestimmter Lehrsätze über Gott und seine Verehrung weg. Die für die Pflege ethischer Kultur (und vielleicht auch des ästhetischen Kultus) angestellten Personen müßten also zwar Sachverständigkeit und die daraus quellende Autorität besitzen, ebenso persönliche Würde, aber keinerlei amtliche Höherstellung, die mit „Weihe“ auch nur entfernt Ähnlichkeit hat. Das unschuldige Wort „Salbung“ mag als abschreckendes Beispiel dienen; ursprünglich eine reine Handlung bezeichnend, ist es zum Ekelwort des Volks geworden und zum Hindernis wirklicher geistiger Einwirkung. Das Wort „Geistlich“ ist nicht weit davon. Man hat eben zu leicht vergessen, daß aristokratische Absonderung der Geweihten des Herrn nicht nur nach oben, sondern auch nach unten wirkt. Und zwar beidemale ungünstig. Oben soll es das Gefühl der Verantwortlichkeit wecken, züchtet aber nur allzu leicht ein Herrenmenschentum widerlicher Art; unten soll Ehrfurcht erzielt werden, das „Pathos der Distanz“ aber verfällt wiederum nur allzu leicht dem Schicksal alles Pathetischen: im nüchternen Volk zur Karikatur zu entarten.

Welcher Pfarrer, seine Absichten mochten noch so ehrwürdig sein, hat nicht schon unter dem Vorurteil gegen die „Gefcheitelten und Geschorenen“ schwer seufzen müssen, und es dabei am schlimmsten empfunden, daß — dies Vorurteil Grund hatte!

Für alle die Funktionen, die auch in einer zukünftigen ethischen Menschengemeinde noch zwischen Mensch und Mensch Platz greifen werden, ist das Verhältnis einer lebenslänglichen, oder amtsmäßigen, oder gar übernatürlich begründeten Autoritätsstellung für alle Zeiten dahin. Macht doch das sittliche Bewußtsein, mit Recht, so sehr man auch über die Demokratisierung schelten möge, mit seiner Kritik nicht einmal vor der „gesalbten Person“ der Könige „von Gottes Gnaden“ halt! Wir verstehen jede aus der Natur der Sache und der Notwendigkeit der Ordnung quellende Über- und Unterordnung vortrefflich (manchmal zu vortrefflich, wenn man an das schweigende Ertragen von Mißhandlungen

im Heere denkt!), aber wir sind aufs äußerste empfindlich gegen Privilegien, angeborene Rechte und alles, was das Volk mit dem herben Worte „Pfaffentum“ zusammenfaßt. Wer mir helfen will, muß als Freund und Bruder zu mir kommen; er darf sich aus keiner wirklichen oder eingebildeten Höhe zu mir herablassen. Wirklich sachliches Besserkennen und Können macht sich ohne Anstrengung oben, ohne Selbstüberwindung unten, von selbst merkbar. Amtliche Autorität ist etwas, wovor gerade der Demokrat am meisten Achtung haben wird, insofern das Amt die Summe des Vertrauens der Volksgenossen bedeutet, das auf die Schultern des Beamteten gelegt ist. Ein aus den Händen des Volks empfangenes Amt aber verpflichtet auch innerlich den Träger ungleich mehr zu freundlichem Entgegenkommen, als das alte Tschinowitsch- und Mandarinenystem mit seinem Hintergrund von Tyrannei und Laiaentum zugleich. Insbesondere ist für die rechtlichen, ethischen und ästhetischen Beziehungen der allerfeinste Takt und völlige Freiheit des gegenseitigen Verhältnisses unumgänglich.

Daß die religiösen Beziehungen überhaupt jemals aus diesem reinen Verhältnis von Mensch zu Mensch herausgenommen und in ein Verhältnis der Überordnung von Klerus und Laie hineingezwängt wurden, das ist ihr Grundverderb geworden. Die Ethik wird sich vor dem gleichen Schicksal zu wahren haben.

Endlich bedarf es nur noch des kurzen Hinweises auf die absolute Diesseitigkeit des idealen Zieles einer ethischen Menschheitsgemeinde. Unter der Jenseitigkeit, die abgelehnt werden muß, befindet sich nicht nur die alte Vorstellung von Himmel und Hölle, nicht nur die zaghaften Spekulationen der liberalen Theologie über ein Fortleben auf andern Sonnensystemen, sondern auch alle mehr oder weniger metaphysischen Vermutungen über die Zukunft des Menschengeschlechts, über den zu züchtenden „Übermenschen“, und was dergleichen mehr ist. Wie man dem Jüngling oder Mann zurufen könnte: „Spekuliere nicht, was du im Alter tun möchtest, die Tagesaufgabe ist klar; greif' an!“ so gilt der Menschheit ethisch nur der Ruf: „Tu deine Pflicht von heute! Das Morgen kommt ohne dein Zutun.“

Damit sind weder wissenschaftliche Hypothesen über das künftige Schicksal von Erde und Menschheit verboten — nur aus der Motivation des Willens entfernt — noch jene Voraussicht eingeengt, die ich vorhin gerade für das Handeln des Menschen verlangte, daß er nämlich immer

an die Welt von morgen, an die kommende Generation denke. Soweit hat noch von jeher die Menschheit ihren Weg übersehen, daß sie die augenfälligsten Hindernisse der Zukunft wahrnahm und zu beseitigen trachtete.

Eines von den Haupthindernissen also, die dem Fortschreiten der Menschheit im Wege stehen, ist meiner festen Überzeugung nach das Bestehen der Kirche. Gab es eine Zeit, da sie notwendig, vernünftig war? Ich neige dazu, auch das zu bezweifeln. Sängt nicht die Kirche da an, wo die Religiosität aufhört? Ist sie nicht als Entartungserscheinung, eben aus dem Nachlassen des unmittelbaren religiösen Empfindens geboren? Die Menschen entschließen sich gern, andern von ihrem Besitz mitzuteilen, wenn sie sich ihres Besitzes selbst nicht mehr recht sicher fühlen. Ging es so mit der Religion? Mußte man zusammenkommen, um mit Getöse und Gepränge Gott zu feiern, weil das Bedürfnis, im Kämmerlein mit ihm zu sprechen, schwächer wurde? Sprach man so laut von der Wahrheit dessen, wozu man sich bekannte, um sich selbst zu überreden? Zeigte man den Heilsweg den andern, den Heiden, um in zahlreicher Begleitung sich sicherer zu fühlen?

Ich weiß nur eines: der Religiöse hat die Kirche nicht nötig. Er findet seinen Weg zu Gott allein am sichersten, denn er will und muß zu seinem lieben Gott, den die andern nicht kennen und zu dem sie auch den Weg nicht wissen. Und wenn er ihn gefunden hat, so — schweigt er, tief beglückt und selig. Er hat kein Bedürfnis, seinen Gott auf den Markt zu bringen und ihn auszurufen, daß er bessere Heilkräfte habe, als die andern. Missionare haben so leicht etwas vom Handelsreisenden, der die aller-allerbeste Universalmedizin — non plus ultra — anpreist.

Es gibt eben — soll man leider, oder glücklicherweise sagen? — keine Universalmedizin, außer die eine, die immer wieder neu erfunden wird: die allen — nicht hilft, außer ihrem Verbreiter. Allenfalls noch dem, der felsenfest an ihre Wirksamkeit glaubt. Es liegt im Wesen differenzierter physischer und geistiger Kultur, daß die feinsten Bedürfnisse der Persönlichkeit subtiler werden und nicht mit Allerweltsgut zu befriedigen sind. Solange man von der Religion nur verlangt, daß sie wilde Bestien zähme und langsam durch Furcht und Hoffnungsdrill zu menschenähnlichen Wesen mache, möchte die Uniformreligion der

Kirche noch angehen. Sobald aber das religiöse Ziel die Anbahnung eines persönlich-intimen Verhältnisses zur Gottheit wird, ist es logisch klar, daß die Massenanleitung dazu nicht taugen kann. Zudem gibt die Geschichte aller Zeiten und Völker dieser Beobachtung recht. Nicht nur Mystiker und Pietisten, die durch das Gefühl, sondern auch Scholastiker, die durch eigenes theologisches Denken das Geheimnis der Gottheit lüften wollen, werden — in extremen Fällen äußerlich — in den meisten Fällen innerlich — zu Kezern.

Was die Kirche liefern kann, sind eben immer nur robuste Massenartikel für den noch völlig harmlosen, indifferenzierten Geschmack. Es ist möglich, daß auch heute noch Völker — und ganze Volksteile, die dem Naturleben der primitiven Menschheit noch nahestehen, sich mit solcher Kirchenreligion begnügen; ein Blick auf das Proletariat der romanischen Völker und auf Bauerngegenden in Tirol, Bayern, die Fischerbevölkerung an den Seeküsten legt dergleichen nahe. Aber man biete nicht mehr diesen durch Unwissenheit gemilderten Fetischismus, dem der ärmste Kaplan seine esoterische Weisheit gegenüberstellt, denkenden Männern und Frauen an! Wäre dergleichen je vernünftig gewesen, dann gilt hier das Wort, danach „Vernunft Unsinn und Wohltat Plage“ wird.

Daß, so wenig wie der Religiöse, der Staat die Kirche nötig hat, vielmehr, daß ihm die Verbindung mit der Kirche zum größten eigenen Unheil ausschlagen muß, dies hier nachzuweisen muß ich mir versagen. Es würde diese Schrift zum doppelten Umfang anschwellen lassen, und doch kaum etwas bringen können, was nicht bereits solchen, die überhaupt belehrbar sind, hunderte Male gesagt worden wäre. Heute kann nur ein Macchiavellismus, der gleichmäßig für den Staat die ethischen Pflichten, wie für die Kirche die religiösen Pflichten leugnet, an der Verquickung beider zur bequemsten Menschenbeherrschung noch Freude haben. Für jeden, der die geschichtliche Entwicklung der Kulturvölker mit sehendem Auge verfolgt, kann es außerdem keinem Zweifel unterliegen, daß der Prozeß der reinen Trennung von Staat und Kirche nicht mehr aufzuhalten ist.

Warum ich die Hoffnung derer nicht teile, die, gerade als Freunde der Religion wie auch der Kirche, diese Lösung billigen und fördern, daß der Kirche, stehe sie erst einmal auf eigenen Füßen, eine neue Blütezeit bevorstehe, brauche ich nach dem Gesagten nicht weiter zu ent-

wickeln. Vielmehr sehe ich allerdings in der Trennung der Kirche vom Staat einen Gesundungsprozeß für diesen, den Anfang vom Ende für jene. Wer vom richtigen klerikalen Kirchengeist durchdrungen ist, der muß Vorgänge, wie sie jetzt in Frankreich sich zeigen, aufs äußerste bekämpfen, und wird nur ein mitleidiges Lächeln übrig haben für die merkwürdigen Schwärmer, die davon eine Neugeburt der Kirche erhoffen. Kirchengeist ist antireligiöser Gewaltgeist, Sehnsucht nach Alleinherrschaft und äußerer Macht. Innere Macht über die Seelen zu gewinnen, war ihm stets nur Mittel zum Zweck. Aber auch wer seine Hoffnungen auf eine durch die angebliche Kirchenverfolgung hervorzurufende Neubelebung des Sanatismus setzt, wird sich glücklicherweise täuschen. Wohl ist ein solches Aufflammen der Leidenschaft möglich — aber noch soll das erste Mal Leidenschaft über Vernunft endgültig siegen! Die Kirche würde sich dadurch nur noch tiefer ins Unrecht setzen und die Sympathien aller nicht völlig Verblendeten um so sicherer verlieren.

Bestehen bleiben kann nur, was einem Bedürfnis entgegentritt und was sich den wechselnden Formen solchen Bedürfnisses anzupassen vermag. Beides verneinen wir für die Kirche. Sie hat das natürliche Lebensziel erreicht, überflüssig geworden zu sein, zum mindesten für die führende Kulturschicht. Sie ist andererseits in ihrer eigenen Entwicklung zu fest und starr geworden, um sich von Grund aus noch umformen zu können.

Sie ragt in unsere wissenschaftliche, künstlerische, sittliche und religiöse — ja, auch religiöse — Bildung hinein wie ein Petrefakt.

Eine Ruine, als Ruine so ehrwürdig. Lassen wir sie im grauen Schimmer verwitternder Romantik, umspannen von den grünenden Ranken der Vergangenheitsphantasie, im verklärenden Schimmer der Dichtung.

Wir aber wollen dem neuen Leben neue Hütten bauen.

Kindertaufe

Ein moderner Briefwechsel (authentisch)

Die Schwester an den Bruder



nd nun, mein lieber Alter, sei mir nicht böse, wenn ich Dich noch einmal so recht von Herzensgrund bitte: laß Deine beiden jüngsten Mädchen doch taufen! Ich weiß ja, wie Ihr, Du und auch Deine Frau darüber denkt, aber Ihr seid doch schließlich nicht die einzigen, die dabei in Betracht kommen; Eure Kinder selbst sind doch die Hauptpersonen, die dabei ins Auge gefaßt werden müssen! Und habt Ihr das Recht, ihnen die Taufe vorzuenthalten? Können sie Euch nicht später bittere Vorwürfe machen? Ihr wißt ja nicht, welche Wege Gott sie führen wird, und ob nicht ihre Entwicklung, ihr Geistesleben und Herzensglaube ganz andere Bahnen einschlägt als die Euren; das habt Ihr doch nicht in Händen! Beraubt sie doch nicht des hohen Segens, der im Sakrament geboten wird! Lieber Bruder, ich kann ja nicht sagen, tue es aus Überzeugung, aber ich kann doch bitten, tue es aus Pietät, aus Liebe zu uns; im Andenken an unsere Eltern! Tue es, weil ich Dich so herzlich und innig darum bitte! Das wäre mir wirklich einmal ein herrliches Geburtstagsgeschenk, wenn Du mir die Nachricht geben könntest: meine Kinder sollen getauft werden! Mache mir die Freude, ich will Dir's auch so innig danken! Und Schwester M. denkt ebenso, das weiß ich. Laß Dich erbitten, lieber Bruder, und laß die kleinen Geschöpfe aufnehmen ins Gottesreich auf Erden! Ach, wenn ich doch beredter ausdrücken könnte, wie sehr mir's am Herzen liegt, daß Du es tuest; ich bitte Gott, daß er Euren Sinn willig dazu mache — laßt mich auch bei Euch keine Fehlbitte tun! Das war's hauptsächlich, weshalb ich heute schreiben mußte; ich konnte den Gedanken all die Tage nicht los werden und will es wenigstens noch einmal versuchen, Euch dazu zu bringen — die Verantwortlichkeit liegt dann allerdings allein auf Euch! —

Der Bruder an die Schwester

Eine ernste Frage — eine ernste Antwort!
. Also: die Mädels sollen getauft werden, wenn Du nur imstande bist, mir die folgenden Fragen zu Deiner vollen und meiner

meinetwegen auch nur ziemlichén Zufriedenheit zu beantworten. Im übrigen vorweg: Du bist überzeugte Christin, ich bin überzeugter Nichtchrist, also von „böse sein“ ist gar nicht die Rede. Du mußt als anständiger Mensch ebenso Deinen Glauben in Dein und der Deinigen Leben hineinzutragen versuchen, wie ich den meinen, der, wie Du weißt, sich nicht in der Negation des Christentums erschöpft. Nun meine Fragen:

1. Ist der Grund der Christen dazu bestimmt, ihre unmündigen Kinder in die Taufgemeinde aufnehmen zu lassen, ihre lebendige christliche Überzeugung von der Wahrheit ihres Glaubens oder nicht?

Wenn ja, dann muß jede, auch eine materiell anders geartete Überzeugung, wofern sie nur wahre Überzeugung ist, dasselbe Recht auf die Unmündigen verleihen nach dem Grundsatz: was dem einen recht ist, ist dem andern billig. Wenn nein, dann könnten nur äußerliche Zweckmäßigkeitsgründe im Spiele sein, denen weder Du noch ich ein entscheidendes Wort bei der Lösung einer idealen Lebens-, d. h. Geistesfrage einräumen werden.

2. Hat das „Sakrament der Taufe“, auch wenn es nur rein äußerlich und zeremoniell, gegen die Überzeugung der Eltern, selbstverständlich auch ohne jede Willens- und Glaubenstat des Täuflings oder seiner Stellvertreter vollzogen wird, die Mitteilung einer mystischen Gnadengabe zur Folge oder nicht?

Wenn ja, dann bitte ich Dich und die ganze theologische Fakultät, besser noch: die ganze lebendig glaubende Christenheit, mir diese geheimnisvolle Mitgift deutlich zu nennen. Allgemeine Redensarten, wie Aufnahme in die Gotteskindschaft, in die Gemeinde der Gläubigen, Eingliederung in den Körper, zu dem Christus das Haupt, u. ä. — werden mich nicht befriedigen, denn ich denke zu hoch und zu gut von einem liebenden Gottvater und Schöpfer, als daß er den Beweis seiner Vatergüte gegen das Geschöpf an ein Zeremoniell, das am Bewußtlosen, Unmündigen, Unverantwortlichen vollzogen wird, knüpfen könnte. Vergiß nicht, daß der bekannte (übrigens gefälschte) Spruch lautet: Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden, nicht aber: Wer da getauft wird und glaubet . . . (ich beschränke mich hierauf, denn ich hätte noch unendlich viel mehr zu sagen). Wenn aber nein, wenn keine nachweisbare direkte Gnadengabe mit dem Taufakt verbunden ist, dann ist jedenfalls weder für den Fall, daß das Kind etwa im zarten Alter stirbe, noch für den,

daß es sich später einen Glauben mit oder ohne Taufe aneignen könnte, irgend etwas verloren.

3. Was ist in Gottes und in unsern Augen wertvoller: ein Glaube, der durch eigene energische Willenstat errungen wird, oder einer, der uns infolge der Disposition unserer Eltern, ich will nicht gerade sagen: in den Schoß fällt, aber der uns doch in unserm unbewußten Alter mit tausend unsichtbaren Schlingen umspinnt und fesselt, so daß unser (Konfirmations-) Entschluß nur sehr uneigentlich frei genannt werden kann? — Hier ist die Antwort nicht zweifelhaft. Du wirst doch nicht aus weichlicher Schwäche dem armen Kinde die Gewissenskämpfe ersparen wollen, die allein doch nur zu einem lebendigen Glauben, der diesen Namen verdient, führen können? Mit Einwicklung in Baumwolle erzieht man weder einen widerstandsfähigen Körper noch Geist. Aber vor unnützen und schweren Kämpfen kann und soll man sein Kind bewahren, wenn man ihm den Zwiespalt erspart, vielleicht einmal mit dem brechen zu müssen, was seine Eltern ihm vorschrieben zu glauben, oder was es damals selbst zu glauben glaubte. Ich schreibe auf diesem Gebiete nichts vor und werde es nie tun.

4. Und letztes, denn ich will mich kurz fassen: Ist es wirklich Deine wahre Überzeugung, daß man einen so wichtigen Schritt gegen seine beste Überzeugung, nur aus „Pietät“, aus „Liebe“, als Geburtstagsgeschenk tun dürfe oder nicht? Laß Vater und Mutter vor mich hintreten und Rechenschaft verlangen über ihre Enkel: ich weiß, daß ich die Augen nicht niederzuschlagen brauche. Genau, was sie an ihren Kindern nach bestem Wissen und Gewissen taten, das tue ich den meinen. Ich danke es noch heute unserm Vater im Grabe, nicht, daß er mich zufällig christlich, aber: daß er mich nach seiner Überzeugung von dem, was uns am besten sei, erzogen hat. Mehr kann man nicht verlangen, aber weniger auch nicht. Wehe den Eltern, die gegen ihre eigene Überzeugung auf Rat von Tanten, Onkeln und Hinz und Kunz ihre Kinder um das erste Recht, das sie haben, nämlich nach dem besten Wissen der Eltern selbst erzogen zu werden, betrügen! Du meinst, wir sollten doch auch an die Kinder als Hauptpersonen, nicht nur an uns denken? Glaubst Du denn, ich hätte im Leben noch nichts weiter gelernt als den kindischen Versuch, Affen nach meinem Bilde zu formen? An die Kinder, an sie allein, denke ich eben, wenn ich ihnen das Elend einer unbewußten vorgefaßten Meinung, die ja doch später selbst er-

worben werden muß, sparen will. Meinst Du im Ernst, ich würde meinen Kindern etwas in den Weg legen, wenn sie im protestantischen, im katholischen Glauben, meinetwegen im Mohammedanismus ihre Herzensbefriedigung zu finden glauben?

Welche Vorwürfe denn, meinst Du, könnten sie mir machen? Daß ich sie nicht schon früher in den beseligenden Christenglauben eingeführt hätte? Mißt denn der liebe Gott das Christentum nach der Elle? Und setzt nicht das Beiwort „beseligend“ eben das voraus, was zu beweisen war? Weiß ich, was sie einmal beseligen wird? Die Hände küssen müßten sie mir, daß ich ihnen die Herzensjungfräulichkeit sorgsam bewahrt habe, ohne die man nicht in das Gottesreich, es sei, wo es sei, eingehen kann. Glaubst Du nicht, daß die Kirche sie mit offenen Armen zu jeder Zeit aufnehmen würde, wenn sie selbst es verlangen? — Ja, Du meinst: aber kennen lernen müßten sie doch erst die christliche Lehre, ehe sie sie lieb gewinnen können. Sehr richtig. Aber eben dies Kennenlernen setzt Freiheit voraus, nicht Gebundenheit. Lassen wir doch auch unsere Kinder nicht schon im zartesten Alter für einen Beruf einregistrieren, sondern suchen ihnen möglichst lange die Freiheit der Wahl offen zu halten, damit sie bewußt sich selbst entscheiden können. Vorurteilslos prüfen kann eben merkwürdigerweise wirklich nur, wer keine Vorurteile (weder für, noch gegen) hat. Oder solltest Du heimlich doch so gering von der einleuchtenden Kraft Deines Glaubens denken, als ob er durchaus zu seinem Aufwachsen die Elternautorität als Amme, die liebe Gewohnheit als Ziehmutter nötig hätte? — Das Kennenlernen kann ich weder, noch will ich es verhindern; ja noch mehr: ich würde es als Pflicht empfinden, die Kinder, selbst wenn sie auf einem Robinsonseiland aufwüchsen, mit dem Glauben bekannt zu machen, der ihre Voreltern zwei Jahrtausende lang befriedigt hat. Aber Du wirst mir schon erlauben müssen, das falsche und schiefe Kennenlernen zu verhindern, jenes Kennenlernen, das dem zarten Gemüt gleich mit dem Donner und Blitz der Autorität, mit dem Schmeicheln sonniger Himmels- und Engelsphantasien, mit der zitternden Angst um die ewige Seligkeit die harmlose Kinder seligkeit verderbt.

Ich würde es noch verstehen, wenn Du mich bätest, meine Kinder christlich erziehen zu lassen, weil für die große Mehrheit der Menschen ja doch Dein Glaube am meisten Befriedigung, Trost und Rückhalt gewähre und ihnen im schlimmsten Falle der Austritt, wie mir, noch immer

offen stände. Aber das hast Du selbst nicht gewagt, in dem vielleicht instinktiven Gefühl, daß Du mir da eine Bankerotterklärung an meiner eigensten, wahrhaftig schwer genug erworbenen Überzeugung zumutetest. Aber taufen! das ist ja etwas so Unschuldiges; den Kindern tut's nicht weh und allen Verwandten, Bekannten und selbst Fernerstehenden ist es eine Genugtuung, die Befriedigung eines Herzensbedürfnisses! Ich verstehe es ja wohl, warum ihnen die bloße Existenz eines Menschen ein Ärgernis sein muß, der trotz allem, was über die zwingende Macht der Not zum Gebet gesagt wird, selbst am Sterbebett seines Kindes, im Anblick des stundenlangen Todeskampfes des geliebten zarten Wesens nicht fähig ist, ohnmächtige Gebete zu stammeln. Ich kann's nicht ändern, und nicht ich bin es, der dabei Angst um seinen Glauben hat. Mich erschreckt weder der Anblick eines Gläubigen, der mit starken Herzensworten von seinem Gott etwas erbetet, noch auch bedauere oder beneide ich ihn. Ihm ist wohl und mir ist besser. Aber so erlaubt mir doch auch einmal, nach meiner Fasson selig zu werden und meine Kinder denselben Weg zu führen, auf dem ich zur Herzensruhe gelangt bin!

Daß aber auch das Taufen nicht etwas so Unschuldiges ist, müßtest Du wissen, die in Rußland selbst gesehen hat, wie auf Grund derselben Taufe ein Mensch mit unauflöslichen Ketten an ein ihm innerlich fremdes Glaubensbekenntnis geschmiedet wird, wie aus der orthodoxen Kirche nach diesem Akt kein Entrinnen mehr ist und aktiver Widerstand nach Sibirien oder — zur Bekehrung in ein Kloster führt. Und wenn unser zahmer Protestantismus und die römisch-katholische Kirche nicht so erbarmungslos ihre Glieder reklamieren, dann liegt es wahrhaftig nicht an dem Wollen ihrer eifrigsten Vertreter, sondern an ihrem Können. Hast Du in Deiner Abgeschiedenheit vielleicht etwas vom preußischen Zedlitzschen Volksschulgesetzentwurf gehört, der auch die Kinder von Dissidenten ad maiorem dei gloriam zwangsweise zum Religionsunterrichte treiben wollte? Nun, er ist nicht Gesetz geworden, aber was nicht ist, kann noch werden¹. Schon heute ist es nicht zweifelhaft, daß der Pastor ein einmal getauftes Kind auf Grund seines Kirchen-

¹ Bekanntlich ist seit der Entstehungszeit obiger Briefe (etwa 1892) durch Ministerialerlasse und Kammergerichtsurteile die Zwangsverchristlichung von Dissidentenkinderen tatsächlich versucht worden! Ein Ruhmesblatt im Staate Friedrichs des Großen!

registers und des bei der Taufe geforderten Gelöbnisses der Eltern und Paten, es christlich erziehen zu wollen, für seinen Religions- und Konfirmationsunterricht reklamieren könnte, wenn man auch heute den öffentlichen Skandal einer Christianisierung gegen den Willen der Eltern scheut. Kurz, es ist nicht mehr und nicht weniger als die Abdankung von meiner Vaterpflicht und von meinem Vaterrecht, die Kinder nach meinem besten Wissen und Gewissen zu erziehen, was Du verlangst. Dies Geburtstagsgeschenk darf ich Dir nicht machen. Wenn Dein Glaube an den allbarmherzigen Vater alles Lebens so stark ist, wie ich denke, so wirst Du vertrauensvoll auch ihm anheimstellen, ob er, wie der alttestamentliche Gott der Furcht, diese meine Sünde, unter deren Verantwortlichkeit ich nicht mit einer Wimper zucke, an den unschuldigen Kindern und Kindeskindern heimsuchen will oder nicht. —

Familienerziehung



ine Erziehung, die mit dem vollen Bewußtsein der Elternverantwortlichkeit für das Seelenheil der Kinder auf die Mitwirkung der Kirche und des konfessionellen Unterrichts der Schule verzichtet, also das, was ich Erziehung nach den Grundsätzen einer rein menschlichen Sittenlehre nenne, mag heute immer noch, wie vor zwanzig Jahren, da ich sie zuerst praktisch versuchte¹, den meisten Menschen, so frei sie sonst denken, als eine Ungeheuerlichkeit vorkommen. Auch wer sich persönlich von der Kirche löste, scheut leicht, in der Erinnerung an die eigenen Seelenkämpfe und unter dem Druck seiner verhältnismäßigen Isolierung, wenn nicht gar amtlicher oder gesellschaftlicher Zurücksetzung, vor der Verantwortung zurück, seine Kinder neue Wege zu führen, abseits von der großen seit Jahrtausenden begangenen Heerstraße. Es können sittlich hochachtbare Empfindungen der Ehrfurcht vor Urväterweisheit und Gefühle bescheidener Selbstbeschränkung sein, die solche Ablehnung der von 70 Generationen gepflegten Erziehungsmethode als gottversuchende Hybris im Sinne der Griechen (wahnwitzige Selbstüberhebung) erscheinen lassen. Gewiß ist also die Zahl der Familien noch nicht sehr groß, wo Eltern, untereinander einig, in vollster Überzeugung die ganze bisher übliche religiöse Erziehung für nicht mehr zweckentsprechend erachten, nämlich für untauglich, wirkliche Religiosität zu fördern und das Kind für das Menschenheitsleben vorzubereiten, vielmehr die sittliche Pflicht empfinden, ihren Kindern eine der eigenen selbsterrungenen Überzeugung entsprechende Erziehung zuteil werden zu lassen. Diese Zahl wächst aber heute, man darf wohl sagen, mit jedem Tage.

Ich spreche hier nicht von Eltern, die, etwa verschiedenen Konfessionen angehörig, des theologischen Streites überdrüssig einen Sonderfrieden geschlossen haben, wonach um die Religion in der Kindererziehung wie um einen wunden Punkt herumgegangen wird; auch nicht für Eltern, die beide, gleichgültig gegenüber den höchsten Lebensfragen, die Religion als überflüssig beiseite liegen lassen und ihre Kinder nur zu „praktischen Menschen“ erziehen wollen; nicht endlich auch zu jenen leicht mit

¹ Eine Frucht dieser Praxis war das Buch: „Erfste Antworten auf Kinderfragen“. Berlin, F. Dümmler 1897. 4. Auflage 1908, auf das ich zur Ergänzung der kurzen Skizze, die hier in diesem Zusammenhange nur gegeben werden kann, verweise.

ihrem Urtheil fertigen Menschen, welche die Religionsfragen ohne viel Komplimente zu dem alten Gerümpel verjährten Aberglaubens werfen und deren Glaubensbekenntnis in der Verneinung erschöpft ist — mögen diese mit der Erziehung ihrer Kinder zurecht kommen, wie sie können! Wer die Zeichen unserer Zeit versteht, der weiß es, daß die Zerstörung der alten Glaubensstempel weit genug vorgeschritten ist, um die Frage zu rechtfertigen: Was soll an ihre Stelle kommen? Wo ist der Bauplan für einen Neubau? wird das neue Haus auch wohnlicher und solider werden als die tausendjährigen Dome der Vergangenheit?

Vor allen Dingen eine grundsätzliche Auseinandersetzung über unser Recht, die Erziehung unserer Kinder auch in unserem Geiste zu beeinflussen. Seltsamerweise nämlich sind es gerade die ernstesten Gläubigen, die mit Wehmut oder mit heiligem Zorn uns zurufen: „Ihr habt nicht das Recht, eure Kinder in der trostlosen, gottlosen und gemütherkältenden Öde eurer Weltauffassung aufwachsen zu lassen, zu der ihr, leider, vielleicht durch eigene Schuld, gelangt seid; ihr begeht einen Raub am Himmelreich, das den Kindern gehört, wenn ihr ihnen die Gelegenheit nehmt, sich der beseligenden Glaubenserkenntnis zuzuwenden“ usw. Die Antwort liegt auf der Hand. Wer in einem Glashause sitzt, soll nicht mit Steinen werfen! Nicht allein, daß die Gläubigen sich selbst unbedingt das Recht und die heilige Pflicht zusprechen, ihre Kinder in dem Glauben zu erziehen, der für sie die Lösung des Lebensrätsels enthält (ein Recht, das wir ihnen nicht streitig machen), fesseln sie das unmündige Kind sogar mit fast unzerreißbaren Banden, dem Sakrament der Taufe, der Konfirmation oder Firmung, mit einem völlig einseitig-konfessionellen Religionsunterricht an das Bekenntnis, das ihrem Herzensbedürfnis entspricht. Dies Recht, an einem unzurechnungsfähigen Wesen Handlungen vorzunehmen, die es in eine staatlich und gesellschaftlich anerkannte feste Position bringen für sein ganzes Leben, eine Position, die ihm wirklich unter Umständen schwere Opfer auferlegen kann (man denke nur an die inneren und äußeren Schwierigkeiten eines Konfessionswechsels etwa zum Behuf der Ehe), dies Recht könnte mit einem besseren Grunde angefochten werden. Tatsächlich ist der Bekenntniszwang auf Seiten der Religiösen, die Bekenntnisfreiheit aber bei uns. Wer also das Recht christlicher Eltern auf Anordnung christlicher Erziehung ihrer Kinder nicht gefährden will, tut besser, auch dem Nichtchristen das gleiche

Recht nicht zu verkümmern. Da kommen nun unfehlbar die Opportunitätsgründe, jene Gründe, hergenommen aus der Rücksicht auf die Umgebung, auf die Stellung der Regierungen, auf das spätere Fortkommen der Kinder: „Aber bedenkt doch, in welche schiefe Stellung ihr eure Kinder, an deren Fortkommen euch doch gelegen ist, bringt! Die europäische Welt ist nun einmal vorwiegend christlich; alle unsere Institutionen sind auf diesem Boden erwachsen; welche Grausamkeit, die Kinder von vornherein in eine isolierte Oppositionsstellung zu bringen, wie unflug, wie unpraktisch!“ Sehr richtig, wie unpraktisch! Da haben wir wieder das unglückliche Wort, das der Neuzeit ihren nicht gerade liebenswürdigen Charakter gibt. Als ob nur, was praktisch im Sinne von: unmittelbar nutzenbringend ist, ein Recht auf Dasein hätte! Ist denn das „Volk der Dichter und Denker“, „der Träger des Idealismus“, wie es noch vor Aufrichtung des neuen deutschen Reiches sich gern nennen ließ, wirklich heute so außerordentlich kaufmännisch berechnend geworden? Nur was sofort, gleich, dem einzelnen selbst zugute kommt, ist erstrebenswert? Ich denke besser von den Deutschen. Es war im höchsten Grade unpraktisch von Luther, sich durch seine Thesen in Wittenberg dem Schicksal von Huß möglicher- und wahrscheinlicherweise auszusetzen, es war sehr unpraktisch von den ersten Christen, eine so banale und gleichgültige Formalität, wie das Opfern vor des Kaisers Büste, zu verweigern und lieber im Zirkus den blutdürstigen Bestien zum Opfer zu fallen. Damals war „die römische Welt vorwiegend heidnisch, alle ihre Institutionen auf diesem Boden erwachsen“, warum brachten denn die ersten Christen ihre geliebten Kinder in eine solche „schiefe Stellung“, in eine „isolierte Opposition“? — Das ist nicht dasselbe, rufen unsere Gegner entrüstet. Um Verzeihung, es ist genau dasselbe. Überzeugung gegen Überzeugung. Unser Glauben von der sittlichen Schädlichkeit des kirchlichen Zwangschristentums hält genau dem der Märtyrer von der Seelengefahr des heidnischen Götzendienstes die Wage, und wie sie, so glauben wir Besseres zu haben, das wir unseren Kindern lehren wollen, unbekümmert um die augenblicklichen praktischen Folgen, die das für sie haben könnte. Also weg mit dieser lahmen Zweckmäßigkeitsrechnung! Das Vernünftige ist immer das einzig Zweckmäßige.

● Aber Kinder gehören nicht allein ihren Eltern; auch der Staat hat Rechte an sie, und überall in den zivilisierten Ländern mischt er sich im Bewußtsein seiner sittlichen Aufgabe in ihre Erziehung, woran er ein

ganz zweifelloses Interesse hat. Kann denn der Staat nicht verlangen, daß eine, wie auch immer geartete, religiöse Unterweisung, die er für die sittliche Bildung des Bürgers nötig erachtet, in den Erziehungsplan aufgenommen werde? In der That konnte er das, wie er es im ganzen Mittelalter getan hat und noch heute tut; aber er kann es nur in einer früher begreiflichen, heute kaum mehr entschuldbaren Verkennung seiner eigentlichen Aufgaben. Die Regierung, auch die höchstgebildete und wohlwollendste, ist nicht die Behörde, die über religiöse oder wissenschaftliche Streitfragen ein Urtheil abgeben darf, um so weniger, als sie ihre Urtheile mit Gewalt durchzusetzen imstande ist. Gedankenfreiheit, Religionsfreiheit, die Freiheit individueller Überzeugungen sind Rechte, die sich kein gebildetes Volk unserer Zeit wieder nehmen läßt, und eine staatliche Organisation, die derartig in das innerste Selbstbestimmungsrecht des Individuums eingreifen wollte, hätte keine Aussicht mehr auf Bestand. Der Wahlspruch des feudalen Staates: Alles für das Volk — nichts durch das Volk! ist unmöglich geworden, und dieses Volk läßt sich nun einmal nicht mehr wider seinen Willen durch die höhere Einsicht der Regierenden beglücken. Man wird mir den Schulzwang, Impfwang u. a. entgegenhalten; mit Unrecht. Über den Wert der Bildung herrscht kein Streit, es sei denn, daß man irgend einen Querkopf mit antisozialen Instinkten ernst nehmen wollte, und so darf denn auch der Staat, als Exekutivbehörde eines einheitlichen Gesamtwillens, ein Mindestmaß von Schulbildung von seinen Gliedern verlangen, jedenfalls aber an ihren Besitz die Erteilung der Bürgerrechte knüpfen. Ein Zwang wäre überhaupt nicht nötig geworden, wenn man mit der Unentgeltlichkeit des Volksunterrichts den Anfang gemacht hätte, anstatt den Zwang einzuführen und die Unentgeltlichkeit spät und unvollkommen nachfolgen zu lassen. In der Impfungsfrage scheint allerdings der Staat sich ein wissenschaftliches Urtheil über eine medizinische Streitfrage angemacht zu haben; aber es scheint nur so. Tatsächlich ist die Frage vorher von der allein dazu berechtigten Stelle mit großer Majorität, nämlich von mindestens neunzehnteln aller medizinischen Fakultäten, zugunsten der allgemeinen Impfung entschieden worden, und wiederum ist die staatliche Behörde nur die Vollstreckerin eines Gemeinwillens; sie wahrt die Rechte der Mehrheit, die gegen ansteckende Krankheiten geschützt sein will. Ganz anders liegt die Sache bei der Frage nach religiöser Erziehung. Hier ist kein Gesamtwille, sondern eine Menge zersplitterter Sonderwünsche; jede

Religion, Konfession, und jedes Konfessionchen, ja jede Gemeinde und fast jedes Gemeindeglied würde über Notwendigkeit, Ausdehnung, Anordnung und Eigenschaften des obligatorischen Religionsunterrichts ihre eigene Meinung zutage fördern, und mit Recht verweist die Verfassung der meisten europäischen Staaten diese Fragen auf das ihnen zukommende Gebiet der subjektiven Privatmeinung. Was aber der Staat nicht hat und nicht haben kann, da er nur mit Bürgern, aber nicht mit Christen, Juden oder Dissentern zu tun hat, nämlich einen religiösen Gemeinwillen, das hat wohl die Kirche; und wir verstehen es völlig, daß diese die konfessionelle Erziehung der Kinder, die durch die Taufe und Willenserklärung der Eltern ihr zugebracht worden sind, fordern muß und nötigenfalls durch kirchliche Zuchtmittel erzwingen darf. Die Kirche weiß, was sie tut, wenn sie den Kampf um die Schule mit all ihren Machtmitteln zu führen unternimmt; es ist für sie ein ernstlicher Existenzkampf als der vergangene Streit um die Zulassung einiger Mönchsorden und den bischöflichen Huldigungseid. — Wer aber außerhalb der Kirche steht und auf alle ihre Gnadengaben und die Rechte eines Gliedes einer staatlich anerkannten Religionsgesellschaft verzichtet, der darf nun wohl auch verlangen, von Staat und Kirche, wie von einzelnen Eiferern ungestört zu bleiben bei der selbst übernommenen schweren Aufgabe, seine Kinder nach seinen eigenen Grundsätzen zu erziehen.

Schwer ist sie, diese Aufgabe; denn die Kämpfer und Bauleute an dem Tempel der neuen Weltanschauung müssen, wie die Kinder Judas unter Esra und Nehemia, das Schwert in der einen, die Maurerkelle in der anderen Hand führen. Viele mögen sein, die mutlos die Arme sinken lassen, denn die neue Weltanschauung ist noch nichts Fertiges, Gegebenes, das man einfach den Kindern überliefern könnte wie die tausendjährige jüdische und christliche Überlieferung. Das darf uns nicht irre machen. Mögen die Gegner im Bewußtsein ihres verjährten Besitzes immerhin rufen: zeigt sie uns doch, eure neue Ethik! und über die Auswanderer spotten, die das alte Haus verlassen, ehe das neue noch unter Dach und Fach gebracht sei, sie können uns nicht mehr zurückerufen, denn zu deutlich lebt in uns die Überzeugung, daß der alte Bau nicht mehr zum Wohnsitz taugt.

• Wohl, so erziehen wir unsere Kinder denn auch zu Kämpfern und zu Mitarbeitern an dem großen Werke. Nur Kurzsichtigkeit kann glauben, daß mit der Verneinung der konfessionellen Weltanschauung

alles getan wäre. So denkt wohl mancher sich unsere Erziehung gemein einfach. Wem die konfessionelle Unterweisung seiner Kinder nicht mehr behagt, nun, der streiche einfach die Religion aus ihrem Schulplan, lasse sie, wenn sie öffentliche Schulen besuchen, von allen religiösen und kirchlichen Andachtsübungen entbinden, ein Recht, das dem Dissidenten bis vor kurzem zustand, und erkämpfe sich das Recht, wo es verweigert wird; im übrigen mögen sie aufwachsen wie die anderen Kinder; so hört man sagen und sieht man handeln.

Eine nicht religiöse Erziehung ist aber noch lange nicht das Ideal, das uns vorschwebt. So wenig jemand, der nichts Böses tut, deswegen schon Gutes tut, ebensowenig wird ein Kind, das nicht eine bestimmte religiöse Erziehung bekommt, schon so erzogen, daß es mit der positiven Weltanschauung seiner Eltern in Harmonie bleibt. Ja, es ist zu fürchten, daß es auf diesem Wege am sichersten ihnen entfremdet werde. Die Negation des bestimmten Bekenntnisses befriedigt nicht; das Kind will und soll eine positive Lebensanschauung gewinnen, und die Fragen, die heute noch zumeist nur in der Religionsstunde aufgeworfen und beantwortet werden, sind ja nicht müßig erfundene Doktorfragen, sondern die höchsten Lebensfragen, die sich auch ohne das Zutun des Erziehers jedem normal veranlagten Menschen aufdrängen und Antwort erheischen. Zudem weiß jeder, der sich um Erziehung je gekümmert hat, daß eine Trennung der spezifisch religiösen Ansichten und der auf diesem Boden erwachsenen Weltanschauung von dem Unterricht in den meisten anderen Fächern weder möglich, noch auch wünschenswert ist. Der Erzieher muß mit seiner ganzen, vollen Persönlichkeit auf das Kinder Gemüt wirken und kann sich, auch wenn er es wollte, nicht nach Fächern in verschiedene Menschen teilen, so daß er in der Religionsstunde Moses, in der Naturkunde Darwin, im Geschichtsunterricht Buckle und in der Geographie wieder Newton und Laplace als Lehrer der Wahrheit gelten ließe. Wohl weiß ich, daß die wissenschaftliche Theologie sich mit Geschick bemüht, die alte religiöse Weltanschauung mit der neuen zu versöhnen, und es nicht zugibt, daß hier ein Gegensatz obwaltet. Mag sein, obwohl auch für den weitherzigsten Theologen ein Punkt kommt, sei es nun die Person Christi, oder die Auferstehung, oder die Hoffnung auf ein Fortleben nach dem Tode, wo sich seine Wege von denen der Wissenschaft trennen; aber wo sind die Volksschullehrer, ja, wo die Gymnasiallehrer, die auf diesem schlüpfrigen Boden sicher stehen und

es vermeiden können, dem Kinde das Zerrbild einer doppelten Wahrheit zu bieten? Unsere Schulen, so vortrefflich sie auch für wissenschaftliche Unterweisung eingerichtet sind, sind heute noch nicht der Ort, wo sich eine Erziehung, wie wir sie wünschen müssen, erwarten ließe. Wer also nicht überhaupt grundsätzlich auf eine positive Erziehung Verzicht leistet und seine Kinder in den wichtigsten Lebensfragen ohne Antwort, oder schlimmer, mit falscher Antwort abspesen lassen will, für den ist die Aufgabe unabweislich, selbst den bestimmten Weg und die Richtung anzugeben, in welche er Geist und Gemüt seiner Kinder gelenkt wissen will. Ein einfaches Gehenlassen ist hier unmöglich. Positive Erziehung also im rein human-ethischen Sinne, und zwar zunächst geleistet von den Eltern selbst, ist, was wir verlangen müssen.

Was heißt nun Erziehung in unserem Sinne? Nichts anderes als sonst. Sie ist die absichtliche planmäßige Leitung der physischen, intellektuellen, ästhetischen und ethischen Entwicklung des Kindes. Der Mensch bedarf nun einmal der aktiven Mithilfe älterer Gattungsgenossen, um über die lange Zeit der Unselbstständigkeit und Hilfslosigkeit der Jugend hinwegzukommen, ein deutlicher Hinweis auf seine Eigenschaft, ein soziales Wesen zu sein. Wohl ließe sich unter besonders günstigen Umständen auch teilweise eine Selbstentwicklung des jungen Wesens denken, wie sie die Natur an anderen Lebensformen uns zeigt, aber weder Allgemeinheit, noch Raschheit, noch Höhe der Entwicklung ist auf diesem Wege zu erreichen. Erziehen heißt den Kulturfortschritt der Menschheit am einzelnen Individuum in abgekürzter Form zur Darstellung und Wirksamkeit bringen. Alle wirklich im Menschen liegenden Keime sollen gepflegt und, soweit sie dem Wohle der Gattung entsprechen, zur Blüte gebracht, die antisozialen Instinkte aber unterdrückt werden.

Da ich hier keine Erziehungslehre entwickeln will, so möge es mir nur gestattet sein, auf zwei Punkte näher einzugehen, in denen die von mir vertretene Weltanschauung sich mit der bisherigen Anschauung über Erziehung im Widerspruch zu befinden scheint.

Es könnte nämlich der Einwurf erhoben werden, eine Weltanschauung, die den freien Willen des Menschen leugne und alles menschliche Handeln als naturgesetzlich notwendig betrachte, habe keinen Raum für Erziehungsversuche. Freilich läßt der Determinismus das Wollen des Menschen mit Naturnotwendigkeit aus seinem Sein entspringen und behält keinen Platz für eine willkürliche Durchbrechung dieses Gesetzes. Der Lügner

lügt mit Notwendigkeit und der Dieb stiehlt ebenso — sie folgen beide notwendig in ihrem Handeln der Anordnung der Motive, die zu einem bestimmten Zeitpunkt einmal in ihnen herrscht; aber daß sie gerade so in ihnen herrscht, daß sie gerade so sind, wie sie sind, das ist nur vom Standpunkt alles Geschehens in der Welt aus gesehen, notwendig, für sie selbst aber und vor allem für uns zufällig. Das Sein, wohin sich das Wollen zurückgezogen hat, ist ja ein im ewigen Fluß begriffenes Werden, und dies Werden kann planmäßig geleitet und geregelt werden, eben von der Erziehung. Hier besteht die Aufgabe des Erziehers in der Heranführung und Befestigung sittlicher Motive in dem Maße, daß bei der Gelegenheit des Handelns das sittliche Motiv eben das stärkere bleibe und damit mit Naturnotwendigkeit das sittliche Handeln hervor- rufe. Genau ebenso, wie die physische Erziehung sich zum Zweck setzt, die Muskulatur und die ganze natürliche Organisation so auszubilden, daß sie mit Wahrscheinlichkeit Anforderungen, welche das Leben an sie stellt, erfüllen und Gefahren, womit die Außenwelt sie bedroht, über- winden könne, wie die intellektuelle Erziehung den Verstand in gleicher Weise ausbildet, so kann die moralische Erziehung nur in der Über- wachung und Leitung des werdenden Charakters bestehen, dem sie die Motive zuzuführen, zu verstärken und ungehemmt zu erhalten hat, die ein sittliches Handeln in unserem Sinne versprechen. Die theoretische Einsicht also in die schließliche mechanische Notwendigkeit alles Ge- schehens hat weder mit dem Verantwortlichkeitsbewußtsein noch mit der Möglichkeit oder Unmöglichkeit der sittlichen Erziehung, noch endlich mit der Strafstheorie das geringste zu tun.

Ernster ist der zweite Einwand, der vom Pädagogen uns gemacht werden könnte. Wenn wir nämlich alle im Menschen wirklich liegen- den Keime, sofern sie nicht antisozial, d. h. unsittlich sind, zur Entwick- lung bringen sollen, so dürfte, werden sie meinen, auch der Keim religiösen Lebens, der in jeder Menschennatur schlummere, nicht verkümmert werden. Die Religion sei nun einmal tief im menschlichen Herzen begründet, und Phantasie, Reflexion und Wollen ihre drei Wurzeln. Wenn man also nicht entweder leugnen wolle, daß der Mensch von Natur Anlage zur Religion in sich trage, eine Annahme, die schon durch die uns bekannte Geschichte der Menschheit widerlegt sei, oder aber nachweisen könne, daß die Ausbildung des religiösen Gefühls regel- mäßig zur Unsittlichkeit führe, so dürfe unter keinen Umständen diese

Seite menschlicher Entwicklung vernachlässigt werden. Der Schluß ist bündig und unanfechtbar; es fragt sich eben nur, ob seine Vordersätze eine strenge Prüfung vertragen. Vor allem scheint die „angeborene Anlage zur Religion“ einer älteren Art von Psychologie anzugehören, als die Wissenschaft jetzt kennt. Die komplizierten Anlagen und angeborenen Vermögen der Seele finden heutzutage kaum mehr ernste Vertreter. Entkleidet man aber, etwa mit Benecke, die psychischen Prozesse aller Elemente erfahrungsmäßiger Entwicklung, so bleibt der nackte Kraftbegriff übrig und die Annahme von angeborenen Anlagen zu Kunst, Wissenschaft, Religion usw. enthält weiter nichts als den Ausdruck der Tatsache, daß der menschliche Geist eine Kraftquelle repräsentiert, die in Verbindung mit Sinnlichkeit, Phantasie, Denken und Wollen die mannigfachsten Äußerungen zuwege bringt. In diesem Sinne aber beweist die angebliche Tatsache, daß der Mensch naturgemäß sich eine Religion bilden müsse, nicht mehr den zu beweisenden Satz: weil die Anlage einmal vorhanden sei, müsse sie auch ausgebildet werden. Denn die Anlage ist eben nicht eine spezifisch religiöse. Etwas anderes ist es, wenn man uns sagt: Der Mensch hat von Natur das Vermögen, Phantasievorstellungen zu bilden, den Trieb, Kausalitätsbeziehungen aufzuspüren, den Wunsch, sich glücklich zu fühlen. Gegen die Entwicklung und richtige Leitung dieser „Anlagen“ wird niemand etwas einzuwenden haben. Nur bestreiten wir, daß sie zur Religion, mindestens zu dem, was die Kirchen übereinstimmend Religion zu nennen pflegen, führen müssen, woran uns auch die historische Betrachtung nicht irre machen kann, daß sie bisher fast immer dazu geführt haben; das lag eben an dem Mangel an kritischer Einsicht in die schließliche Unvereinbarkeit der religiösen Gebilde mit den Forderungen des Verstandes. Ganz genau gleich liegt der Fall bei dem, was auch die Vertreter des religiösen Glaubens „Aberglauben“ nennen; also beispielsweise beim Glauben an Hexen, Zauberer, Seen u. dgl. Die „Anlage“ zur Bildung dieser abergläubischen Phantasiegestalten ist zweifellos dem menschlichen Geiste in demselben Sinne angeboren wie die zur Religion. Dennoch zweifeln dieselben Pädagogen nicht daran, daß dieser Entwicklungskeim der Seele nicht nur nicht gepflegt, sondern zerstört und ausgerottet werden müsse, weil hier ihre kritische Einsicht hinreicht, um die Unhaltbarkeit der legitim entstandenen Phantasiegebilde zu erkennen. Nun, für uns ist die Grenze zwischen Glaube und Aberglaube fließend; also

mögen sie uns nun auch gestatten, ohne Rücksicht auf die angeblich allseitige Entwicklung aller menschlichen Anlagen, die Keime zu unterdrücken, die nach unserer Einsicht zu schiefen und lebensunfähigen Bildungen führen.

Außerdem handelt es sich ja auch bei unserer Erziehung nicht um völlige Vernichtung irgendwelcher in der Natur des Menschen liegender Triebe, sondern ebenfalls nur um ihre richtige Leitung. Wir treten nicht mit der barbarischen Forderung an das Kind heran: verstümmele deine Phantasie, gib es auf, nach Ursachen und Zwecken zu forschen, reiße den Wunsch, glücklich zu werden und Selbstbefriedigung zu finden, aus deiner Seele! Nein, aber behalte Selbstbesinnung bei deinem Tun! Wisse, daß deine Phantasiegestalten, mit denen du die Natur bevölkerst, nur in dir Leben und Existenz haben, begreife es, daß die letzte Ursache alles Geschehens, die du gefunden zu haben glaubst, der letzte Endzweck, den du am Ende aller Entwicklungsreihen zu sehen vermeinst, noch nicht des Rätsels Lösung enthalten, und täusche dich nicht darüber, daß die Stillung deiner Sehnsucht, das vollkommene wunschlose Glück, wie es der Himmel der Gläubigen zeigt, nur Ideal, unerreichbares Ziel der ganzen Menschenentwicklung ist. Das bist du dir schuldig als Vernunftwesen, als Wahrheitsucher; — aber nun auch frisch und fröhlich weitergestrebt und gearbeitet, unbeirrt durch die täuschenden Vorpiegelungen, als hättest du, was du ersehnt, und du wirst inne werden, daß die Forschung mehr beglückt und höhere Befriedigung schafft, als der Besitz. — Fordert man aber sogar den Nachweis, daß die Ausbildung der religiösen Gefühle etwa zur Unsittlichkeit führe, so beuge ich mich freiwillig des Vorteils, den die Geschichte der namens der Religion verübten Scheußlichkeiten bietet — denn man würde mich doch belehren wollen, das sei eben nicht „wahre“ Religion, sondern Fanatismus oder Heuchelei, und damit wären wir auf einem Gebiete, auf dem ich nicht mehr zu folgen vermag. Schon der Streit um das, was eigentlich echte Religion ist, wobei die ganze Last von Unsittlichkeiten, die nun einmal nicht abzustreiten sind, immer von einer Schulter auf die andere gewälzt wird, beweist zum mindesten, daß ihre sittlichende Wirkung nicht allzu augenfällig sein muß. Der Ring, dem die geheime Kraft verliehn, vor Gott und Menschen angenehm zu machen, scheint wirklich unwiederbringlich verloren, und ich denke mit Nathan, es ist auch besser, ihn nicht mehr zu suchen. Kein mystischer Talisman ist

nötig für die Folgerung: „es eif're jeder einer unbestoch'nen von Vorurteilen freien Liebe nach!“ . . .

Nein, vor allem ist es die unheilbare Schädigung der sittlichen Wahrhaftigkeit, die wir der offiziell gewordenen Religion vorwerfen, den unheilvollen Zwang, den sie mit ihrem mystischen Apparat auf den unbefangenen Forschungstrieb ausübt, die Anmaßung, mit der sie von jeher die volle Wahrheit in Erbpacht zu haben vorgibt, die aufreibenden Seelenkämpfe, in die sie dadurch jeden ernst strebenden Geist verwickelt. Mag sie immerhin die Trägerin der Kultur, die Vorschule der Sittlichkeit gewesen sein; ihre Mission ist beendet, wenigstens bei uns, und sie wird wohl oder übel den Präzeptorstab niederlegen müssen. Ihr Verhängnis ist es, daß sie nicht reine Religion bleiben kann, d. h. der Menschheit nicht einfach das Ideal des Wahren, Guten und Schönen als solches vorhält, sondern immer zu einem bestimmten Bekenntnis, zum Dogma, zu einer einseitigen Ausprägung des sittlichen Gedankens versteinert. Und in dieser Form täuscht sie mit grausamer Lüge den Menschen, sie spiegelt ihm eine Erlösung vor, die nun und nimmer von außen an die Menschheit gebracht werden kann, sie malt ihm ein Jenseits, vor dem er nur zu leicht das Diesseits vergißt, sie behauptet die Lebensrätsel erschöpfend zu lösen und bietet doch nur neue verworrene Hieroglyphen dem wahrheitsdurstigen Gemüt. An die Stelle der letzten Ursache setzt sie einen widerspruchsvollen, unbegreiflichen Gottesbegriff; in alles Geschehen mischt sie eine ursachlose Freiheit der Willkür und vernichtet mit dem Offenbarungsbegriff das Gesetz der Naturnotwendigkeit und Kausalität; neben das Arbeite setzt sie das Bete und redet von Gebetserhörung; das Natürliche ist ihr zu gemein; nur im Übernatürlichen ist ihr wohl; wahrhaft sittliche Antriebe und Neigungen des Menschen werden geächtet mit dem Ekelnamen der „fleischlichen Lust“ und eine widernatürliche und unsittliche Askese gepredigt; der Wert des Individuums wird in maßloser Weise übertrieben und wiederum die Menschheit als Ganzes herabgesetzt; mit dem komplizierten System der Sünde bindet sie dem Gewissen schwere und unerträgliche Bürden und kann sie mit ihrem Erlösungsbegriff doch nicht einen Finger breit heben, und am Ende versucht sie es noch, den Menschen über das Gesetz des Entstehens und Vergehens hinwegzutäuschen und schildert ihm Qual und Seligkeit einer jenseitigen Welt, von der sie so wenig weiß wie wir.

Dabei spreche ich noch gar nicht von ihren Auswüchsen, von dem Höhen- dienst und dem vernunftwidrigen, Kopf und Herz gleichmäßig verwirrenden Sanatismus vieler ihrer Anhänger. Es ist eine durchaus sittliche Forderung, daß Kopf und Herz, Vernunft und Gefühl, Wissen und Glauben der Menschen in jener Übereinstimmung und Harmonie bleibe, die eben ihre natürliche Verschiedenheit zu höherer Einheit auflöst. Echte Religiosität und klare Vernunft verstehen einander immer. Daß aber die Kirchenlehre solche Forderung nicht erfüllt und als Buchstabe nicht erfüllen kann, das gibt uns die Berechtigung, sie für die Erziehung der kommenden Menschheit entschieden abzulehnen.

Die Isolierung dieser unserer Stellung, da die uns umgebende Welt noch vorwiegend christlich ist, und alle öffentlichen und privaten Verhältnisse auf das Christentum zugeschnitten sind, legt uns die Frage nahe, wie wir unsere Kinder am zweckmäßigsten gegen die von außen kommenden Einflüsse sichern, die unser Erziehungswerk stören könnten. Ist eine völlige Absperrung gegen diese Störungen zulässig, nützlich und möglich? Was nun die Zulässigkeit oder das Recht zu einer derartigen Beschränkung betrifft, so ist diese von der Pädagogik nie in Zweifel gezogen worden. Wer sich zu ihrer Bekämpfung etwa auf das „Prüfet alles und das Beste behaltet“ des Apostels berufen oder von Intoleranz und Einseitigkeit reden möchte, vergißt, daß es sich hier um Unmündige handelt, die einer Prüfung nicht fähig sind, und für die eben, bis sie zu eigener Prüfung imstande sind, das Urteil der Eltern eintreten muß; er vergißt auch, daß christliche Eltern unbedingt das gleiche Recht für sich in Anspruch nehmen und ihre Kinder von Häusern, in denen ein anderer Geist herrscht, als im Vaterhause, möglichst fernhalten, um Verwirrung und Beunruhigung in den kleinen Köpfen zu vermeiden. Das Kind muß durch die Phase des Autoritätsglaubens hindurchgehen, ehe es zur Selbstbestimmung kommen kann; das, was die Eltern für gut halten und tun, muß ihm von vornherein als das Richtige erscheinen und eine Vergleichen mit dem Brauche anderer Familien, die es vielleicht auch liebt und schätzt, würde nicht Kritik, sondern Haltlosigkeit des Urteils und Lockerung des vertrauensvollen Glaubens an die Eltern zur Folge haben. Die Frage der Nützlichkeit der Isolierung hängt eng zusammen mit der ihrer Möglichkeit. Das in pädagogischer Hinsicht Wertvollste wäre jedenfalls ein Verkehr mit Altersgenossen aus gleichgesinnten Familien; später, mit dem

Wachsen der Einsicht und der Festigung des Vertrauens zu den Eltern, könnte auch gelegentliches Hineinschauen in andere Kreise nicht mehr schaden; aber vor allem ist, wie die Sache nun einmal liegt, diese Ab-sperrung nicht gut möglich. Zu vielfältig und eng sind die Beziehungen, welche die Kirche mit dem Familienleben fast aller unserer Nachbarn, Verwandten und Freunde verknüpfen, und eine unvollständige Trennung von diesen Kreisen würde vielmehr schaden, als nützen. Die Aufmerksamkeit des bisher unbefangenen Kindes würde gerade dadurch auf die unterscheidenden Merkmale der einen und anderen Erziehungsmethode gelenkt und viel zu früh für ein wirkliches Verständnis würden Fragen in ihm laut werden, deren Beantwortung über seinen geistigen Horizont hinausginge. Schon das 2—3jährige Kind — ich spreche aus eigener Erfahrung — stuzte und ward nachdenklich, als es in einem befreundeten Hause im Tischgebet den Namen Gottes anrufen hörte und fragte: „nicht wahr, man muß vor dem Essen immer so die Hände zusammenlegen und la la machen?“ Es sieht die Kirche und fragt, was die vielen Menschen dort machen, und die ganze Jugendschriftenliteratur, vom unzerreißbaren Bilderbuch bis zu den „moralischen Geschichten für gute Kinder“ und weiter, enthält in der beliebten spielerisch-andächtig-rührenden Manier Engelgestalten, das Christuskind, religiöse Symbolik und christliche Moral und Dogmatik im Übermaß. Auch halten es wohlmeinende Tanten, Wärterinnen und Dienstboten nur zu oft für ihre christliche Pflicht, den „armen von den verblendeten Eltern tyrannisirten Heidenkindern“ gelegentlich das geistliche Lebensbrot, wenn auch in verzußter Form, zuzustecken, ohne sich des schweren Unrechts, das sie damit begehen, auch nur bewußt zu werden. Ein Kampf gegen alle diese tausendfältigen Einflüsse wäre aussichtslos. Und so bleibt denn nichts übrig, als von vornherein mit Takt und feinem Verständnis der Kinderseele die Nachteile, die aus einer solchen zwiespältigen Erziehung erwachsen können, zu parieren.

Es liegt auf der Hand, daß sich allgemeine Vorschriften hierfür so gut wie gar nicht geben lassen. Man verhehle dem Kinde, sobald es bei einer ähnlichen Gelegenheit stuzig wird, nicht, daß es viele Menschen gibt, die dies oder jenes für notwendig halten, was ihre Eltern nicht tun; man verweise es auf andere Beispiele nichtreligiösen Charakters von verschiedenen Gebräuchen, beispielsweise: „siehst du, du wirfst auch alle Morgen mit kaltem Wasser gebadet; viele Mamas aber lassen ihre

Kinderchen jetzt noch nicht baden und waschen sie nur mit warmem Wasser“ u. a. Natürlich immer mit voller Unbefangenheit und ohne jede Kritik des anderen Verhaltens. Alle Eltern tun mit ihren Kindern, was sie für das Beste halten — das ist der Fundamentalsatz, aus dem sich das Kind den Schluß: „also auch mein Papa und meine Mama“ von selbst heraus nimmt. Dieser blinde Glauben, daß die Eltern das Beste mit ihren Kindern wollen, ist zugleich Wurzel und Blüte aller Erziehung, und er ist nicht schwer in das empfängliche Kinderherz einzupflanzen.

Frägt dann das Kind, was denn Gott bedeute, von dem die anderen Menschen sprechen, so speise man es nicht mit der pädagogisch sehr bedenklichen Antwort: „das verstehst du noch nicht!“ ab; gerade weil es nicht versteht, fragt es ja; sondern man erkläre ihm ruhig und in den Grenzen seines Verständnisses, immer ohne jede gehässige oder nur kritische Nebenbemerkung, daß viele Menschen glauben, es gäbe einen sehr starken und lieben Mann, der alles, die Bäume und Blumen, die Tiere und Menschen, die Berge, Flüsse und Seen gemacht habe; man könne ihn nur nicht sehen; wie andere aber wieder glaubten, alle diese Dinge seien gar nicht so gemacht, wie das Kind sein Sandhäufchen formt, sondern sie seien immer so dagewesen. Ähnlich mit den Engeln — immer betone man die Liebenswürdigkeit der Erfindung, ohne darüber Zweifel zu lassen, daß man es mit Erfindungen zu tun hat. Das Kind, der Virtuos der phantastischen Erfindung, wird diese Erklärung sicher verstehen. Die poetische Seite der Religion sei ihm nicht vorenthalten, nur bleibe es sich bewußt, daß es spielt. Ganz wie meine Tochter, wenn sie in Ermangelung einer Puppe den Besen ins Bettchen legt und einsingt, im Grunde sehr gut weiß, daß dies Ding eigentlich ein Besen ist (was aber ihrer Freude an dem Kindchen keinen Eintrag tut), so wird sie sich auch ergötzen an der Idealgestalt von netten Mädchen, die, wie die Schwalben, fliegen können, um des Morgens den Blümchen zu trinken zu geben und die Schmetterlinge und Bienen zu wecken usw., ohne daß sie dabei in Götzendienst verfallen müßte. Eine nicht zu verachtende Aushilfe ist es dabei, wenn man bei spezieller konfessionellen Gebräuchen, nach deren Bedeutung das Kind fragt, auf die den Kindern womöglich anschaulich bekannte Verschiedenheit der Religionen hinweisen kann, selbstverständlich ohne sich auf Dogmatik einzulassen. Die Tatsache, daß die Juden am Sonnabend sich

versammeln, die Christen am Sonntag in ihrer Kirche, daß Katholiken ein Kreuz schlagen und sich mit Weihwasser besprengen, während die Protestanten einfach den Hut abnehmen, und ähnliches mehr, läßt das Kind leicht hinweggleiten über die Frage, was denn nun das Wahre sei, und wenn es nun auch die Erfahrung macht: die meisten Menschen gehen Sonntags in das große Haus, wir machen einen schönen Spaziergang durch Wald und Feld, um uns von der Arbeit der Wochentage zu erholen, so wird ihm ein prinzipieller Gegensatz kaum bewußt werden. Vor allem wird die Toleranz, das ruhige und fröhliche Anerkennen des Rechtes der eigenen Überzeugung bei anderen, auf diese Weise frühzeitig im Kindesherzen Wurzel schlagen, sehr zum Vorteil der Menschheit, die noch immer nicht ablassen will, sich in erbitterter Verfechtungssucht zu zerfleischen. Wo aber die Intoleranz der Gegenpartei sich tatsächlich durch irgendwelche Kanäle in das Haus schleichen möchte, mit frommem Mitleid oder mit fanatischem Eifer die Kinderherzen verwirrend und dem Glauben an die Wohlmeinung oder Einsicht der Eltern entfremdend, da zeige man dem Kinde die Lieblosigkeit eines solchen Verhaltens ohne Schonung. Jedes Kind versteht es, daß ein Erwachsener ein Recht auf eigene Meinung hat und nach seinen, nicht nach fremden Überzeugungen handelt, und es wird das Unrecht und die Lieblosigkeit, die in einem solchen Einmischen anderer liegt, leicht und bald herausfühlen. Je weniger wir vor unseren Kindern Polemik gegen Andersgläubige treiben, ein desto größeres Recht haben wir auch auf Freiheit unserer Überzeugung.

Spricht in späteren Jahren das Kind etwa den Wunsch aus, an dem Kultus dieser oder jener Religionspartei einmal teilzunehmen, so wäre es sehr verkehrt, es daran hindern zu wollen. Entweder erzeugt einfache Neugierde den Wunsch, und dann ist er unschuldig, oder er ist ein Zeichen, daß die Periode, wo der Mensch selbst prüfen soll, herannahe. Es ist nun wohl möglich, daß die feierlichen Zeremonien, das ernste Ritual, ja eine verständige und geistvolle Predigt, in Verbindung mit dem ungewohnten Anblick einer zu gleichem ernstem Zweck versammelten Gemeinde, Glockenton, Orgelspiel und Chorgesang einen tiefen Eindruck auf das junge Gemüt machen und den Wunsch wachrufen, öfter wiederzukommen. Das aber kann und darf die Eltern in keiner Weise beunruhigen. Ist die bisherige Erziehung so geleitet gewesen, wie wir es wünschen, so ist die Gefahr gering, daß die Mystik über

das gesunde Naturell den Sieg davontrage — aber schließlich, selbst wenn nun das heranwachsende Kind sich wirklich in voller Überzeugung nach Maßgabe seines bisherigen Verständnisses einer bestimmten Religionsgemeinde zuneigen sollte, ja, mündig geworden, sich in dieselbe aufnehmen ließe, so haben weder die Eltern irgend einen Grund zur Betrübnis, noch ihr Kind einen solchen zu Vorwürfen. Niemals haben wir ja einen Bekenntniszwang ausüben und gleich den Vertretern der Religionsparteien durchaus unsere Nachkommen nur auf unsere Weise glücklich sehen wollen; die religiöse Überzeugung soll so frei sein, wie die wissenschaftliche; glaubt unser Kind in einer der bestehenden Konfessionen die Wahrheit und den Frieden zu finden — nun, sie stehen ihm offen. Kein Taufgelübde, kein Konfirmationsbekenntnis braucht dazu gebrochen zu werden, keine teuren Jugendmeinungen sind aus dem Herzen zu reißen; wie eine unbeschriebene Tafel liegt die Seele des Wißbegierigen vor dem aufnehmenden Priester, und seine Eltern werden die letzten sein, die ihm einen auf freiem Gewissensentschluß beruhenden Schritt vorwerfen wollten. Rekrutierten sich die Religionsparteien nur aus solchen Elementen, sie würden anders dastehen, als heute! Was können die eifrigsten Anhänger der religiösen Erziehung mehr fordern? Haben sie so wenig Zutrauen in die überzeugende Macht ihrer Religion, daß sie glauben, sie vom zartesten Alter an den Seelen einimpfen zu müssen, wobei dann die leidige Macht der Gewohnheit, die teuren Jugenderinnerungen den Kitt bilden müssen, um sie festzuhalten? Und jener Einwand, die armen Kinder könnten doch vorher sterben, ehe sie aus eigener Ueberzeugung sich dem „wahren“ Glauben zugewendet hätten, und ihre Seelen seien dann auf ewig verloren — nun, man wird mir im Ernste nicht zumuten wollen, daß ich auch darauf noch antworte!

Nicht also zur Verachtung der Religion wollen wir unsere Kinder erziehen, aber ebensowenig zu ihrer blinden Verehrung; wir führen sie nicht absichtlich in den Tempel, wo Götzen sind, aber wir wollen sie auch nicht auf dem öden Trümmerfelde stehen lassen, Wehmut im Herzen, wo frühere Generationen, kindlicher als die unsere und harmloser, ihre betörenden Feste feierten. Die Neigungen und Triebe, die die Menschheit in ihrer Jugend zur Religionsbildung führten, sind ja in unseren Kindern nicht erstorben, und Aufgabe des Erziehers, der in der Kulturgeschichte der Menschheit gelesen hat, ist es, sie so zu leiten, daß

sie nicht von neuem zur unheilvollen Aufrichtung der alten Idole in neuer Form beitragen. Wir haben uns demnach vor allem nach den Quellen der Religion im Menschengenosse umzusehen, nicht um sie zu verstopfen, sondern um ihnen die richtige Bahn anzuweisen. Hier, wo es weniger auf eine genaue psychologische Analyse und Sonderung, als auf eine gemeinverständliche Übersicht ankommt, folgen wir am besten der landläufigen Annahme, welche die Phantasie, die theoretische Vernunft und den praktischen Willen als Religionsstifter in Anspruch nimmt. Beginnen wir also mit der Phantasie.

Aus dem Gebiet der Wahrnehmung, der äußeren und inneren, schöpft die Phantasie das Material, das sie für ihre Bildungen braucht. Dementsprechend verfährt auch das Kind, wenn es zum erstenmal zu schöpferischer Arbeit das kleine Gehirn anstrengt. Es gefällt sich darin, die Dinge anders zu sehen, als sie sind. Der Steden wird zum Pferd, das Sandhäufchen zu leckerem Gericht usw. Niemand wird so unpädagogisch sein, diese Umwandlung der sichtbaren Welt in eine ideale hemmen zu wollen durch pedantischen Hinweis auf die Wahrheit. Sehr bald wird auch die innere Wahrnehmung des eigenen Lebens auf die Außenwelt übertragen. Die Tischdecke ist böse, sie stößt das Kind; das Messer will beißen, die Türe ist dumm, weil sie das Händchen quetscht, aber die Sonne ist freundlich, sie liebt die Kinder u. dgl. Hier haben wir die ersten Anfänge einer Beseelung der Natur, wobei dem Kinde das Bewußtsein, daß es selbst das Lebensprinzip erst in die Dinge hineinlegt, zunächst mangelt. Nicht in freiem Spiele, sondern ganz ernsthaft wird die Tischdecke für ihre Unart geschlagen. Für den Erzieher ist dies Verhalten nicht mehr gleichgültig; das Kind soll es wissen, daß eigene Ungeschicklichkeit oder Vorwitz es zu Schaden bringen, und nicht auf eine eingebildete Welt die eigene Schuld schieben. Die einfache Belehrung über den wirklichen Sachverhalt ist hier am Platze und kein poetisches Interesse wird dabei verletzt. Etwas anderes ist es mit jenem Streben, alles beseelt zu denken, das aus dem instinktiven Wunsch, sich selbst in der Natur wiederzufinden, erwächst. Das Kind ist der geborene Pantheist und umfaßt in Mitleid und Mitfreude die ganze es umgebende Natur. Der arme Stein wird vom Wagenrade gedrückt, den Blümchen tut es weh, wenn man sie abreißt; jetzt sind die Bäume froh, daß sie zu trinken bekommen und gar das Tier ist vollberechtigter Genosse an Leid und Freud des Kinderlebens. Es bedarf keiner Bemerkung, daß

dies Gefühl von großem sittlichen Wert und eher zu fördern, als zu unterdrücken ist, namentlich dann, wenn das menschliche Tyrannengefühl, das in jedem Kinde steckt, und der Zerstörungstrieb die Natur als willkommenes Objekt für ihre Versuche in Anspruch nehmen. Möge das Kind immerhin zunächst in Unkenntnis darüber bleiben, daß zur Empfindung ein animales Nervensystem gehört, es leihe ruhig dem Stein, der Erde, der Pflanze, dem Käfer menschliches Empfinden — ein Übermaß von Empfindlichkeit wird nicht so leicht zu fürchten sein, zumal wenn daneben auf das Recht des Menschen, die ihn umgebenden Gegenstände und Wesen für seinen Gebrauch umzugestalten, hingewiesen wird. Auf diesem Gebiete kann mehr getan werden, als bis jetzt geschieht, wo sich das Christentum häufig von empörender Gleichgültigkeit gegen Pflanze und Tier zeigt. Der Mensch erscheine dem jungen Gemüt als Naturwesen in gleicher Reihe mit den anderen und fern bleibe ihm das hochmütige Märchen, als sei er etwas Besseres, Einzigartiges, weil er „eine Seele“ und gar die Hoffnung auf Unsterblichkeit habe. Und sollte das Kind wirklich in allzu zarter Empfindlichkeit die Blumen betrauern, welche die Mutter pflückt, oder über das Schicksal des Kälbchens, das zum Schlächter geführt wird, weinen, so weise man es wiederum auf die Natur hin, indem man ihm zeigt, wie auch dort des einen Untergang des anderen Leben bedeutet, wenn man auch natürlich die rohesten Szenen aus dem Kampf ums Dasein nicht unnötig ihm vor die Augen stellen wird. Für die Abstumpfung dieses feinen Gefühls der Solidarität mit allen Lebenswesen sorgt schon gewöhnlich das Leben frühzeitig genug.

Einen Schritt weiter tut nun das kindliche Gemüt, wenn es nicht mehr bloß die sinnenfälligen Gegenstände mit seinem Lebenshauch befeelt, sondern auch den Naturgewalten, deren Wirkung es verspürt, menschenähnliche Träger und Vertreter unterschiebt; dies ist die Phase des Anthropomorphismus. Da ist der Wind ein böser Mann, der mit vollen Backen pustet, Frau Holle schüttet ihr Federbett aus, der liebe Gott zürnt im Gewitter, Sonne und Mond sind freundliche Gesichter, die herabschauen auf die Erde usw. Hier sind es natürlich meist fremde, in der Volksfage schon fertige Persönlichkeiten, deren Namen dem Kinde zu Repräsentanten der unsaßlichen Naturmacht werden. Sowenig ein Volk gleich mit einer fertigen Mythologie eines Morgens erwacht, ebenso wenig bildet sich der einzelne sofort alle Gestalten aus,

zu denen die Erscheinungen der Elementarkraft ihn anreizen könnten; er übernimmt das Erbe der Väter. Zweifellos liegt nun in dieser Vermenschlichung der Naturgewalten ein großer poetischer Reiz, welcher der nackten wissenschaftlichen Erklärung der Erscheinungen mangelt. Der Fenriswolf, der die vor ihm flüchtende Sonne in den Rachen nimmt, der Mond als Hirt, der die weißen Lämmerwölkchen auf der Aue des Himmels weidet, der rollende Wagen des Donnerers Thor — sie sind anschaulicher und verständlicher für ein Kindergemüt, als eine schwierige Erörterung über Sonnenfinsternis, Planetensystem und Meteorologie — und dennoch ist die Zeit für eine solche mythologische Anschauungsweise der Natur unwiderruflich vorbei; auch für das Kind vorbei! Sie hatte nur so lange Berechtigung, als eine wirkliche Erklärung der Naturerscheinungen nicht bestand. Das sieht man deutlich, wenn man sich die Frage vorlegt, welche Mythologie man provisorisch dem Kinde wohl bieten möchte. Sollen wir die Götter des Olymps oder des Kapitolinischen Hügels wieder beleben, sollen wir in die nordisch-standinavische Geisterwelt zurücktauchen, oder die mosaische Überlieferung zu Hilfe rufen? Ihnen allen haftet ein Makel an, der nicht auszulöschen ist; wir, die Erzieher, wissen, sie sind nicht wahr; wir können sie nicht mehr mit dem Ernst und andächtigen Schauer unseren Kindern überliefern, der ihren Hauptreiz in alten Zeiten ausmachte. Das Kind würde dessen bald gewahr werden, und ohne auf den poetischen Reiz, der für unser gereiftes Empfinden an diesen Phantasiegestalten haftet, viel Rücksicht zu nehmen, würde es verlangen, daß wir ihm in Wahrheit sagen, wie wir diese Elementarkräfte verstehen. Alles, was wir unseren Kindern mitteilen, muß — das fühlen sie instinktiv — von dem Ernst der Überzeugung getragen sein, oder sie müssen im Voraus wissen, daß der Erzieher mit ihnen zusammen nur spielt. Dies Spiel ist keineswegs verwerflich, wie wir denn auch dem Kinde die Bekanntschaft mit der dichtenden Mythologie gar nicht vorenthalten wollen; aber die ernste und verständige Erklärung, wie sie nach Maßgabe des kindlichen Verständnisses gegeben werden kann, muß vorausgegangen sein, oder doch gleichzeitig erfolgen.

Nehmen wir ein Beispiel. Das vierjährige Kind bemerkt zum ersten Male mit Bewußtsein, daß es schneit; die weißen Flöckchen schweben durch die Luft und zerfließen auf seiner warmen Hand; es fragt: Woher kommt der Schnee? — Vom Himmel. Das genügt ihm nicht; wer macht

den Schnee? fragt es weiter. Sollen wir ihm nun von Frau Holle erzählen, so wird es wahrscheinlich irre; denn Federn kennt es sehr wohl und die Anschauung verrät ihm deutlich genug, daß Federn und Schnee zweierlei ist. Die christliche Mutter erzählt nun wohl, wie dem lieben Gott dort oben die armen Blümchen leid tun, die so frieren müssen, und da lege er nun eine weiche, warme Decke auf die Erde, um alle die Keime und Samenförnchen zu behüten, bis es wieder warm werden wird. Das scheint nun ganz poetisch und schön; für ein einigermaßen gewecktes Kind ist aber die Sache nicht abgetan. Warum wird der Schnee auf der Hand zu Wasser? Wie kann kalter Schnee wärmen? Das sind die nächsten Fragen, die sich ihm aufdrängen, und leicht könnte die poetische Erklärung in Verlegenheit kommen, wenn etwa bald Tauwetter eintritt oder die wärmende Decke in einem schneelosen Winter zur Ver zweiflung des Landwirts auf sich warten läßt. Die Zurückführung aller solcher Erscheinungen auf den lieben Gott hat ihre zwei Seiten; zu leicht kommt der Erklärer in Schwierigkeiten, die dann nur wieder durch künstliche Annahmen zum Schein wieder zu heben sind. Warum schickt Gott dem verdurstenden Lande keinen Regen, warum läßt er die Saaten erfrieren? Da muß dann die Sünde der Menschen herhalten, die gestraft werden sollen, obwohl das Kind die Ungerechtigkeit fühlt, Unschuldige mit den Schuldigen zu strafen, oder es muß der allgemeine Hinweis auf die Dunkelheit der göttlichen Ratschlüsse den Widerspruch verschleiern helfen. Was verliert aber das Kind, wenn man ihm erzählt, wie die Wolken entstanden sind, wie die Feuchtigkeit in kleinen winzigen Bläschen — die Seifenblase ist ihm bekannt — in der Luft schwebt, wie allmählich sich der feuchte Nebel zu Tropfen verdichtet und nun unter dem Einfluß der kalten Luft das Wasser zusammenschießt zu Eiskristallen, die vermöge ihrer Schwere nun herabsinken zur Erde? Hat es so eine klare Vorstellung bekommen, so schadet ihm weder das Grimmsche Märchen, noch das wundervolle Hebelsche Gedicht mehr; es weiß, daß hier die Einbildungskraft spielt, und hat seine ungetrübte Freude daran.

Und so durchweg. Die Wißbegierde soll nicht getäuscht werden, auch wenn die Einbildungskraft gelegentlich nach Befriedigung verlangt. Beides läßt sich vereinigen, und ohne der Welt ihren poetischen Schimmer zu rauben, können wir ein wirkliches Verständnis der Naturerscheinungen vermitteln. Die beste Nahrung auch für den

kindlichen Geist ist die Wahrheit; die Dichtung hat neben ihr noch Raum genug, wenn sie als solche erkannt ist; dagegen rächt es sich früher oder später sicher, wenn man Dichtung an Stelle von Wahrheit geben will. Die erste Erfahrung, die das Kind davon macht, daß es über den wirklichen Sachverhalt getäuscht worden ist, wird es zu einem schmerzlichen Mißtrauen geneigt machen, da es keinerlei Gründe einzusehen vermag, weshalb man ihm ein Märchen aufgetischt habe, an Stelle der Wahrheit. Wer weiß es, was in dem Herzen eines Kindes vorgeht, wenn es von Altersgenossen ausgelacht wird, weil es so dumm sei, noch immer an die Geschichte vom Storch, der das Brüderchen bringt, zu glauben? Ich fürchte, es wird sich vornehmen, über diese Sachen die Eltern gar nicht mehr zu befragen, und sich lieber an die zweideutige Quelle der Kenntnisse seiner Kameraden wenden. Und wer etwa befürchtet, daß eine ungesunde Krittelsucht und ein ewiges Fragen, ob dies oder das auch gewiß wahr sei, auf diese Weise unseren Kindern anerkennen würde, der täuscht sich. Gerade die fortwährende Erfahrung, daß die Eltern jede ernste Frage ernst und wahr beantworten, während im Scherz die unglaublichsten Münchhauseniaden mit lachendem Gesicht aufgetischt werden können, ist das sicherste Mittel gegen frühreife Kritik — und die Unterscheidung, ob im Ernst oder Scherz gesprochen werde, macht jedes Kind leicht und sicher, wenn die Eltern es nicht selbst durch ihr zweideutiges Verhalten irre führen. Die Freude am Ungewöhnlichen, Phantastischen, Übernatürlichen ist an sich nicht verderblich; hier wird der Erzieher mit weiser Rücksicht auf die Neigungen seines Zöglings das richtige Maß abzutreffen haben. Die Märchen, in denen Zauberer, Hexen, Riesen und Zwerge, redende Tiere und Gegenstände ihr Wesen treiben, sind auch für ein Kind mit sehr lebhafter eigener Phantasie selten ungesund, sobald die Grenzlinie zwischen Wahrheit und Dichtung ihm stets bewußt bleibt. Es ist ein großer Schatz wahrer Poesie darin, ganz abgesehen davon, daß sie vielfach auch sittliche Wahrheiten in anmutiger und anschaulicher Weise verdeutlichen.

Nun ließe sich dies von vielen „biblischen Geschichten“, welche heute in unseren Kinderbüchern stehen, gewiß auch sagen, wenn auch oft manches Geschmacklose mit unterläuft. Die Geschichten von Jesu, dem Kinderfreund, von vielen seiner Wunder, seine Gleichnisse, ausgewählte Abschnitte aus dem alten Testament, würden unbedenk-

lich um ihres hohen sittlichen Gehalts willen in die Kinderliteratur Aufnahme finden können, wenn nur eben ihr mythologischer Charakter sich ebensowohl wahren ließe, als etwa der der griechischen oder römischen Götterlehre. Leider macht die unglückselige Forderung der Kirche, in diesen Erzählungen buchstäbliche Wahrheit und Geschichte zu sehen, den ganzen Schatz biblischer Weisheit für diesen Zweck unbrauchbar. Die Unvernunft der Gegner zwingt uns, lieber ganz auf Mitteilung davon zu verzichten, als Verwirrung in die Köpfe der Jugend zu tragen, welche die semitische Mythologie unter anderem Gesichtswinkel ansehen soll, als jede andere, heidnische.

Sachlich, wenn auch nicht dem Namen nach, da der Name einer Religion von dem berühmten Pädagogen festgehalten wird, treffen wir hier mit dem Direktor des Wiener Pädagogiums Dr. Dittes zusammen, der in seiner „Erziehungs- und Unterrichts-Lehre“ die Forderung aufstellt: „Man sollte eine Auswahl aus den biblischen Schriften in einem Religionsbuche zusammenstellen, welches aber nicht ausschließlich aus jüdischen und christlichen Quellen geschöpft werden müßte, sondern das Schönste aus allen welthistorischen Religionsurkunden zu enthalten hätte: also auch eine Blumenlese aus dem Zendavesta, den Vedas, der bramah-nischen und buddhistischen Literatur, Aussprüche des Lao-tse, des Konfuzius, Stellen aus dem Koran usw.“ Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir unter dieses usw. auch vor allem die griechisch-römische Mythologie, Homer, Platon, Lucian, Lucrez u. a. mit einschließen. „Es würde“, so fährt Dittes fort, „als Bildungsmittel der Jugend zu rechter Zeit dem dünkelfaften und engherzigen Sektengeiste vorbeugen, indem es das aufwachsende Geschlecht auf die Höhe der Menschheit stellte, auf den Standpunkt der Humanität, des Kosmopolitismus, der Vorurteilslosigkeit, der Sittlichkeit, der Menschenachtung und Menschenliebe. Zeit wäre es endlich, daß die Menschheit zu sich selber käme, daß die Volksschule hierzu beitrüge, daß sie allen unfruchtbaren Mist von sich würfe und dafür die herrlichen Perlen eintauschte, welche uns die edelsten Geister aller Zeiten und Völker hinterlassen haben.“ Es ist wohl klar, daß ein solches „Religionsbuch“ eben von keiner bestimmten, historisch gewordenen Religionsgesellschaft eingeführt, sondern nur von einer in unserem Sinne konfessionslosen Erziehungsleitung gebraucht werden könnte. Jene Vorurteilslosigkeit ist eben nicht bei der Konfession, wohl aber bei uns zu Hause. Und was den Namen der „Religion“

betrifft, so wäre es wirklich müßig, um solche Worte zu streiten. Ein Kind, das an dem „Religionsbuch“ des Herrn Dr. Dittes seine Religion gebildet hat, wird wohl ungefähr dasselbe sein, wie wenn es von freidenkenden Eltern ohne Verachtung einer bestimmten Religion, aber unter Würdigung der erzieherischen Momente in denselben zur Freiheit der Überzeugung erzogen wurde.

Die Aufgabe und der Wirkungskreis der Phantasie bei der Aufstellung einer idealen Welt ist mit der Versinnlichung der geistigen und Vergeistigung der sinnlichen Welt noch keineswegs erschöpft. Sie ist es, die auch dem Denken und dem Willen zu Hilfe kommt bei dem Versuche, deren Anforderungen zu befriedigen; das Ideal ist ihre reifste Frucht.

Dem Dichten folgt das Denken. Die Frage nach dem Warum und Woher der Erscheinungen wird durch die gefälligen und leichten Antworten der Phantasie nur zeitweise zurückgedrängt, aber nicht beantwortet; und je eher der Mensch die Überzeugung gewinnt, daß die bisherigen Antworten nur Scheinantworten waren, um so ungestümer drängt er auf Wahrheit, auf Gewißheit. Man würde sich täuschen, wenn man glaubte, die Fragen nach dem Ursprung der Welt, dem Anfang alles Geschehens, der Entstehung des Lebens, fielen nicht in den Gesichtskreis des Kindes. Sie werden von Anfang an gestellt, freilich nicht in wissenschaftlich präziser Weise, aber darum nicht minder umfassend und allgemein. Die Zufriedenheit mit der einmal gegebenen Welt, die Beruhigung bei dem einfachen Faktum der Existenz hält nie lange vor; natürlich sind es aber zunächst auffallende Erscheinungen, aus dem gewöhnlichen Kreis der das Kind umgebenden Dinge hervortretende Gegenstände und Vorgänge, die ihm die Frage auf die Lippen drängen: wer hat das gemacht, woher ist es entstanden, wie hat es werden können? Der Bergbewohner staunt und besinnt sich beim Anblick der Steppe, des Meeres; dem Küstenbewohner erregen die schneebedeckten Gipfel der Berge ehrfürchtiges und verwundertes Nachdenken. Der Religiöse hat es nun bequem; auf alle derartige Fragen ist stets die Antwort bereit: Gott. Wie hat er es gemacht? Das können wir nicht wissen. Woraus? Aus nichts. Aber aus nichts kann man doch nichts machen? Wir freilich nicht, aber Gott kann alles. — Die große Unbegreiflichkeit, ein Wort, ein Name, eine Antwort. Es muß wahrlich wundernehmen, daß der menschliche Geist so leicht

zu befriedigen oder wenigstens der Täuschung einer Scheinbefriedigung zu unterwerfen ist. Zwar erleben wir es wohl auch gelegentlich, daß ein Kind sich nicht beruhigt und weiter fragt: Wer denn Gott gemacht habe? — aber dann erfolgt unzweifelhaft eine etwas verworrene und stümperhafte Auseinandersetzung davon, daß Gott nicht geschaffen, sondern von Ewigkeit her sei, und das Kind, das wohl herausfühlt, daß es keine scharfe Antwort mehr erhalten wird, beruhigt sich: Gott ist gerettet. Ich habe nun nicht die Absicht, hundertmal Gesagtes über die Unhaltbarkeit des ontologischen und teleologischen Beweises für das Dasein Gottes zum hundert und ersten Male zu wiederholen. Gott ist oft nur der Verlegenheitsausdruck für die unbekannte letzte Ursache, wie etwa Instinkt der für die unbekannte seelische Qualität des tierischen Geistes ist. Er ist bequem dafür, denn der Begriff wird eben so eingerichtet, daß er eine anscheinende Erklärung zu geben imstande ist. Die innere Erfahrung von dem eigenen Geist, der gleichzeitig Gefühl, Reflexion und Wille ist, macht aus Gott einen ähnlichen Geist, und die erfahrungsmäßigen Schranken des menschlichen Geistes werden, mit einer formellen Negation versehen, zu Qualitäten dieses Geistes, natürlich ohne daß er dadurch deutlicher würde. Die letzte Anstrengung aber, sich in der That etwas Positives dabei zu denken, wird ertötet unter dem Schauer einer heiligen Ehrfurcht vor dem Unbegreiflichen.

Nun ist die Wissenschaft bekanntlich ebenso wenig in der Lage, eine befriedigende Antwort auf diese Fragen zu geben; ja sie weiß sogar, warum die letzte Ursache dem menschlichen Geiste ewig unfassbar sein wird, aber im Unterschied von der Religion verzichtet sie eben auch auf Scheinantworten. Das ist nun gewiß sehr löblich und richtig von ihrem Standpunkte aus; leider aber ist der kindliche Geist in besonders hohem Grade hungrig nach einer positiven Antwort und nimmt, wie wir sehen, lieber mit einer Scheinantwort vorlieb, als daß er sich bei dem Nichtwissen beruhigte. Was ist nun zu tun? Es bleibt nichts anderes übrig, als die Dinge zu nehmen, wie sie sind. Wir geben positive Antworten, soweit wir es vermögen und scheuen uns nicht, auch dem Kinde gegenüber, da wo wir nichts wissen, unser Nichtwissen einzugestehen. Der leitende Gesichtspunkt dabei aber bleibe: nicht zum Skeptizismus und zum Zweifel an aller Wahrheit, zur Verzweiflung an aller Erkenntnis wollen wir erziehen, sondern zur

Forschungslust, zur Freude an der bisher erkannten Wahrheit und zur Hoffnung auf immer vollere Erkenntnis. Wenn das Kind wissen möchte, wie die Erde, Sonne, Mond und Sterne entstanden sind, so wird es mit Interesse und lebhafter Befriedigung schon das entgegennehmen, was wir ihm über die wahrscheinliche Entstehung der kosmischen Körper aus dem Urnebel sagen können, und so gut der Religiöse auf die Ewigkeit Gottes zurückgehen muß, ebenso bleibt auch uns auf die weitere Frage nach der Herkunft dieses noch ungestalteten Chaos nur übrig, zu antworten: Wahrscheinlich ist es von Ewigkeit her gewesen. Die ziemlich vollständige Erklärung, die wir ihm über das Werden des Lebendigen geben können, kann zwar eine erschöpfende Darstellung von dem Entstehen des Lebens nicht ersetzen, aber sie wird dem jugendlichen Geiste schon so viel Befriedigung bieten, daß er die Lücke am Anfange nicht allzu schmerzlich empfindet. Das grauenhafte Rätsel des Todes wird nicht aufgelöst, wenn wir das Kind auf den ewigen Kreislauf von Werden und Entstehen in der Natur hinweisen, aber es verliert doch viel von seinem Schrecken, wenn alle anscheinende Vernichtung nur als Formenwechsel einer an sich unzerstörbaren Kraft enthüllt ist. Und wie der Anfang der Entwicklungsreihe des Seienden notgedrungen im Dunkel bleibt, so scheue man auch nicht vor der Finsternis zurück, die über dem Ende, dem Wozu liegt. Auch die religiöse Antwort, die dem Kinde eine neue Welt, ein ewiges seliges Leben bei Gott und in Gott verspricht, fließt, sobald der Geist sie begrifflich und deutlich fassen will, in ein Chaos von Unbegreiflichkeiten und Negationen der Endlichkeit auseinander. Das letzte Ziel der Weltentwicklung, sprechen wir es ruhig aus, ist uns unbekannt, dafür aber unsere nächsten Ziele genügend bekannt und deutlich. Wozu lebe ich? Um als Mensch für die Menschheit zu wirken. Wozu lebt die Menschheit? Um stets vollkommener zu werden. Alle, die ein festes Ziel aller Entwicklung angeben zu können behaupten, ersetzen, das verhehle man dem Kinde nicht, den fehlenden Schluß des Denkens durch kühne Dichtung. Das Ideal jener Vollkommenheit ist das Produkt der dem Schaffen vorausseilenden Einbildungskraft; ein solches Produkt ist nicht falsch, die Dichtung an sich nicht unberechtigt, nur bleibe man sich bewußt, auf welchem Boden man sich damit bewegt.

Es ist wohl möglich, daß unsere Lehre dem Kinde weniger gefällt, weniger sein augenblickliches Begehren nach einer festen, runden und

erschöpfenden Antwort befriedigt, als die Phantasiebilder der Religion, aber vor wieviel Enttäuschungen bewahren wir es auch! Welche Seelenkämpfe, wenn vor der wachsenden Einsicht der Traum eines zukünftigen seligen Lebens hinter dem Grabe sich verflüchtigt, an den sich das Herz schon gewöhnt hatte! Wenn die innere Unwahrheit und der Widerspruch der mythologischen Lehre von Weltanfang und Ende zum Bewußtsein kommen! Es ist nun einmal nicht anders. Demjenigen, der sich an starken Getränken zu berauschen pflegt, erscheint das einfache Quellwasser unerträglich nüchtern und geistlos, das der nüchterne Arbeiter, den sein Werk durstig gemacht, als Labetrunk schlürft. Wer zeitlebens von seiner eigenen und der Phantasie seines Volkes sich herrliche Bilder eines künftigen Lebens hat vorzaubern lassen, der wendet sich mit Ekel und Entsetzen ab von der öden, materialistischen Wirklichkeit. Aber in der wirklichen Welt leben wir und wir brauchen klare Augen, nüchterne Köpfe und unerschrockene Herzen. Das Ideal wird uns deshalb nicht abhanden kommen, wenn wir aufhören, es unter dem täuschenden Schein der religiösen Offenbarungswahrheiten zu suchen. Soweit unser Denken befriedigt werden kann, findet es diese Befriedigung nur in dem Stückwerk der Wissenschaft, aber nicht in der Fata morgana religiöser Einbildungskraft.

Als dritten Faktor bei dem Werdeprozeß der Religion nannten wir den Willen. Das Glück und die Seligkeit, die das arme Herz mit allen Fasern seines Seins hier erstrebt und die es dennoch nie findet, müssen vorhanden sein, wenn nicht hier, dann dort, jenseits des Grabes. Der Mensch will nun einmal glücklich werden, hinter sich lassen die bange Sorge, Krankheit, Elend und Beschränktheit; er will vollkommen werden und die Sünde, die seinen Willen knechtete, soll verschwinden; er will zum Schauen der Wahrheit vordringen und die Schranken, die seinen Geist banden, sollen fallen. Erlösung aus dieser irdischen Welt der Ohnmacht, Verkehrtheit und Schwachheit ersehnt er; das Schöne, Wahre und Gute hat er nur von fern ahnen können und weit war noch der Weg bis zu ihrer Verwirklichung. Nun spricht der Wille sein gewaltiges Werde, und die Welt, die er ersehnt, erträumt, steht leibhaftig da. An die Stelle des sündigen, verkehrten Einzelwillens tritt die Heiligkeit, der fehlerlose Kultus des Guten; an die Stelle des schwachen und kranken sterblichen Leibes tritt der verklarte Leib des Seligen; das Stückwerk des Wissens ist zu einem Schauen von Angesicht zu An-

gesicht, und ewige Glückseligkeit des einzelnen und der Gesamtheit ist zur Wirklichkeit geworden. Sollen wir dieses Sehnen, diesen heiligen Hunger nach dem Ideal aus dem Herzen unserer Kinder reißen? Sollen wir ihnen sagen: dein Streben führt dennoch in aller Ewigkeit nicht aus der Unvollkommenheit, aus dem Jammer der Endlichkeit heraus; du kannst nun einmal aus eigener Kraft weder besser noch glücklicher werden, laß ab, Schemen nachzujagen! — Wer unserem Gedankengang bis hierher gefolgt ist, der weiß, daß eine solche Auffassung unseres Erzieherberufs uns sehr ferne liegt. Gerade das Christentum ist es vielmehr, das mit seiner willkürlichen Versetzung des „Reiches Gottes“ in eine unabsehbare Zukunft und in eine übernatürliche Sphäre einerseits, mit seiner hartnäckigen Lehre von der totalen Verderbtheit und sittlichen Unfähigkeit der Menschheit zur Erlösung andererseits, den verderblichsten Einfluß üben könnte, wenn es nicht neben der Behauptung von der vollzogenen Erlösung und dem erfüllten Ideal wieder das Streben nach der Teilnahme am Reiche Gottes und den Weg der Heiligung einführte. Man entmutige nicht, sondern ermutige; man weise ausdrücklich auf das schon Erreichte hin in dem Prozeß der Dervollkommenung der Menschheit, ohne schönfärberisch zu übertreiben; man zeige den langen, weiten Weg, der noch vor uns liegt und enthalte sich sowohl der optimistischen wie pessimistischen Voraussagen. „Laßt uns besser werden, dann wird's besser sein!“ sei der etwas triviale, aber gerade deshalb um so wahrere Grundsatz unserer Einzelerziehung. Allzu viel Bescheidenheit in der Erwartung dessen, was die Menschheit aus eigener Kraft für ihr Glück und ihre Dervollkommenung tun kann, ist ebenso übel angebracht, wie schrankenlose Hoffnung. Wohl lehre man dem Menschen, daß er nicht die Welt, sein Glück nicht das der Menschheit sei, daß es nun einmal unabänderlich das Schicksal des einzelnen sei, mit unterzugehen in dem Riesenflusse des Werdens; man nähre nicht utopistische Hoffnungen und Voraussetzungen von dem unvergänglichen Wesen des Einzeldaseins, aber man zeige auch, wie der Fortschritt des Ganzen endlich jedem Teilwesen wieder zugute kommt, und entzünde das Feuer der Begeisterung, für die Menschheit zu leben und zu sterben. Wir können nicht vollkommen werden — vielleicht! aber sicher ist, daß wir besser werden können; wir werden nie alles begreifen — schön! aber inzwischen können wir vieles begreifen und immer mehr; ein absolutes ungetrübtes Glück und Selig-

keit ist uns nie beschieden — aber ein relatives Glück, eine Annäherung daran liegt auch zum Theil in unserer Hand. Kinder sind glücklicherweise nicht nur Fleisch von unserem Fleisch und Bein von unserem Bein, sondern auch Geist von unserem Geist. Haben wir es selbst an uns erfahren, daß ein Bewußtsein, redlich das Gute gewollt zu haben, wenn auch unser Handeln hinter dem Wollen zurückgeblieben ist, eine gewisse Seelenbefriedigung verleiht, mag sie auch noch von wahren Glück weit entfernt sein; warum sollen wir voraussetzen, daß es ihnen anders ergehen werde? Dieses Glück verschafft euch, das übrige steht nicht in eurer Hand, und ein volles Glück können wir euch nicht versprechen; aber was wir euch raten, das gehört jedenfalls mit dazu und dies liegt in eurer Hand! Und dieser Zwiespalt zwischen Wollen und Handeln, sollte er denn unüberbrückbar sein? Sehen wir doch täglich und erleben es an uns und anderen, daß gerade in der Näherung dieser zwei Tätigkeiten der sittliche Fortschritt sich bezeugt! Da, wo das Handeln ohne alle Frage mit dem eigentlichen Wollen des Menschen, dem das Gute wollen, zusammenfiel, wäre der Höhepunkt sittlicher Entwicklung erreicht, die sittliche Freiheit, die man ebenso eine heilige Gebundenheit nennen könnte. Ihr Gegensatz ist die verewigte Disharmonie zwischen Wollen und Tun — „ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft“. Zwischen beiden Extremen bewegt sich der Mensch; die ganze Erziehung, die er sich selbst oder die andere ihm angedeihen lassen, geht darauf aus, den Einklang zwischen Handeln und Wollen herzustellen. Wie wir wünschen müssen, daß er handelte, so suchen wir seinen Willen zu beeinflussen und verstärken zunächst die Motive für sittliches Wollen durch die Heranziehung von Belohnung und Strafe; durch Übung und Gewohnheit suchen wir weiter dem energischen Willen wiederum zur Tatwerdung zu helfen. Die Schwierigkeiten, die aus der ungenügenden Einsicht des Kindes in das wahrhaft ihm heilsame und gute Wollen erwachsen, suchen wir durch Belehrung zu heben. Manchem Kinde, das z. B. in einfach naiver Grausamkeit und Zerstörungslust Tiere quält, fällt es wie Schuppen von den Augen, wenn ihm das, woran es gar nicht gedacht hatte, ihre Empfindungsfähigkeit und das Prinzip der ausgleichenden Gerechtigkeit: „Was du nicht willst, daß man dir tu', das füg' auch keinem andern zu!“ vor Augen gestellt wird. Andere Schwierigkeiten, die nicht in falscher Einsicht, wohl aber in Schwachheit des Wollens und allzu großer Bestimm-

barkeit durch Augenblicksmotive ihren Grund haben, beseitigen wir durch konsequente Übung und Exerzitiium des Willens im kleinen. Jeder dieser Fortschritte, so klein sie auch sein mögen, muß unsere Hoffnung auf Annäherung an das Ideal des vollkommenen sittlichen Wollens und Handelns natürlich steigern, zumal da uns das Gesetz von der Erbllichkeit geistiger Dispositionen die Sicherheit gibt, daß nicht nur individuelle und zeitliche Erfolge erreicht werden. Die tatsächlich wachsende Versittlichung der Menschheit leugnen nur die, die an die Stelle des brutal-tierischen Urmenschen, der kein anderes Gesetz als die nackte Befriedigung seiner egoistischen Triebe kannte, den flötenblasenden Hirten des idyllischen goldenen Zeitalters, oder den Menschen im Stande der Unschuld im Paradiesesgarten setzen. Also auch hier wieder: Das Ideal der sittlichen Vollkommenheit bleibe unangetastet in den Herzen unserer Kinder, aber mögen sie wissen, daß es Ideal ist und weder durch Offenbarungshilfe, noch durch Beten, wohl aber durch ernste Selbstarbeit uns näher gebracht werden kann.

Die Gewöhnung der Menschheit an eine Erziehung ausschließlich durch das Verheißten von Belohnung und die Androhung von Strafen, wie dieselbe dank der Religion eingeführt ist, macht es nötig, noch einige Worte zu sagen. Die Aussicht nämlich, in Zukunft dem Kinde nicht mehr himmlischen Lohn oder höllische Strafe vormalen zu können und sich so eines der „besten Erziehungsmittel“ beraubt zu sehen, erschreckt manche Eltern und Erzieher in so hohem Grade, daß sie sogar für das „Volk“, für die ungebildete rohe Masse, die Religion als Schutzmittel gegen Roheitsausbrüche nicht missen möchten. Nicht eines der besten Erziehungsmittel aber ist Lohn und Strafe, sondern eines der schlechtesten, der elementarsten, sonst müßte die Hundedressur obenan stehen in der Reihe der Erziehungsmethoden. Der Freßnapf und die Peitsche sind die beiden Pole dieser „Erziehung“. Nun möge, damit nicht Mißverständnisse entstehen, sogleich gesagt werden: So wahr der Mensch auch Tier ist und soweit er das ist, möge die Dressur auf demselben Wege erfolgen, und so richtig ist die Anwendung von „Zuckerbrot und Rute“. Aber je höher das geistige Niveau des Zöglings steigt, um so mehr mögen auch die mechanischen Erziehungsmittel durch geistigere verdrängt werden. Solange also das Kind (im ersten Lebensjahre) fast keine anderen Pforten für den Verkehr mit dem Erzieher hat, als die Haut- und Geschmacksnerven, mache man sich ihm ruhig auf diesem

Wege verständlich. Diese Periode, wenn überhaupt von einer solchen die Rede sein kann, da ein konsequentes Wiederholen eines erzieherischen Eingriffs bei derselben Unart schon nach wenigen Malen sowohl vom jungen Hunde, wie vom Kinde begriffen wird, kann nicht lange dauern; denn das Ohr und später das Auge unterstützen das Verständnis dessen, was die Mutter vom Kinde will, merkwürdig rasch, auch längst, ehe von eigentlichem Verstehen die Rede sein kann. Die einfache, aber natürlich möglichst ausnahmslose Reihenfolge: Unart — Rute, Artigkeit — Milchflasche, genügt, auch ohne als Kausalität bewußt zu werden, zu dem ersten Ziel der Erziehung: der Gewöhnung. Von dem Charakter des Zöglings, noch mehr aber von der Erziehungsgeschicklichkeit der Eltern wird es abhängen, ob in den folgenden Lebensjahren noch oft auf diese elementare Methode zurückgegangen werden muß. Die Autorität des einfachen Wortes der Eltern, das gebietet und verbietet, sollte schon genügen, und es ist kein Zeichen von besonderer Festigkeit des Ansehens, wenn es in der Regel mit den Krücken einer Verheißung von Lohn und Strafe gestützt werden muß. Das Kind ist als solches gehorsamsfroh und empfindet den fremden Willen weniger als bindenden Zwang, denn als haltende Stütze. Das Vorausverkündigen von Belohnung oder Bestrafung wäre am besten ganz zu vermeiden; daß die Eltern, die mit dem Verhalten ihres Kindes zufrieden sind, ihm gern eine Freude erweisen, falls sie aber Anlaß zur Unzufriedenheit haben, diese durch Entziehung von Vergnügen oder noch deutlicher an den Tag legen, sei ein Schluß, den das Kind ohne fremde Beihilfe aus eigener Erfahrung ziehe. „Schreiende Kinder können nicht spazieren gehen“ sagte mein zweijähriges Söhnchen, nachdem ich ihn, ohne ein Wort zu sagen, wegen unartigen Geschreis zurückgelassen hatte und später fragte, warum wohl Papa diesmal ohne ihn gegangen sei. Das prägt sich mit der Sicherheit eines Naturgesetzes ein, und sitzt um so viel fester, als ein Schluß aus eigener Erfahrung eine nur gehörte Lehre an Festigkeit übertrifft. Unarten und Ungehorsam werden natürlich dadurch nicht aus der Welt geschafft, aber ihre Folge verbindet sich im jugendlichen Bewußtsein so eng mit ihrem Wesen, wie es wünschenswert ist, damit später die Voraussicht der Folgen ihr Begehen hindere.

Nun können die Eltern weder allgegenwärtig, noch allwissend sein, und diese Erkenntnis veranlaßt die religiöse Mutter, zeitig das Kind auf das Auge, das alles sehe und auch in den dunkelsten Winkel gucke, hinzuweisen,

wobei nicht unterlassen wird, hervorzuheben, wie der liebe Gott an artigen Kindern Freude, über unartige Kinder aber Schmerz und Zorn empfinde. Auch der Schutzengel wird oft zu ähnlichem Dienst herangezogen. An sich ist dieser Appell vom Natürlichen an das Übernatürliche überflüssig, und aus anderen Gründen schädlich. Was zunächst die Möglichkeit betrifft, daß Unarten unentdeckt und folglich unbestraft bleiben können, so ist diese bei uns nicht größer als in der religiösen Familie. An Stelle Gottes aber, der die „unerkannte Sünde“ heim sucht, setze man ruhig die Stimme des Gewissens, in der er so wie so nur zum Kinde spricht. „Wenn Mama und Papa auch einmal deine Unart nicht sehen, du wirst deshalb doch selbst nicht mit dir zufrieden sein“, sage man dem Kinde, und es wird die Bestätigung davon sehr leicht im eigenen Innern erfahren; und das Mittel, jene innere Unzufriedenheit wieder zu verschuchen, lege man dem Kinde ebenfalls nahe: Offenes Bekenntnis deiner Schuld, auch wenn niemand darum weiß, wird dich wieder zufrieden machen (zumal wenn in pädagogischer Würdigung der schwierigen Selbstüberwindung zur eigenen Anklage Straferlaß oder doch Milderung damit Hand in Hand geht). Und die Stelle des lieben Gottes und seiner Mitfreude und seinem Schmerz über das Verhalten des Kindes vertreten völlig die Eltern. Man zeige sie nur dem Kinde und halte nichts für zu gering, oder lasse sich auch nicht durch anderweitige Interessen davon zurückhalten. Das ist freilich schwer; aber erziehen ist auch die schwerste Lebenskunst.

Nun sind die Eltern selbst nicht fehlerlos, und ein aufmerksames Kind durchschaut leicht, wenn Fehler, die an ihm gerügt werden, von den Erziehern selbst anscheinend straflos begangen werden. Da heißt es Selbstverleugnung und Selbstzucht üben und auch in der Selbstbestrafung dem Kinde mit gutem Beispiel vorangehen. Ist es Zeuge unserer Übereilung gewesen, so sei es auch Zeuge davon, wenn wir unsere Unzufriedenheit mit uns selbst bekennen. Ein solches Beispiel wirkt mehr als hundert Ermahnungen, und anstatt erschüttert zu werden, wird die Autorität von Eltern, die sich in strenger Selbstzucht halten, nur befestigt. Schädlich aber für das Ansehen des Elternwortes wirkt es, wenn nun Gott, der die geheime Unart doch gesehen, gar keine Anstalten trifft, sie zu strafen. Hier kann die beliebte Auskunft, daß seine Wege nicht unsere Wege seien, nichts helfen; die verbotene Frucht schmeckt doch süß und sicher gehört zu dem Gefühl, das man den Reiz des Verbotenen nennt,

mit die triumphierende Freude, daß trotz der Vorhersage die Strafe dennoch nicht eintritt. Der glückliche Ausgang eines solchen Unarts-Abenteuers gebiert zehn neue, wobei die Erschütterung des Glaubens an die ernste Vorhersage der Eltern noch nicht einmal in Anschlag gebracht werden soll.

Durch Heteronomie zur Autonomie (Fremdgesetzgebung zur Selbstgesetzgebung) wollen wir erziehen; dazu aber ist der Hinweis auf die Selbstbefriedigung des Gewissens der beste Weg. Um dies Ziel zu erreichen, ist es auch nötig, daß allmählich der kindliche Geist den Grund von Gebot und Verbot einsehe; allmählich — denn ursprünglich soll der Wunsch der Eltern allein zu willigem Gehorsam genügen. Aber jede Gelegenheit, wo das Kind sich anschaulich und ausreichend von der Ursache des Befehls Rechenschaft geben kann, werde auch dazu benützt. Nicht als ob die Eltern immer ihren Willen dem Kinde gegenüber begründen sollten, auch hier ist der bessere Weg die eigen erworbene Erkenntnis. Es wird dem verständigen Erzieher nicht schwer fallen, solche Fälle ausfindig zu machen, wo unter geringer Schädigung die kostbare Frucht eigener Erfahrung von den üblen Folgen des Ungehorsams gleichzeitig mit der erhöhten Achtung vor der besseren Voraussicht der Eltern erworben werden kann. Die Fälle, in denen ein eigenes Verständnis nicht erwartet werden kann, wo also pro ratione die voluntas der Eltern einsteht, sind nicht allzu häufig. Die einfache natürliche Verknüpfung von Ursache und Folge ist ein sehr viel sichereres Anschauungsmittel für die Erziehung, als die bedenkliche und unsichere Verknüpfung von Tat und Belohnung oder Bestrafung. Da, wo die Folgen sich nicht auf dem Boden natürlichen Geschehens abspielen, verweise man nicht auf überweltlichen Lohn und Strafe, sondern auf geistige. Das zänkische Kind versteht sehr gut, warum seine Geschwister nicht mit ihm spielen wollen, und empfindet seine Vereinsamung und den Ärger über sein eigenes Tun lebhaft genug, ohne daß das Bild seines weinenden Schutzengels notwendig an seinem Horizont aufsteigen müßte. Was endlich die phantastische Übertreibung der Folgen ihrer kleinen Sünden anbetrifft, deren sich so viele religiöse Eltern schuldig machen, sowohl mit der überschwenglichen Ausmalung der Freuden des Paradieses, wie mit dem Zerrbild der Hölle, so ist von den erfahrensten Pädagogen schon genugsam davor gewarnt worden. Nicht Himmel und Hölle, sondern die Erde ist der Boden, auf dem unsere Kinder aufwachsen sollen, und Schwärmerei, das ewige Sehnen nach den himmlischen Wohnungen,

wie die marternde Angst vor dem Schwefelspfuhl sind beides pathologische Nervenzustände, vor denen wir sie bewahren möchten. Ich besinne mich sehr wohl, wie das einfache biblische Wort: „Schaffet eure Seligkeit mit Furcht und Zittern!“ auf mich gewirkt hat, und Grausamkeit ist es, die darum nicht weniger Grausamkeit wird, weil sie aus bester Absicht und zur Ehre Gottes geübt wird, das zartempfindende Kinderherz in diesen Seelenkampf zu werfen, zu dem es weder fähig noch geschaffen ist.

Nur im ersten Stadium des Lebens also: Lohn und Strafe, später der Beifall oder Tadel der Eltern und Erzieher, dann die natürlichen Folgen sittlichen und unsittlichen Verhaltens; endlich die innere geistige Selbstbefriedigung und der Selbsttadel — das sind die Mittel unserer Erziehungsweise.

Endlich noch einige Worte über die Verantwortlichkeit bei der Berufswahl unserer Kinder, die in unserem christlichen Staatswesen den konfessionslosen Eltern aufliegt. Wenn wir unsere Nachkommen zu Menschen erzogen haben, so ist das zwar viel, aber noch nicht alles. Die Verhältnisse, die dem Dissidenten auf die nächste Zukunft hinaus den Lebenskampf erschweren, dürfen sie nicht ungerüstet treffen. Über den Wert jeder wissenschaftlichen Bildung und Hand-Geschicklichkeit brauche ich kein Wort zu verlieren. Vor allem eins: laßet eure Kinder ein Handwerk lernen! Der Grund ist einleuchtend. Der Handwerker wird nicht nach seinen Meinungen, sondern nach seiner Geschicklichkeit gefragt. Aus dem Lehramt kann man den Nichtchristen treiben, dem Juristen die Anstellung versagen, den Arzt oder Advokat gesellschaftlich ächten, den Beamten, in welchem Sache es auch sei, maßregeln; dem geschickten Handwerker, Ingenieur, Landwirt u. dgl. aber wird seine Tätigkeit immer das Leben ermöglichen. Nicht als wenn unsere Kinder nur Handwerker werden sollen (in diesem „nur“ liegt keine Herabsetzung). Brauchen sie dasselbe nicht zu ihres Lebens Erhaltung, so wird es sicher doch von pädagogischem Wert für sie sein; aber für alle Fälle seien sie auch imstande, auf diesem Wege ihre Unabhängigkeit zu wahren. Diese Wahrung der Unabhängigkeit von anderen muß das erste Ziel unserer Berufserziehung bleiben. Wir leben in einer Kampfesstellung, und um kämpfen zu können, muß man die Arme frei haben. Das gilt für Knaben, wie für Mädchen, ja für die letzteren fast noch mehr. Einen prinzipiellen Unterschied in der Erziehungsmethode zwischen den Geschlechtern haben wir natürlich nicht gemacht. Das Weib ist nicht

„von Natur“ Christin, wie die Theologen wollen, sondern nur durch jahrhunderte alte einseitige Erziehung verbildet. Die wirklichen generellen Unterschiede, also größere Gemütsiefe, zartere Empfindung, lebhaftere Phantasie u. dgl. werden unter unserer Erziehung nicht leiden, und der Reiz, den ein „gläubiges stillergebenes Frauengemüt“ ausübt, ist nicht an die Konfession, nicht einmal an die Religion gebunden. Zum mindesten wäre es wunderbar, wenn für die Hälfte der Menschheit das Wahrheit wäre, was für die andere Hälfte ein holdseliger Irrtum ist. Die Wahrheit teilt sich nicht nach Geschlechtern, und bei aller Verschiedenheit, die ihrem Empfinden und Denkvermögen anhaften möge, Menschen sind die Frauen wie wir und nichts Menschliches ist ihnen fremd. Nicht die Religionslosigkeit an sich beim weiblichen Geschlecht erweckt Vorurteile bei den Männern — sie vertragen Frivolität aus schönem Munde ebenso leicht, als mystische Gefühlsergüsse —, sondern die exponierte Stellung, die bei den bestehenden Verhältnissen mit der Ablehnung einer bestimmten Religion einmal verbunden ist. Unweibliche Rücksichtslosigkeiten indessen verlangt niemand von ihnen; aber frei müssen sie sein auch in dieser Beziehung, und eine Überzeugung wäre ihnen auf religiösem Gebiet so nötig, wie sonst; mit bloßen frommen Gefühlen ist nichts getan. Ihre Stellung wird auch keine leichte sein; um so wichtiger ist es, daß sie unabhängig werden. Auf welchem Wege man das zu erreichen suchen solle, ist vorläufig schwer zu sagen; eine tüchtige häusliche Bildung neben wissenschaftlicher Beschäftigung und technischen Fertigkeiten wird ebenfalls dazu nötig sein. Ob in absehbarer Zeit eine derartige Änderung unserer gesellschaftlichen Organisation möglich und durchführbar sein werde, wie sie von gewisser Seite nicht nur für das weibliche Geschlecht angestrebt wird, haben wir hier nicht zu untersuchen. In jedem Falle werden, wie überall, die äußeren Bedingungen gleich gesetzt, die tüchtigsten im Kampfe ums Dasein schließlich die Oberhand behalten. Diese Tüchtigkeit ist glücklicherweise an kein Bekenntnis gebunden; ja, wenn anders ein redliches und vorurteilsfreies Mühen um eigene feste Überzeugung den Geist besser stählt, als ein autoritätsgläubiges sich Unterwerfen unter langjährig gepredigte Dogmen, so werden unsere Kinder nicht die letzten sein in werktätiger Arbeit mit Kopf und Hand, in freudiger Hingabe an den Dienst der Menschheit, in toleranter und vorurteilsfreier Liebe zu ihren Mitmenschen, welchen Glauben diese auch bekennen mögen. —

Religion, Moral und Kunst in der Schule



Verteilung von Kenntnissen und Fertigkeiten ist die Aufgabe der Schule, soweit sie nur Unterrichtsanstalt ist oder sein will. Ob man es aber wolle oder nicht, so ist doch erzieherische Einwirkung Voraussetzung, Begleiterscheinung und natürliche Folge aller unterrichtlichen Behandlung. Ohne Beeinflussung des Willens der Schüler ist jede Schulung von Gehirn, Auge oder Hand aussichtslos, quälend und fruchtlos; andererseits gibt das Wissen dem Willen Motive, befriedigt das Können das Gemüt und stählt sittlicher Voratz die Kraft.

Unterricht und Erziehung stehen also in Wechselwirkung.

Daraus folgt, daß eine Verneinung der Frage, ob Religion, Moral und Kunst lehrbar seien, nicht ohne weiteres ihre Ausschließung aus dem Schulbetriebe zu bedeuten braucht; ebensowenig wie ihre Bejahung an sich schon ihre Einfügung fordert; denn lehrbar sein heißt nur gelehrt werden können, nicht müssen, und es kann Erziehungswirkungen geben, die auch bei einem Minimum von Lehrstoff noch unentbehrlich sind. In dieser Weise läßt sich z. B. die Willensgymnastik in den Geißelungen der Spartiaten, in den asketischen Übungen der Klosterzöglinge im Mittelalter auffassen: der Erziehungsfaktor wird $= \infty$, die Übung im Ertragen physischer Schmerzen, gewissermaßen das Turnen der Hautnerven ist $= 1$, der unterrichtliche Wert $= 0$. Umgekehrt wäre etwa in der Behandlung griechischer Dialekte die Wissensbereicherung die Hauptsache, die sprachliche Trainierung des Gehirns und der Zunge noch immer etwas, die erzieherische Bedeutung aber fast ganz ausgeschaltet.

Das mußte vorausgeschickt werden, damit Freunde und Gegner des Religions- wie des Moralunterrichts und der Kunsterziehung nicht allzu weitreichende Folgerungen an die Bestreitung oder Anerkennung ihrer Lehrbarkeit knüpfen.

Was wirklich in die Schule hineinkommt, das wird mehr von dem herrschenden Kulturideal einer Generation oder Generationenfolge bestimmt, als von dem inneren Wert des Sachs. Wie der einzelne, so hat eine bestimmte Zeitepoche „ein Bild des, was sie werden soll“ und sucht ihren vollen Frieden darin, die Jugend diesem Bilde ähnlich zu machen. Um ganz grob zu skizzieren: die Antike bildete den Menschen zum Gemeinschaftsbürger, das Mittelalter zum künftigen Himmels-

bewohner, die neue Zeit sucht Individualismus und Sozialismus zu versöhnen in der Forderung der wertvollen Persönlichkeit. Wie sich der Industrialismus und das Maschinenzeitalter in der Verdrängung der humanistischen Bildung durch naturwissenschaftliche und technische Kenntnisse verraten, so zeigt die Forderung der Ersetzung des Religionsunterrichts durch unabhängige sittliche Bildung den unaufhaltsamen Drang der neuen Menschheit nach einem wahren Heimischwerden auf dieser Erde und in der „gegebenen Welt“, nach horizontaler, nicht mehr vertikaler Orientierung, nach Verständigung mit der Natur und den Mitmenschen mehr als mit vorgestellten höheren und übernatürlichen Mächten und Kräften. Das Kind des zwanzigsten Jahrhunderts soll geformt werden nach dem Ideal der sittlichen Harmonie, wie das Kind vergangener Jahrhunderte nach religiöser und rein ästhetischer Harmonie hin gebildet wurde — wobei nicht zu vergessen ist, daß diese Dreiteilung nur relative Bedeutung hat und daß überall die Erziehung auf den ganzen ungeteilten Menschen geht, auch wenn einmal diese oder jene Seite mehr hervorgehoben wird.

Daß der echt Religiöse auch der wahrhaft Sittliche und die im höchsten Sinne schöne Persönlichkeit ist, bestreitet niemand. Der Dreiklang von Wahr, Gut und Schön ist nun einmal die einzige erlebte Dreieinigkeit.

Wie weit kann nun Unterricht und Erziehung in ihrer Wechselwirkung, zumal in der Schule, solche Vollpersönlichkeit schaffen helfen?

Hier ist zunächst daran zu erinnern, daß Intensität und Extensität der unterrichtlichen wie erzieherischen Einwirkung Gegenpole sind. Je stärker der begeisternde Einfluß eines Lehrers auf eine andere Individualität wirkt, desto ausschließlicher ist er, desto weniger darf er darauf rechnen, einer Vielheit von Zöglingen etwas zu bieten. Wahre Lebenswerte werden nur von Person zu Person getauscht; was aber vielen, der Masse etwas sagt, ist gemeinpläßig, liegt auf der Oberfläche. Der zündende Funke heiliger Begeisterung springt nur von Seele zu Seele; verteilt, wird er zum Flächenblitz, zu unfruchtbarem Wetterleuchten.

Damit hat die Schule zu rechnen. Sie wendet sich unterrichtend naturgemäß an die Vielen und kann dabei im wesentlichen nur Binsenwahrheiten, weil Allgemeingültiges, vermitteln. Ihre erzieherische Arbeit hängt an der Persönlichkeit des Lehrers wie des einzelnen Schü-

Iers. Wohl wird eine überragende Vollpersönlichkeit, je vielseitiger sie ist, auch die Chance größerer Häufigkeit starker Wirkung auf einzelne haben (man stelle sich die Frage: was ist dem Jüngling Bürger — Lessing — Schiller — Goethe?); ja, wir messen die Größe der Persönlichkeit eben daran, wie vielen sie Eigenes zu sagen hatte. Aber es ist doch eben Eigenes, Persönliches, was den Willen eines anderen beeinflusst, während sein Verstand gerade das unpersönliche Allgemeingültige aufnimmt, sein Empfinden und Gefühl aber an beiden beteiligt ist, je nachdem darin das Unbewußte (der Wille) oder das Bewußte (Verstand) vorwiegen.

Alle erziehlischen Wirkungen gehen daher in Religion, Moral und Kunst einzig von der Lehrerpersönlichkeit aus, niemals vom Lehrstoff oder der Methode. Anders ausgedrückt: Der Erzieher wirkt vorbildlich durch seine lebendige Persönlichkeit. Er lebt die Religion vor, er wirkt als sittlicher Heros, er verkörpert die Kunst.

Das sind die großen Glücksfälle des Menschenlebens, wo die heiligende und befreiende Kraft, die von einer geistesverwandten Persönlichkeit ausgeht, ein ganzes Menschenleben richtungsgebend befruchtet. „Zu werden, wie er“ wird die verzehrende Sehnsucht des Jünglingsherzens.

Aber von solchen seltensten Ausnahmen müssen wir zurück auf den Boden der wirklichen Schule. Nur wenigen gelingt es, annähernd Vorbilder zu werden, ihr Leben zum religiösen, sittlichen, ästhetischen Kunstwerk zu schaffen. An die Stelle der schöpferischen Begeisterung, die jene genialen Erzieher einflößen, tritt die Anleitung. Das Vorleben wird durch Vormachen, Vorempfinden ersetzt. Das Erziehende mischt sich mit dem bloß Unterrichtenden.

Hier zeigt der Lehrer im Religionsunterricht: wie er, wie manche, wie die normalen Menschen zu religiösem Empfinden gelangt sind und lädt ein, auf diesem Wege einmal mitzugehen. Auf sittlichem Gebiete weist er, wie man durch Bindung des eigenen Willens im Gehorsam aufsteigt zur Selbstbindung und sittlichen Freiheit. Die Kunstsziehung gipfelt darin, daß der Lehrer durch lebendiges Vorempfinden den Zögling zu ähnlichem Empfinden reizt, durch anleitendes Vormachen seine Produktivität auf den rechten Weg zu locken sucht.

Niemand kann hier sagen, wo der Unterricht aufhört und die Erziehung beginnt. Hatten wir dort geniale Erzieher, so nennen wir diese einfach gute Lehrer; wecken jene schöpferische Urkraft, so regeln diese

die Normalkraft. Nicht mehr auf die Persönlichkeit des Lehrenden allein kommt es jetzt an, sondern auch sehr wesentlich auf seine Methodik und auf den Lehrstoff. Das Genie schafft auf eigenem Wege ohne Regelzwang; der Normallehrer tut gut, erprobte Wege zu wandeln, nicht ohne selbst an ihrer Besserung mitzuarbeiten. Aus dem Schatze seines Innenlebens brachte der geniale Erzieher hervor: eigenste durchaus persönliche Religiosität, neue sittliche Werte, künstlerische Eigenart. Der gute Lehrer arbeitet mit überliefertem Stoff, den er, vielleicht auch bereichert durch eigene Zutat, weiter zu geben hat.

Wir kommen zur dritten Stufe, zum reinen Unterricht. Der Lehrstoff ist fest geworden, dogmatiziert, abgerundet und fast unveränderlich. Die Methode hat sich in Routine gewandelt. Die Persönlichkeit des Lehrers ist fast ausgeschaltet. Wie er persönlich, subjektiv, zu seinem Unterrichtsfach steht, ist nahezu gleichgültig. Er hat fertige Ware weiter zu expedieren. Seine Tätigkeit hat mit Vorleben, Vorempfinden, Vormachen nichts mehr zu tun; er ist Vorsager. Er hat keine Gesinnung zu bilden, sondern Kenntnisse und Fertigkeiten aufzusprießen. Wie man das am besten erreicht, das ist Gegenstand handwerksmäßigen Studiums: Gedächtnis und Gewohnheitsdrill sind seine Mitarbeiter. Er unterrichtet Religion, indem er fertige Glaubenswahrheiten mitteilt, biblische Geschichte, Sprüche, Lieder auswendig lernen läßt. Er würde glauben, Sittlichkeitslehre zu erteilen, indem er einen Sittenkatechismus für alle Fälle einprägen ließe. Er gibt fertige Kunsturteile ex cathedra und schwört auf seine allein seligmachende Methode. Je dünner die Bettelsuppe, desto größer das Publikum dafür. Keiner wird zu eigenem Schaffen begeistert, keiner zur normalen Tätigkeit angeleitet, aber allen wird der Kopf angefüllt, soweit es seine Fassungsverhältnisse zulassen. Es sind Unterrichtshandwerker, die zufällig, statt Sand zu schippen, mathematische Formeln, Vokabeln, Katechismusverse, Maximen, Kunstregeln u. dgl. von einem Gefäß ins andere schütten. Es ist nicht ausgeschlossen, daß diese nützlichen Dinge dabei einmal an einen Ort kommen, wo man sie braucht. Aber wahrscheinlich ist es nicht. Die Jugend besitzt, Gott sei dank, eine Virtuosität im geistigen Ablehnen alles dessen, was nicht ihre innerste Persönlichkeit ergriffen hat, die nur vergleichbar ist mit ihrer wunderbaren Fähigkeit, die fremdesten Dinge rein gedächtnismäßig aufzuspeichern. Assimiliert wird nur, was wesensgleich ist; alles übrige bleibt toter Ballast.

Hieraus folgt unmittelbar: Als Unterrichtsanstalt hat die Schule von Religion, Moral und Kunst einzig das Geschichtliche zu übermitteln, soweit die Kenntnis von dem, was darin geleistet wurde, zur allgemeinen Bildung gehört. Daß aber Geschichte möglichst objektiv vorgetragen werden sollte, ist eine Forderung, die durch die Praxis des hurrapatriotischen Hohenzollernenthusiasmus preußischer Schulen nichts an ihrer Berechtigung einbüßt. Objektiv sein heißt Nicht-Partei sein; für den Unterricht scheidet ja auch, wie wir sahen, die Lehrerpersönlichkeit aus. Es ist mir bitterer Ernst, wenn ich demgemäß für die Religionsgeschichte den Atheisten oder doch Agnostiker für den besten Lehrmeister halte, für Sittengeschichte den Skeptiker, für Kunstgeschichte den Eklektiker.

Ganz anders steht es mit der Erziehungsaufgabe der Schule. Auszuscheiden aus der rechnenden Voraussicht ist die erste Gruppe der genialen Erzieher. Sie spotten des Versuches der Züchtung oder Heranbildung. Sie sind da, oder nicht da, gleichviel wo. Die vorbildliche religiöse Persönlichkeit, die sittliche Kraftgestalt, zu der man bewundernd ausblickt, der gottbegnadete Künstler — sie finden sich immer wieder, hier und dort, selbst einmal auf Schulkathedern, Kanzeln und Meisterschulen. Aber die Schule für alle kann mit ihnen nicht rechnen.

Ihr bleibt der normale gute Lehrer für den Durchschnittsbegabten. Wenn er ihr bleibt! Denn hier setzt nun jene kulturgeschichtliche Tatsache ein, wonach jede Zeit ihr Streben nach dem Ideal in der Ausgestaltung ihrer Schulen ausprägt. Ob der religiöse Mensch im üblichen Sinne noch dazu gehört, bezweifle ich. Er ist nicht mehr Ideal. Man könnte ihn mit dem Wahrheitsucher identifizieren. Aber den Wahrheitsucher auf dem Katheder hat die Kirche und die Orthodorie erschlagen. Sie kann nur Wahrheitsverkünder brauchen, d. h. Missionare von dem, was sie so Wahrheit nennt. Die Wahrheitsucher sind in die Naturwissenschaft, Philosophie und Ethik ausgewandert. Darum hat die heutige Schule einfach nicht mehr genügend Religionslehrer, die auch Erzieher zur Religiosität sein könnten. Sie behilft sich mit bloßen Unterrichtern und — noch schlimmer: mit halbbewußten oder unbewußten Heuchlern. Daran kann keine Vermehrung der Religionsstunden in Schule, Präparandenanstalt und Seminar etwas ändern. Wer heute religiöser Mensch wird, wird es trotz der Schule.

Das ist nackte Tatsache, niemand zu liebe und niemand zu leide. Umgekehrt steht es mit der Erziehung zur Kunst, zum Verständnis des

Schönen. Wohl regen sich hier bereits starke Kräfte, wohl ist die Bewegung im Flusse; aber noch muß man sagen: für die Schule ist der ästhetisch vollkommene Mensch noch nicht Ideal. Noch findet sich selten der gute Lehrer, der im Vormachen und Vorempfinden echter Kunst Meister ist und Erzieher werden kann. Aber mit dem Wachsen des Bedürfnisses werden auch sie kommen.

Mit vollster Kraft und Zielsicherheit dagegen drängt unsere Zeit nach dem sittlichen Menschen. Das ist es, was sie von der Schule verlangt, und um so stürmischer verlangt, als das Bewußtsein von der Unzulänglichkeit der religiösen Ethik für die sittliche Durchdringung des Gemeinschaftslebens wächst. Wir wollen eine Jugend, die, heimisch in der wissenschaftlich erkannten Welt (so lückenhaft die Erkenntnis auch sein mag), ihre Kraft nicht in unfruchtbaren Versöhnungsversuchen alter geheiligter und moderner Weltanschauung vergeudet; eine Jugend, die, ohne das individualistische Ziel, „die Rettung ihrer Seele“, aus dem Auge zu verlieren, doch Ernst macht mit dem Gedanken des Lebens für die Menschengemeinschaft, eine Jugend, die den unermesslichen Eigenwert der Persönlichkeit mißt nicht an einer mystischen Gotteskindschaft und Unsterblichkeit, sondern an ihrer Brauchbarkeit für die Erhöhung der menschlichen Gattung. Die antike Schätzung des einzelnen als Gemeindegliedes hat sich mit der neuen Bewertung der ungeborenen, durch keine „Erbünde“ vergifteten Persönlichkeit verschmolzen zum Ideal der Humanität, und verdrängt das semitisch-christliche Ideal der Gottesknechtschaft.

Wir vertragen nicht mehr eine an Lohn und Strafe, wenn auch noch so fein geknüpfte Sittlichkeit, so wenig als eine heteronomische Sanktion der Ethik; wir glauben nicht mehr an gottgeordnete oder von Gott zugelassene Ungehörigkeiten und empfinden als Pflicht nicht Ergebung in den Willen des Höchsten, sondern aufopfernde Arbeit an der Schaffung eines Gottesreichs auf Erden; einen Bund frei sich selbst bestimmender Menschen wollen wir, nicht eine Herde unter einem Hirten.

Darum ist die Forderung einer Einführung des Moralunterrichts, einer echten Lebens- und praktischen Bürgerkunde nicht ein plötzlicher Einfall einer unzufriedenen und geärgerten Lehrerschaft, sondern sie ist der erste Ausdruck des Herannahens einer neuen Kulturepoche, die, vertieft und verinnerlicht durch die Jahrtausende religiöser Kultur,

fortschreitet zu ethischer Kultur, zu einem Gemeinwesen, in dem Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung walten sollen, bis sie vielleicht einmal abgelöst werden wird von der ästhetischen Kultur, die Wahrheit, Güte und Schönheit in innigstem Dreiklang verbindet.

Um hundert Jahre war der geniale Erzieher, dessen Todestag wir vor kurzem begingen, seinem Volke voraus, der Hohepriester der Humanität. Hinter ihm lag schon, verklärt im Abendsonnenstrahl, die religiöse Kultur, da noch „schöne Wesen aus dem Fabelland die schöne Welt regierten“. Er rief, seiner Zeit noch unverstanden, der Menschheit die Mahnung zu: „Nehmt die Gottheit auf in euren Willen, und sie steigt von ihrem Weltenthron“. Er sah auch mit den entzückten Blicken des Sehers bereits die Zukunft, da man „nur durch das Morgenrot des Schönen in der Erkenntnis Land“ eindringen wird und Venus Urania, das hehre Haupt umleuchtet von der Strahlenkrone des Wahren, Guten, Schönen der Menschheit unverschleiert entgegentritt.

Konfirmation oder Jugendweihe



er verärgerte Überchrist Sören Kierkegaard, der an seinem zornigen Propheteneifer, die geistlichen Süchse aus dem Weinberg des Herrn zu scheuchen, zugrunde gegangen ist, schreibt zum Kapitel der Konfirmation folgendes:

„Das Gewissen scheint der „Christenheit“ geschlagen zu haben, daß das doch gar zu toll sei, ein rein bestialischer Unsinn, auf die Weise ein Christ zu werden, daß man als Kind durch einen Staatsbeamten ein paar Tropfen Wasser auf den Kopf bekommt und die Familie zur Feier dieser Feierlichkeit eine Gesellschaft, ein Gastmahl arrangiert. . .

„Das zarte Kind“, sagt die Christenheit, „kann ja das Taufgelübde nicht persönlich übernehmen, dazu gehört eine wirkliche Persönlichkeit.“ So hat man denn — ist das Genie oder Wahnsinn? — das Alter zwischen 14 und 15 Jahren dazu gewählt. Diese wirkliche Person — da ist gar nichts im Wege — sie ist Manns genug, das für das Kindlein abgelegte Taufgelübde persönlich zu übernehmen.

Ein Junge mit 15 Jahren! Handelte es sich um zehn Taler, so würde der Vater sagen: „Nein, mein Junge, das kann man dir nicht überlassen, dafür bist du hinter den Ohren noch nicht trocken genug.“ Wo es sich aber um die ewige Seligkeit handelt, und wo eine wirkliche Persönlichkeit hingehört, welche die Verpflichtung des Kindleins (die doch eigentlich nicht ernst gemeint sein konnte) durch ein Gelöbniß mit persönlichem Ernst übernehme: da ist das Alter von 15 Jahren das passendste.

Das passendste, ja freilich, wenn der Gottesdienst . . . ein doppeltes beabsichtigt: „Gott auf eine — kann man das so heißen? — feine Manier zum Narren zu halten und geschmackvolle Familienfeste zu veranlassen.“

Wenn die Entscheidung in Sachen der Religion, was Kierkegaard für allein christlich und vernünftig erklärt, dem reifen Mannesalter überlassen wäre, so meint er, es würde manche Leute geben, die zuviel Charakter hätten, um nur zum Schein Christen sein zu wollen. Er sagt nicht, ob er hofft, daß sie dann echte Christen, oder ob er fürchtet, daß sie Nichtchristen sein könnten. Wahrscheinlich ist ihm das ziemlich gleichgültig, wofür sie nur nüchtern und aufrichtig sein wollten, denn

er ist kein Freund von Gefühls- und anderen Räuschen, und er möchte am liebsten ein Polizeiverbot, das, wie es Konditoren hindere, an Knaben alkoholische Getränke auszuschenken, so den Pastoren untersagen, Kindern feierliche Gelöbniße, die die ewige Seligkeit betreffen, abzunehmen.

Ja, Sören Kierkegaard war wirklich ein sonderbarer Christ mit seiner Unbescheidenheit, außer dem Christentum auch noch Religion und Frömmigkeit zu verlangen!

Unsere heutigen Kirchen sind bescheidener. Ihnen genügt ein wenig billige Rührung der Kinderherzen an Stelle von Überzeugung und wesentlich nur die stumpfe Bereitwilligkeit, auch diesen Brauch mitzumachen, die Zeremonie über sich ergehen zu lassen, wie Taufe, Trauung und Begräbniß. Am energischsten — ihnen zur Ehre sei das gesagt — scheinen sich meist noch die Täuflinge gegen das zu sträuben, was man mit ihnen vornimmt, ohne sie gefragt zu haben.

Man kann wahrlich nur immer und immer wieder einerseits die ungeheure Bescheidenheit, andererseits den tollkühnen Mut der Kirchenmänner bewundern; die ergreifende Anspruchslosigkeit, die in diesen dürftigen, halbwachsenen Dierzehnjährigen „Bekenner“ und „Streiter Christi“ zu sehen glaubt und für ihre Mitgliedschaft so lächerlich geringe Anforderungen stellt — und den in ihrem eigenen Sinne fast verbrecherischen Wagemut, mit dem sie trotz der harten Katechismuswarnung vor „dem Gericht“, das man sich durch ein „unwürdig Essen und Trinken“ der Sakramentspeiße zuzieht, alljährlich unzählige Kinderseelen in grobe Versuchung führen.

Gewiß, es mag in sorglich behüteten Kinderstuben, wie sie sich nur ein gewisser Wohlstand zu schaffen vermag, noch heute eine Anzahl von Knaben und Mädchen heranwachsen, die unter dem Einfluß des Familiengeistes und einer ausreichenden Bildung annähernd den frommen Kindersinn und das „eitel gläubige Herz“ mitbringen, zumal wenn keine Erwerbsnot die Eltern drängt, die Jugend schon so frühe unter die Erwachsenen aufnehmen zu lassen. Aber ebenso gewiß weiß jeder Geistliche, daß dies Ausnahmen sind, denen in den Städten und auf dem Lande, bei Arm und Reich, die zehn- und zwanzigfache Zahl von Kindern gegenübersteht, die wesentlich nur um die Zensur: fertig mit der Schule, fertig fürs Leben (mag dies nun das Arbeits- oder das Genußleben sein) zu erhalten, an den Tisch des Herrn gehen. Und kein

Nachfolger Jesu nimmt die Geißel zur Hand, um die Krämer und Wechsler aus dem Tempel zu treiben!

Als im dritten christlichen Jahrhundert die Firmung aufkam und zum Sakrament gemacht wurde, handelte es sich noch wesentlich um eine mystische Gnadengabe, die von den Nachfolgern der Apostel durch Handauflegung und Salbung vermittelt ward. In der griechisch-orthodoxen Kirche blieb sie mit der Taufe verbunden und hat völlig fetischistischen Charakter. Unter dem Murmeln der Zauberformel der Dreieinigkeit in altslavischer Sprache werden Stirn, Augenlider, Nase, Ohren, Füße des Kindes in Kreuzesform mit dem „Chrisma des Heils“ gegen Teufelslist und böse Dämonen gesalbt und „fest“ gemacht. Daß auch die römische Kirche auf jeden Schein einer persönlichen Überzeugung des Katechumenen verzichtet, erhellt aus der Zulassung erst Siebenjähriger einerseits, andererseits aus dem Erfordernis von „Firmipaten“, die ihrer christlichen Erziehungsverpflichtung denn auch pünktlich durch Geschenk einer mehr oder minder silbernen Uhr, durch Darreichung von Süßigkeiten und andere ähnliche Liebestaten nachzukommen wissen. Handauflegung, Backenstreich und Salbung wirken trotzdem — ist doch die Wirksamkeit eines Sakramentes, wie die einer Medizin, von den Zufälligkeiten der Würdigkeit der Austeilenden und Empfangenden unabhängig.

Einen vortrefflichen, echt protestantischen Gedanken verwirklichten Luther und Bugenhagen, als sie an die Stelle der passiven Firmung, gleich Befestigung im Glauben, die aktive Konfirmation, oder die Bestätigung des Glaubens setzten. Damit fiel der sakramentale Charakter, aber dafür wurde die Selbsttätigkeit des jungen Christen gefordert. Sehr geschickt — übrigens aus dem Charakter der protestantischen Schulen als Veranstaltungen von Gemeinde und Staat unwillkürlich entsprungen — war auch die Vereinigung der Katechumenenprüfung und Konfirmation mit der Schulentlassung. Dagegen stellt die Verbindung dieser Feier mit der erstmaligen Teilnahme am heiligen Abendmahl, so sehr sie dem pädagogischen Takte Luthers Ehre macht, der durch diese Verquickung beide Feiern wertvoller machte, doch einen sehr beklagenswerten Rückfall in den Mechanismus der kirchlichen Heilsordnung dar. Hier schlich sich der sakramentale Charakter auf Umwegen wieder ein, mußte doch eine Handlung, die erst den Zugang zu dem höchsten Kultusgeheimnis öffnete, nämlich der leiblichen Vereinigung mit dem Fleisch und Blut Christi, ohne weiteres an der Heiligkeit dieses Vorganges

Anteil gewinnen. Und so haben wir jetzt, aus der Zusammenschweißung dreier völlig verschiedenartiger Bedürfnisse das Zerrbild der protestantischen Konfirmation gewonnen, die ein Bekenntnis darstellt, abgelegt von Unmündigen, die zu einem aus eigenster Überzeugung fließenden Bekenntnis unfähig sind, die eine Entlassung aus der staatlichen Schule ins bürgerliche Leben bedeutet, bei der die beiden Nächstbeteiligten, der Staat und die Schule, völlig ausgeschaltet werden, und die endlich den Zutritt zu dem Allerheiligsten der Konfession, das sonst durch schwere Strafandrohungen vor dem Mißbrauch durch Unwürdige geschützt ist, beinahe zwangsweise jedem aufnötigt, der nicht auf den bürgerlichen Vorteil der Anerkennung als Erwachsener verzichten und ein gesellschaftliches Martyrium auf sich nehmen will.

Es ist ohne weiteres klar, daß eine Gesundung dieser unheilbar verworrenen Verhältnisse einzig durch strengste Scheidung der kirchlichen Feier von der aus dem staatlichen und bürgerlichen Bedürfnis sich ergebenden Aufnahme der herangewachsenen Jugend in den sozialen Arbeitsverband herbeigeführt werden kann. Ich darf hier wohl auf Vorschläge zurückkommen, die ich in anderem Zusammenhange¹ schon gemacht habe.

Natürlich wird es auch in Zukunft allen religiösen Gemeinschaften durchaus freigestellt bleiben müssen, die Aufnahme ihrer Katechumenen in die Zahl der vollberechtigten Gemeindemitglieder an bürgerlich wertvolle Zeitpunkte zu knüpfen. Was aber eben unbedingt gefordert werden muß, und zwar ebenso im Interesse der Kirche, wie in dem des Staates, das ist die Lösung der einzig und allein die bürgerliche Gesellschaft angehenden Aufnahme der Jugend in den staatlich-sozialen Gemeindeverband von allen kirchlichen Feiern, sie mögen einen Namen haben, welchen sie wollen. Eine wesentliche und grundsätzliche Lösung. Dazu aber ist es allerdings nötig, daß Schulentlassung, Jugendaufnahme und bürgerliche Anerkennung als Rechtssubjekt wieder in einen organischen Zusammenhang gebracht werden. Denn Anklänge daran haben wir reichlich in den mittelalterlichen Bräuchen der Aufnahme der Lehrlinge als Gesellen, der Gesellen in die Zunft der Meister und selbst im ritterlichen Brauch der Schwertleite, der sich der Knappe zu unterziehen hatte, um Vollmensch im Sinne jener Zeiten zu werden. Nur daß an die Stelle der Ritterbürtigkeit und der Meisterschaft der Begriff

¹ Vgl. „Zum Kulturkampf um die Schule“. Berlin, Leonh. Simion, 1904.

der Mündigkeit im weitesten Sinne treten muß. Wie das alte sächsische Recht die Mündigwerdung (das „zu seinen Jahren kommen“) an das zurückgelegte 12. Lebensjahr knüpfte, so betrachtet unser Strafgesetz als strafmündig bereits das Kind in demselben Alter. Nur scheinbar ist dies eine Belastung, tatsächlich eine Ehrung, da der Strafunmündige in Zwangserziehung genommen werden kann, während Strafmündigkeit die staatliche Anerkennung bedeutet, daß jemand als vernünftiger Mensch für seine Taten verantwortlich einzustehen habe. Ebenso durften bis vor kurzem Kinder in öffentlichen Betrieben schon vom zurückgelegten 12. Jahre an beschäftigt werden, wenn ihnen auch noch ein besonderer Schutz bis zum 16. Lebensjahre gewährt wurde. Wir können dies die Arbeitsmündigkeit nennen. Die Eidesmündigkeit tritt dagegen erst mit dem 16. Lebensjahre ein; demselben Jahr, das für das weibliche Geschlecht die untere Grenze der Ehemündigkeit bildet, während die männliche Jugend dies Ziel erst mit Ablauf des 20. Jahres erreicht. Einheitlich ist der Zeitpunkt der Majorennität, d. h. der Mündigkeit für selbständige Vermögensverwaltung, auf das 21. Lebensjahr festgesetzt; die Wahlmündigkeit wiederum tritt, was die Reichstagswahlen betrifft, erst mit dem vollendeten 25. Jahr ein.

Schon diese krause Musterkarte verschiedener an das Lebensalter und wohl vor allem auch an die vorausgesetzte geistige und sittliche Bildung geknüpfter Berechtigungen läßt eine möglichste Vereinheitlichung wünschenswert erscheinen; wiewohl nicht geleugnet werden soll, daß für die so verschiedenen Funktionen öffentlich-rechtlicher Betätigung eine gewisse Abstufung nach Altersgrenzen unvermeidlich ist. Mein Vorschlag geht nun dahin, die — ohnehin viel zu früh angelegte Arbeits- und Strafmündigkeit mit der Eidesmündigkeitserklärung zu verschmelzen, sie mit der Schulentlassung in engsten Zusammenhang zu bringen und eine staatliche Feier der Jugendaufnahme in unser Gemeinschaftsleben hineinzubringen. Ich verhehle mir die Schwierigkeiten dieser Lösung nicht im geringsten, will aber doch nebenbei darauf hinweisen, daß auf diesem Wege das sozialpolitische Ideal, daß Schulkinder nicht ständig im Gewerbebetriebe oder in der Landwirtschaft als Lohnarbeiter beschäftigt werden sollen und daß Schulkinder unter keinen Umständen ins Gefängnis gehören, am einfachsten seiner Erfüllung nahegebracht werden würde.

Es ist vor allem die Schule, die fürs Leben vorbereiten will, die auch in das Leben entlassen muß. Wie sollte heute noch die Kirche zu

dieser Aufgabe kommen? Die Schule hält trotz aller praktischen Schwierigkeiten daran fest, daß sie beauftragt ist, der bürgerlichen Gesellschaft ein bis zu einem gewissen Grade fertiges Menschenkind zu übergeben. Das ist ihr Ehrentitel. Mag die harmonische Abrundung des Volksschulunterrichts noch sehr zu wünschen lassen, mag die soziale Not der Gegenwart fortwährend die pädagogische Forderung einer Ausbildung weit über das 14. Lebensjahr hinaus vorläufig unmöglich machen — unter keinen Umständen darf die Schule noch ferner als Magd und Aschenbrödel beiseite stehen und müßig zusehen, wie ihre festlich geschmückte Schwester, die Kirche, ihr plötzlich ihre Schutzbefohlenen aus der Hand reißt und feierlich, als brächte sie das Produkt ihrer eigenen Erziehung, der bürgerlichen Gesellschaft übergibt.

Es ist ein elementares Gebot der Würde unserer staatlichen Schule, daß sie, und keine andere Macht der Welt, die ihr anvertrauten Zöglinge der bürgerlichen Gesellschaft übergebe, von der sie ihre Machtbefugnis und ihren Lehr- und Erziehungsauftrag besaß. Der Lehrer, der durch viele Jahre hindurch der Freund und Führer der Kinder gewesen ist, aus dessen Mund und durch dessen Vorleben es eingeführt worden ist in Wissenschaft und Leben, der — hoffentlich in nicht allzu ferner Zeit — auch der einzige Morallehrer der Kinder sein wird, (unbeschadet der kirchlich-religiösen Unterweisung durch den Geistlichen außerhalb der öffentlichen allgemeinen Schule) — dieser Lehrer ist die einzig berechtigte Persönlichkeit, um in feierlicher Weise die Losspredung der Kinder von der Schuldisziplin und die gleichzeitige Aufnahme in den Gesellschaftsverband vorzunehmen. Gerade so, wie die Zivilehe das unveräußerliche Recht des Staates an der bürgerlichen Eheschließung allen kirchlichen Trauungsformeln gegenüber zur Geltung gebracht hat, so würde die bürgerliche Jugendaufnahme das Interesse der staatlich geordneten Gesellschaft gegenüber allen Konfirmations-, Firmungs- und Einsegnungsfeierlichkeiten religiöser Gemeinden wahren.

Über den hohen psychologischen Wert solcher Gedenktage und Besinnungsstationen auf dem Lebenswege des einzelnen ist kein Wort zu verlieren. Das Leben des einzelnen wird durch sie mit dem der Gesellschaft verknüpft. Auch das Namensfest, das abseits von der christlichen Taufe als feierliche Aufnahme des Neugeborenen in den Familienverband durchaus beibehalten werden muß, hat gleichzeitig schon eine soziale Bedeutung, insofern die bürgerliche Gesellschaft durch

die Eltern das Kind mit den „allgemeinen Menschenrechten“ und mittels Eintragung in das Standesamtsregister mit dem Heimatsrecht beschenkt. Es mag als symbolische Aufnahme des nunmehr benannten Individuums in den staatlichen Schutz gelten (obwohl dieser Schutz sich bekanntlich auch schon auf das Ungeborene erstreckt); die bürgerliche Jugendweihe würde dann die Aufnahme in den bürgerlichen Pflichtenkreis bedeuten. Knüpft dann die Gesellschaft noch ausdrücklich an diese Feier die Berechtigung zur tätigen Teilnahme am Erwerbsleben, die Anerkennung der Kinder als eidesmündiger und für ihr Tun voll verantwortlicher Erwachsener, so dürfte der Jugendaufnahme ein Ehrenplatz unter den bürgerlichen Festen gesichert sein. In der Jugendaufnahme legt die soziale Gemeinschaft feierlich ihre Hand auf den einzelnen, den sie für die Zwecke des Ganzen, für die Menschheit in ihren Erziehungsanstalten heranzubilden lieh, spricht ihn frei von der autoritativen Zucht und reklamiert ihn als freien, sittlichen Menschen, der Selbstzucht gelernt hat, für ihren Dienst. Darum sollte diese Feier auch eine solche Gestaltung gewinnen, daß dabei die sozialen Gegensätze möglichst versöhnt würden. Nicht als einfache Schulentlassungsfeier ist sie zu denken, bei der jede Volksschule für sich ihre Zöglinge in die Freiheit entläßt, sondern als allgemeines jährliches Fest, das sich am besten an den Ostertermin anschließt, wenn nicht etwa umgekehrt die Festlegung des bürgerlichen Osterfestes abseits von allen strengen theologisch-kirchlichen Bestimmungen auf einen bestimmten Sonntag des bürgerlichen Jahres möglich wäre. Und nicht nur Volksschüler sollen sich beteiligen, sondern mit leichter Mühe wären auch die Schüler höherer Lehranstalten heranzuziehen. Auch heute schon macht ja die Konfirmation oder doch das Konfirmationsalter einen Einschnitt in die höhere Schule. Man denke an den zwischen Tertia und Sekunda eintretenden Wechsel der Anredeform, an die mit dem erfolgreichen Besuch der Untersekunda verknüpfte Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligen Heeresdienst u. dgl. Daß hier nicht eine völlige Entlassung aus der Schule eintritt, ist neben-sächlich; soll ja doch auch der Volksschüler keineswegs bereits seine Bildung als abgeschlossen ansehen, sondern eben aus der Jugendaufnahme ausdrücklich Recht und Pflicht für den Besuch der (obligatorischen) Fortbildungsschule herleiten.

Für kirchlich-religiös gesinnte Eltern würde sich dann die kirchliche Feier der Konfirmation, Firmung oder Einsegnung zwangslos und

leicht an die feste Ordnung des Staates anlehnen, während heute die Anomalie besteht, daß die staatliche Schule zu weitgehenden Rücksichten auf rein kirchliche Veranstaltungen gezwungen ist.

Noch eins ist vielleicht nicht unwichtig zu betonen. Bei der staatlichen Ausgestaltung der Jugendaufnahme ist natürlich ebenso von jeder Art einer wissenschaftlichen Prüfung wie von der Ablegung irgend eines Bekenntnisses oder Gelöbnisses völlig abzugehen. Zwar soll dieselbe nicht rein mechanisch an die Zurücklegung eines bestimmten Lebensalters oder gar an die Absolvierung einer bestimmten Klasse geknüpft sein, aber für die Entlassung darf einzig und allein die von dem Lehrkollegium ohne besondere Prüfung zu erkennende sittliche Reife maßgebend sein, so daß allerdings geistig und sittlich Zurückgebliebene, Schwachsinnige, Verwahrloste u. dgl. zurückzustellen wären. Man darf eben nicht vergessen, daß es sich nicht nur um einen Akt der Schulverwaltung, sondern ebenso um eine Aktion der bürgerlichen Gemeinde handelt. Daß andererseits der grobe pädagogische Fehler einer Bindung jugendlicher Gewissen unter feierliche Versprechungen vom Staate vermieden werden wird, dafür sorgt wohl das abschreckende Beispiel der kirchlichen Bekenntnisse. Was aus gewiß 90 % dieser Konfirmationsbekenntnisse und Gelöbnisse nach wenigen, wenigen Jahren wird, das mag man gerade bei den ernstesten und lautersten Dienern der Kirche erfragen, die unter dem Schein- und Namens-Christentum unserer Zeit seufzen, ohne doch den Mut zu finden, sich gegen die Zwangsrekrutierung der Kirche aus Säuglingen und Unmündigen mit scharfem Gewissensernst zu wenden.

Reinliche Scheidung von Staat und Kirche ist das einzige, was aus der sittlichen Wirrnis unserer Zeit helfen kann. Wenn erst die bürgerliche Gesellschaft sich der Jugenderziehung gegenüber auf ihre sittliche Pflicht wird zurückbesonnen haben, dann wird auch für die Kirche, mindestens aber für die Religion, die Zeit gekommen sein, wo sie wieder ohne Schamerröten von „Bekennern“ sprechen darf.

Das allgemeine Priestertum



Der schöne Gedanke von dem allgemeinen Priestertum der Menschen ist wohl niemals streng und auf die Dauer durchgeführt worden. Auf dem Boden der Naturreligionen, die vielleicht am ehesten, entsprechend der gleichmäßigen Abhängigkeit aller von den Elementarmächten, diese Allgemeinheit vertrugen, führte die Technik des Opfer- und Gebetskultus allmählich zur Absonderung einer Priesterschaft; denn auch da, wo, wie bei unseren Vorfahren, der Familienvater und für den Stamm der Stammeshäuptling den Verkehr mit den Göttern vermittelte, bestand doch lediglich eine Personalunion zwischen Priester und Herrscher (auch der Familienvater war ein solcher); in den Geistesreligionen aber drängt die Tradition von einem erhöhten Wissen um die Gottheit und ihren Willen bei Geistesgewaltigen oder Inspirierten ganz natürlich zu mehr oder weniger kastenähnlichem Abschluß der Gottgeweihten. Der Verkehr mit der Gottheit verlangte Feierkleider im weitesten Sinne — und der schwer um das nackte Leben Ringende durfte sein Arbeitsgewand nicht oft ablegen. So mag zunächst die primitive Arbeitsteilung zur Begründung des Priesterstandes geführt haben; die natürliche Steigerung seines Einflusses mit der Erschwerung des Eintrittes, die Wichtigkeit seiner Verrichtungen und der aus der Entlastung von der Erwerbsarbeit und der frommen Zuwendung von den Göttern geweihten, von den Priestern verwalteten Gütern entsprungene Reichtum mußten dann nach einfachster Psychologie im Priestertum jenes Herrscherbewußtsein erzeugen, aus dem die Aufklärungsfanatiker mit Unrecht allein die Entstehung der Priesterkaste abzuleiten pflegen.

Mit allen Reformationen, die ja eben im Gegensatz zu der herrschenden Priesterschaft sich durchsetzen mußten, taucht darum auch der Gedanke vom allgemeinen Priestertum wieder auf, um gemeiniglich — man denke an das Urchristentum und die Entstehung des Protestantismus — nach kurzer Zeit dem Bedürfnis nach der sichtbaren Ausgestaltung der erneuerten Kirche wieder zum Opfer zu fallen. Man darf sagen: wo immer irgendwelcher Kultus und irgendwelche Lehre von Gott vorhanden ist, da ist dem Priestertum nicht zu entgehen. Ja noch mehr: wo überhaupt das „wahrhaft sittliche“ (oder gottwohlgefällige) Leben in scharfen Gegensatz zum weltlichen Leben tritt, wie etwa im gottlosen Bud-

dhismus, um von kleineren Religionsbildungen zu schweigen, da lauert überall die Gefahr einer Absonderung und Höherstellung der Heiligen im Hintergrunde. Darum sehen — im Vorbeigehen sei es gesagt — die deutschen Ethiker nicht ohne Besorgnis die Entwicklung der ethischen Bewegung in ihrem Mutterlande, Amerika, und noch mehr in England, wo mit dem Grundsatz: „Ethik als (neue) Religion“ ohne Zweifel, wenn auch unwissentlich und unwillentlich, die ersten Keime zur Begründung eines Moral-Priestertums gelegt werden.

Will man nun aber einmal völlig ernst machen mit dem allgemeinen Priestertum, da zeigt sich, daß dann eben das „Priestertum“ ganz verschwindet. Es befände sich dabei übrigens in guter Gesellschaft. Es läßt sich als das Charakteristikum aller segensreichen Institutionen ansehen, daß sie selbst an ihrer — Aufhebung arbeiten. Erziehung gipfelt darin, sich unnötig zu machen; der Staat als sittliche Institution mit all seinen Zwangsorganisationen sieht mit Recht seine Aufgabe darin, seine Bürger sittlich, geistig und ökonomisch so selbständig zu machen, daß sie in idealer Anarchie (Herrschaftslosigkeit) leben könnten, und die Gottheit selbst „steigt von ihrem Weltenthron, nimmt der Mensch sie auf in seinen Willen“. So haben auch die Diener der Gottheit unzweifelhaft bereits überaus viel für ihre Unnötigmachung getan, ob bewußt und absichtlich, mag dabei unerörtert bleiben. Wo freilich noch der Satz gilt: extra ecclesiam nulla salus, wo also der Weg zu Gott für den Laien durch Priestersagung, Sakrament, Ritus und Kultus gesperrt und nur dem sich löblich Unterwerfenden geöffnet ist, da wird man denn wohl auch umgekehrt schließen dürfen, daß eine Institution, die sich als Selbstzweck ansieht, nicht mehr zu den segensreichen wird gezählt werden dürfen.

Immerhin ist also dank dem Protestantismus die Ausschließlichkeit aller Heilsvermittlung durch einen privilegierten Stand durchbrochen worden. Die Weiterentwicklung geistiger und sittlicher Kultur geht nun augenscheinlich auf eine immer stärkere Zurückdrängung aller amtsmäßigen Mittlerschaft zwischen dem Menschen und seinem Gott. Theoretisch sind für das evangelische Bewußtsein bereits alle Wegbeschränkungen, sakramentale Durchgangspforten und Glaubensstore geöffnet, und nur praktisch wird die gangbare Heeresstraße kirchlich empfohlener Lebensführung für die große Menge derer bereitgehalten, die eigene Wege sich zu suchen weder imstande noch willens sind. Aber ob sich die refor-

mierte Kirche selbst, vom Dorfgeistlichen bis zum Oberkirchenrat, der Tragweite der Idee vom allgemeinen Priestertum schon völlig bewußt ist, muß billig bezweifelt werden. Wenigstens sind nur aus dem Fehlen dieses Bewußtseins alle die zahlreichen Versuche zu begreifen, die innerliche und äußere Organisation der evangelischen Kirche nach dem Muster der römisch-katholischen *mater ecclesia* zu konsolidieren in Lehrbegriff, Kirchenzucht und Sakramentsausteilung. Der einzelne Geistliche fühlt sich wohl bei ernstester Befinnung nur als „Diener am Wort“ und als bloßer Wegleiter, der mit brüderlicher Hand ohne alle klerikale Würde die Wegesunkundigen zurechtweist, aber er müßte nicht Mensch sein, wenn ihm nicht die seinem Kleide und Amte dargebrachte Ehrfurcht allmählich die Illusion einer von seiner persönlichen Verehrungswürdigkeit unabhängigen Standeswürde weckte. Und die Kirchenbehörde kann nicht wohl anders, will sie nicht ihren eigenen Existenzgrund aufheben, als die Mittlerschaft der Kirche für die verheißene Seligkeit des Glaubens immer kräftiger betonen. Dazu kommt nun noch, daß sie diejenigen, die sie entbehren können, also alle Arten von Mystikern, Sektierern, ihrerseits auch gern entbehrt. Sie ist als Kirchengemeinschaft auf die Uniformierung zugeschnitten, und es gibt im Grunde kein kirchenfeindlicheres Wort, als das tolerante Friederizianische, das „jeden nach seiner Fasson“ selig werden lassen will.

So heben sich die Idee der Kirche und die der allgemeinen Priesterschaft gegenseitig auf, und so wäre es nur folgerichtig, wenn die Allgemeinheit der Funktion das Sonderorgan dafür vernichtete.

Aber bedeutete diese Entwicklung nun nicht doch einen Rückschritt? Überall sehen wir doch im Gegenteil, wie mit steigender Kultur die Organe immer feiner differenziert werden, wie die Arbeitsteilung sich immer neue, weitere Gebiete sucht und wie sehr der Fortschritt der Menschheit an der subtilen Anpassung ihrer Glieder an spezifizierte, nur von ihnen virtuos zu verrichtende Arbeitsleistungen gebunden erscheint. Ist, wenn der Priesterstand seine Existenz der Arbeitsteilung verdankt, nicht sein Verschwinden gleichbedeutend mit dem Zurücksinken in eine überwundene Kulturepoche? Klingt nicht das Wort: „Jeder sein eigener Priester“ bedenklich an das andere an: Jeder sein eigener Schneider, Schuster usw.? Und doch gilt der Gedanke vom allgemeinen Priestertum durchaus als kulturfördernd, so, daß sogar eine fortschrittliche Kirche ihn trotz seiner Unvereinbarkeit mit ihrem Wesen aufgenommen hat!

Der Widerspruch löst sich, wenn wir uns näher die Funktion selbst ansehen, deren Organ hier zum Absterben verurteilt wird. Um es kurz zu sagen: alle jenen anderen gesellschaftlichen Funktionen, wie Handwerktätigkeit, Ackerbau, Industrie, Handel und selbst Wissenschaft und Kunst, verlangen von dem sie Ausübenden eine gewisse Virtuosität, eine möglichst reibungslose, fast automatisch wirkende Vollziehung der Tätigkeit und fordern darum die Arbeitsteilung, weil nur dann die durch fortwährende Übung gesteigerte Leistungsfähigkeit ihren höchsten Grad erreichen kann. Ebenso steht es mit den durch funktionelle Anpassung der Zellen- und Muskelgruppen gebildeten organischen Differenzierungen. Für diejenige Funktion aber, die sich in der Priesterschaft ihr Organ geschaffen hat, nennen wir sie nun Vermittlung zwischen Gott und Mensch oder Erhebung zum Ideal, bedeutet Virtuosität, reibungsfreies oder störungsloses Ablaufen, Mechanisierung mit einem Worte, nicht die höchste sondern die tiefste Leistung, weil eben das Verhältnis des Menschen zu seinem Ideal seine allerpersönlichste, jede Vermittlung prinzipiell ausschließende Sache ist.

Das wissen alle aufrichtigen Geistlichen sehr gut, und seufzen unter dem Druck ihrer Verantwortung, „wie schwer es doch Pastoren haben, selig zu werden!“ Und auch im römisch-katholischen Klerus hilft allen ernstern Naturen nur das hier allerdings gewaltig gesteigerte Bewußtsein absoluter Herrschaft über die Seelen im Amt des Lösen und Bindens über den Ekel am Drehen der Gebetsmühle, bildlich gesprochen, hinweg. Daß er für die Vielen, für die unterschiedslose große Masse den schematischen Heilsweg zeigen muß, das drückt die Leistung des Priesters herunter, gerade wie der Künstler, der seine Kunst dem Geschmack der Menge anbequemen soll, das Gefühl der Erniedrigung nicht los wird. Darum ist auch nirgends das Bedürfnis so ungeheuer groß, wie hier, eine esoterische Lehre, Denkweise, Vergeistigung der grob sinnlichen Symbolik neben die für die Herde der Gläubigen bestimmte exoterische Lehre zu setzen. Das Gefühl, das einen ernstern Geistlichen befällt, wenn er an Gründonnerstagen, Kirchenfeiern u. dgl. Scharen sich zur Sakramentsausteilung drängen sieht, deren Gemütszustand er ohne Schwierigkeit durchschaut, das entsprechende Gefühl, das Dorfkaplan und Jesuitenmissionspater empfinden müssen, die ihre Bauern als abergläubische Fetischanbeter kennen, mag ihnen oft genug das Herz vor Ekel schwellen machen. Aber sie suchen Trost in dem Gedanken, daß

hier trotz alledem und alledem vielleicht ein wahrhaft hungriger unter tausend Übersättigten und Gewohnheitsbetern zu finden sei . . .

Nein, das Priestertum verträgt keine Virtuosität. — Aber, wirft man uns ein, gab und gibt es nicht immer Meister in der Kunst, die Menschen zu Gott zu führen, hochbegabte Geister, denen nichts Menschliches fremd war und das Göttliche ihre starke Sehnsucht, bis hinauf zu ihrem Meister, Jesus, dem Menschensohne selbst, der doch wahrlich die Kunst verstand, Menschenherzen hungrig zu machen nach der ewigen Speise?

Gewiß gab und gibt es sie — ihrem Priestertum zum Trotz! So wenig an dem unverfälschten Bilde des nazarenischen Menschheitslehrers hohepriesterliche Züge haften können, sie seien denn von der kirchlichen Überlieferung hineingetragen, so sicher sagte man von diesen „geborenen“ Gotteskündigern: es war nichts Priesterliches an ihnen; ihr Mund trauete nicht von gesalbten Worten und ihre Hände schlugen kein Kreuz und segneten nicht; vielmehr waren sie „gleich wie ein anderer Mensch und an Geberden als ein Mensch erfunden“. Da mochten sie wohl trotz ihrem beruflichen Vermittleramt, das viele abstieß, hie und da Herzen finden, denen sie das sagen durften, was ihnen selbst vom Herzen kam — und immer klingt ihr höchstes Lob aus in den Worten: „Er predigte gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten und Pharisäer; er war ein ganz einfacher Mensch, wie unsereiner!“ Die vernichtendste Kritik des beruflichen Priestertums!

Alle genialen Religionsstifter, die ihrer Zeit etwas neues zu sagen hatten von der Sehnsucht des Herzens nach künstlerisch geschauter Vollkommenheit, sie mußten sich ihren Platz erkämpfen gegen die Priesterscharen, und wenn etwas echt und rein war an ihrem neuen Evangelium, dann war es stets der bald siegesgewisse, bald Erhöhung heischende Ruf nach unmittelbarer Gemeinschaft mit dem, was sie Gottes Geist nannten, nach Beseitigung der künstlich gezogenen Schranken und Schlagbäume, die den Laien vom Heilswege trennten. Die höchste Leistung des Gottsuchertums ist Jesus — allein mit seinem Gott auf dem Berge der „Verklärung“ —, ist Gautama-Buddha unter dem heiligen Bo-Baume, ist der Einsiedler in der Wüste, ist Luther in seiner Mönchszelle; die Virtuosität der priesterlichen Mittlerschaft in ihrer glänzendsten und — abstoßendsten Gestalt ist der Papst, in goldstrogender Sänfte durch den Petersdom getragen und unablässig Segen mit den das Himmelreich öffnenden und schließenden Händen spendend!

Hier ist das Prinzip der Arbeitsteilung auf den Gipfel getrieben, wo der Umschlag ins Groteske beginnt: ein Mensch der Träger religiöser Verantwortung für alle — und darum folgerichtig auch nicht mehr Mensch, sondern in Ausübung dieses seines Amtes nur das Instrument Gottes, der seinen Willen ohne Fehle durch seinen Mund kundgibt!

Um die Geistesverwirrung zu begreifen, die in diesem Höhenpriestertum liegt, vergegenwärtige man sich einmal den Gedanken, die Menschheit hätte nicht nur auf religiösem, sondern auch auf sittlichem Gebiet den Grundsatz der Arbeitsteilung streng durchgeführt. Anfänge zu solchen Gedanken sind ja reichlich vorhanden in der Unterscheidung einer doppelten Moral, einer solchen für die Weltflüchtigen und einer anderen für die den Kampf ums Dasein führenden, einer Privat- und Staatsmoral, einer Geschäfts-, Standes-, Klassenmoral usw., natürlich auch in der fast keiner Religion fremden Absonderung asketisch-mönchischer Heiligen mit einer übernormalen Sittlichkeit von der großen Masse der Weltkinder. Man brauchte dann nur konsequent, wie man für den Verkehr mit der Gottheit besondere Menschenklassen bestimmte, auch mit Ausübung der Sittlichkeit und der stufenweise zu verwirklichenden Annäherung an das zurzeit höchste sittliche Ideal einen Stand zu betrauen, der gewissermaßen als Stellvertreter für die übrige Menschheit den Sittendienst zu besorgen hätte. Im Kreise der Weltkinder brauchte Treu und Glauben nicht zu herrschen, da half man sich mit machiavellistischer List und Trug; das Verbot des Tötens gälte natürlich nicht für die Kriegerkaste, das Verbot des Eides nicht für die Beamten, das Verbot der Eigentumsberaubung nicht für die Geschäftsleute; aber auch im ganzen Gesellschaftsleben würde der Grundsatz rücksichtsloster Durchsetzung des eigenen Ichs, des erbarmungslosesten Konkurrenzkampfes allein herrschen; die Herrenmoral Nießches für die ethischen Laien, die Sklavenmoral das Privilegium der Priester der Sittlichkeit. Selbstbeherrschung wäre ein ebenso charakteristisches Merkmal der Pfaffen wie ihre Weltflucht; im bürgerlichen Dasein herrschte zügelloses Ausleben der Persönlichkeit; von Nächstenliebe zu sprechen und sie zu üben wäre in gleicher Weise einzig Sache der privilegierten Ethiker, wie die rechte Art Gott zu erkennen, ihn zu lieben und ihm zu dienen das Geheimnis der Priesterschaft ist. Schließlich genügte es, wenn ein Mensch für alle das Sittlichkeitsideal möglichst verkörperte, ein

Moralpapst als absoluter Herrscher in einem völlig neben und außerhalb des Welttreibens gelegenen Reich der Sitte und Moral, dem Seitenstücke des unsichtbaren Reiches Gottes.

Unvollziehbarer, entsetzlicher Gedanke! wird man ausrufen — falls nicht etwa mancher in diesem sonderbaren Nirgendheim, wo Sittlichkeit und Weltflucht so reinlich geschieden sind — eine verblüffende Ähnlichkeit mit unserer Civilisation entdecken sollte! Aber allen bitteren Scherz bei Seite: Genau so, wie diese berufliche Mittlerschaft einer bestimmten Kaste für die Annäherung an das sittliche Ideal der Traum eines kranken Hirns zu sein scheint, genau so ist im Grunde der Gedanke einer Vermittlung zwischen der Einzelseele und demjenigen Ideal, das sie mit dem Gottesnamen schmückt, ein Hirnwebstuhl. Religion ist um nichts mehr ein Massenartikel, der fabrikmäßig hergestellt und en gros und en détail verschleißt werden kann, als persönliche Sittlichkeit.

Darum ist die Kulturentwicklung der Menschheit auf dem rechten Wege, wenn sie das Priestertum auf dem Wege über das allgemeine Priestertum auf den Aussterbeetat gesetzt hat. Darum ist aber auch der Kampf gegen alle Auswüchse klerikaler Herrschsucht nicht auf dem Wege erfolgreich zu führen, daß man das religiöse Ideal des anderen angreift, so erbarmungswürdig, dürftig und zivilisationshemmend es auch sein mag; denn den formalen Glauben an ein solches Ideal brauchen wir ja alle notwendiger als das tägliche Brot, vor allem diejenigen, die im Namen der Sittlichkeit gegen alle Profanierung des Heiligen zu sehr irdischen Machtzwecken protestieren. Nein, die allmähliche Reinigung des religiösen Ideals von allen abergläubischen, fetischistischen und magischen Beimischungen vollzieht sich im Laufe der Erkenntnisentwicklung der Menschheit fast automatisch, wie der Strom die unreinen Bestandteile mit der Zeit als Schlamm zu Boden sinken läßt. Der gegebene Weg der Bekämpfung einer unwürdigen Priesterschaft ist die Einsetzung einer würdigen; das Bedürfnis nach fremder Vermittlung höchster Geisteserhebung muß bekämpft werden dadurch, daß wir die Menschen lehren, aus eigener Kraft sich selbst zu erheben. Welcher wahrhaft an Herz und Geist Gebildete bedarf schon heute noch der Mitwirkung eines einseitig vorgebildeten Menschen in priesterlichem Roß zur Erhebung seines Geistes von der Niederung weltlicher Geschäfte zu dem Gipfel des Ausblickes in die Ewigkeit? Lehrt die Menschen,

Priester nicht zu brauchen — und ihr habt die endgültige, radikale und — schmerzlose Befreiung vom klerikalen Geist vollzogen. Aber dieser Weg ist der der höchsten sittlichen Kraftsteigerung. Ein jeder Mensch zuerst für sich, dann vielleicht auch für seine Kampfesgenossen, sein eigener Beichtvater, Richter und Erlöser von allem, was der Gott in ihm als menschenunwürdig verwirft, der unbestechliche Sachwalter alles Göttlichen in seinem Selbst — und dann bedarf dieser Gott keines stehenden Heeres und keiner vermeintlichen Leibwache mehr: das allgemeine Priestertum ist verwirklicht, weil niemand sich mehr Priester für andere zu sein trauen wird.

Seelsorge

1. Das Trostbedürfnis der menschlichen Seele.



Wir mögen unter dem Schutz von Eltern und Verwandten emporkommen, wir mögen uns an Geschwister und Freunde anlehnen, durch Bekannte unterhalten, durch geliebte Personen beglückt werden, so ist doch immer das Final, daß der Mensch auf sich zurückgewiesen wird, und es scheint, es habe sogar die Gottheit sich so zu dem Menschen gestellt, daß sie dessen Ehrfurcht, Zutrauen und Liebe nicht immer, wenigstens nicht gerade im dringenden Augenblick, erwidern kann. Ich hatte jung genug gar oft erfahren, daß in den hilfsbedürftigsten Momenten uns zugerufen wird: „Arzt, hilf dir selber!“ und wie oft hatte ich nicht schmerzlich aufseufzen müssen: „ich trete die Kelter allein“. So schrieb Goethe über die Seeleneinsamkeit des Menschen und die verhältnismäßige Unwirksamkeit seelischer Einflüsse auf andere, als er sich „das Titanengewand des Prometheus nach seinem Wuchse zuschnitt“, wohlgemerkt der junge Goethe gerade aus der Periode schwärmerischer Seelenfreundschaften heraus. Weder Lavater, noch Fritsch Jacobi, noch Fräulein von Klettenberg hatten in ihrer Sorge um die Seele des genialen jungen Freundes mehr vermocht, als höchstens die Oberfläche des tiefen Wassers durch ihren Geisteshauch zu kräuseln, so daß Jacobi halb in ehrlicher Bewunderung, halb enttäuscht an Wieland schrieb: „Man braucht nur eine halbe Stunde bei ihm gewesen zu sein, um es im höchsten Grade lächerlich zu finden, daß er anders denken und handeln soll, als er wirklich denkt und handelt.“

Neben den gereiften Goethe sich aber einen berufsmäßigen Seelsorger zu denken, der ihm „Trost“ zu spenden wagen dürfte — man denke nur an die schwarzen Stunden, da er sich über der Nachricht von Schillers Dahinscheiden eingeschlossen hatte — der Gedanke ist einfach grotesk! —

So steht's mit dem Bedürfnis nach Seelsorge bei einem Großen. „Ja — ein Goethe!“ seufzt hier die so unverschämt bescheidene Demut vor den Großen, die von jeher die Menschheit ihrer Besten beraubt, um Halbgötter und Götter daraus zu machen. „Ein Unsterblicher mag des Seelsorgers entraten können — wir arme Sterbliche bedürfen, wie für den Körper des Arztes, so für unser Seelenleben des Heilkünstlers.“

Man sollte eigentlich aus Grundsatz Leute in ihrer Selbsteinschätzung nicht stören, zumal eben Goethe diese Art Bescheidenheit mit dem kräftigen Wort von den Lumpen ausreichend gekennzeichnet hat. Aber es gibt glücklicherweise auch manchen, der eben aus dem Bewußtsein heraus, kein Goethe zu sein, das Bedürfnis fühlt, ihm wenigstens näher zu kommen und doch einen Hauch von seiner olympischen Ruhe, Heiterkeit und Selbstsicherheit zu gewinnen. Es scheint einem solchen wenig schädlich und recht unersprißlich, anderen die Sorge um die eigene Seele aufzuerlegen, solange er noch ungefähr im Besitz seiner eigenen geistigen Fähigkeiten ist.

Kinder freilich schauen mit gläubigem Vertrauen zu dem Wunderdoktor empor, der ihnen Hilfe gegen körperlichen Schmerz zu bringen verheißt; alte Leute pflegen mit gutmütiger Skepsis dem Beginnen des ärztlichen Hausfreundes zuzuschauen, wenn er sich ansetzt, die Natur hinters Licht zu führen.

Völker in ihrer unbehilflichen Kindheit brauchen auch geistliche Medizinemänner, die mit Gebetstrommel, Schädelgerassel und eintönigem Singsang die bösen Geister von der nackten, zitternden Seele wegscheuchen. Reife Völker wissen, daß der Geist des Bösen, wenn er schon existiert, ziemlich sesshaft — nämlich im Innern des Individuums — zu sein pflegt und daß keinerlei Außenwirkung, sondern Selbsttätigkeit der Individualseele die Erlösung bringen kann.

Daß man sich in den Nöten des Leibes nach sachverständigen Helfern umseh, ist begreiflich; begreiflich auch bei dem Mangel an Unterscheidungskraft für Körperliches und Seelisches, daß dieser Helfer die Aufgaben des Arztes, Seelsorgers, Priesters, Vergangenheits-, Gegenwarts- und Zukunftskundigen in sich vereinte.

Schwerer begreiflich ist es, wie auch die Gesunden, körperlich und geistig Frischen und Selbständigen, dazu gebracht werden konnten, sich ihrer freien Selbstherrschaft zugunsten geistlicher Leitung zu entäußern.

Indogermanischer Geist ist das nicht. So streng sich der altindische Opferpriester von dem profanen Volk abschied, eben seine fastenmäßige Absonderung verhinderte ihn, geistlicher Leiter des Innenlebens der Menschen zu werden, und die ganze lebensfreudige arische Weltanschauung, die niemals eine scharfe Grenzlinie zwischen Göttlichem und Menschlichem zog oder slavische Unterwerfung des Menschen dem Heiligen gegenüber forderte, widersetzte sich dem krankhaften Sündenbewußt-

sein, das einen Mittler zwischen Gott und Individuum haben mußte. Weder bei den heidnischen Slaven, noch bei den Hellenen, Römern oder Germanen ist demnach der Opferpriester aus seinen rituellen Funktionen für Haus und Gemeinwesen herausgetreten, um persönliche Seelsorge zu üben. Für diese Aufgabe waren ja die Freunde da, die Speer- und Jagdgenossen, und selbst die Frau schloß sich, weit entfernt davon, wie heute, die weitaus größte Gefolgschaft der Priester zu bilden, in ihren seelischen Mitteilungsnöten einzig an die Geschlechtsgenossinnen.

Semitischer Geist ist hier eingebrochen. Ihm war es eigentümlich, den Menschen als Knecht Gottes im Erdenstaub zu sehen, ohne Hoffnung, aus eigener, individueller Kraft sich dem Höchsten zu nähern. Chaldäer, Babylonier, Assyrer wetteifern darin, durch Magie und Divination Körper und Seele vor Krankheit und Verderben zu schützen. Die babylonisch-jüdische Sündenfallsmythe schied den Adamserben hoffnungslos von der Heiligkeit des strafenden Gottes. Auch wer sich persönlich nicht krank fühlte, erfuhr, daß er von der schleichenden und unentrinnbaren Pest erblicher Verderbtheit durchseucht war. Levitische Kleingeisterei sorgte durch ein künstliches, nur dem Eingeweihten verständliches, fallen- und listenreiches Ritual dafür, den Menschen von dem harmlosen Verkehr mit seinem Gott zu scheiden und das Pathos der Distanz aufrechtzuerhalten. Und als, „da die Zeit erfüllet war“, ein ernstster Sproß aus den Stillen im Lande Galiläa es unternahm, den Schutt der Pharisäersakungen wegzuräumen, und als er begeistert von der liebenden und gütigen Gottheit zeugte, zu der jeder Menschensohn ohne fremde Mittlerschaft auf dem einfachen Wege der Willenseinigung mit dem Vater gelangen könnte, da machte (o grausame Ironie des Weltenschicksals!) rabbinischer Tiefsinn und neuplatonische Mystik aus ihm — den neuen „Mittler“ zwischen Gott und Welt. Rühmt sich doch sein „Statthalter“ noch heute der Schlüsselgewalt für Himmel und Hölle. Nicht besser erging es dem Wiederbeleber deutscher Gewissensfreiheit, als sie unter römischem Druck fast erstickt war. Das Formalprinzip der Reformation, die Bindung an die hlg. Schrift, die dem freien Suchen der Seele nach Gott die Kettenkugel des Buchstabens an den Fuß schmiedete, hat das Materialprinzip, die Rechtfertigung allein durch den Glauben, verschlungen — denn diesen Glauben nahmen die lutherischen Dogmatiker alsbald dem freien Christenmenschen weg, um ihn an ihre priesterliche Schriftauslegung zu binden.

Verpflichten doch noch heute selbst die liberalsten Kirchenbehörden nicht nur den Geistlichen, „das Evangelium Jesu Christi zu lehren nach den Bekenntnisschriften, soweit sie mit dem Worte Gottes stimmen“, sondern versagen sie doch auch dem jungen Laien, der ihren Glauben nicht nach dem sogen. Apostolikum bekennen kann, Konfirmation und Abendmahl!

Wahrlich, es ist ein bitter ernstes, aber leider wahres Wort: Wo immer der berufsmäßige Priester Hand anlegt, da wandelt sich Geist zu Buchstabe, Brot zu Stein, Quellwasser zu Gift.

Wir fragten, wie kam der gesunde germanische Freiheitsgeist in diese Knechtschaft der Pfaffen? Die genannte jüdisch-christliche Infektion erklärt nicht alles; zur Ansteckung gehört eine gewisse Prädisposition. Wir haben auch gar keine Veranlassung, mit einem gewissen Rassedünkel hier den Arier gegen den Semiten auszuspielen: es muß eine allgemein-menschliche Ursache (oder deren mehrere) zugrunde liegen.

Wo Gott ein Haus gebaut wird, setzt Satan bekanntlich seine Kapelle daneben. Neben der Religion steht so das Pfaffentum; es entspricht nur dem Bedürfnis und der Nachfrage, daß die Größenverhältnisse der Behausungen sich umgekehrt haben; für die Frommen genügt das bekannte „Kämmerlein“; die eben gekennzeichnete Priesterschaft braucht goldstrotzende Kirchen und Tempel.

Gott und Teufel wohnen aber auch psychologisch im Menschengestalt hart beieinander. Sie haben die dreifache Wurzel ihres Existenzgrundes gemeinsam: nämlich das Bewußtsein der menschlichen Ohnmacht auf dem Gebiete der Herrschaft über die Außennatur, der Beherrschung des eigenen Willens, und der Ausdehnung der Erkenntnis (physische, moralische, intellektuelle Unfreiheit). So kann es niemand wundernehmen, daß echte Herzensfrömmigkeit und Unterwerfung unter eine mehr oder minder aufrichtige Priesterschaft aus ein und derselben Quelle gespeist werden. Es ist an sich gleichgültig, und nur kulturgeschichtlich interessant, ob das Bewußtsein der menschlichen Unzulänglichkeit viele Dämonen teils guter, teils böser Art, den Dualismus eines Ahriman und Ormuzd, oder einen persönlichen Gott, in dem diese Widersprüche aufzulösen der Spekulation vorbehalten bleibt, hervorgebracht habe. Wesentlich für die religiös-sittliche Frage ist viel weniger die Art der Ausgestaltung des Bewußtseins von Gott, als seine leichte Zugänglichkeit, also nur, ob der Mensch durch die Erkenntnis seiner Ohnmacht auf allen drei Gebieten zur Vertiefung in sich, zu

seiner Gottheit, oder zur Veräußerlichung, zu angeblichen Gottesdienern getrieben wird. Wer Gott außer sich sucht, verteufelt ihn. Not lehrt beten, aber Not lehrt leider auch heucheln.

Praktisch stellt sich jedem Menschen das Dilemma so: Kannst du mit deiner Not, sie sei nun durch die Umwelt bedingt, oder durch deine Schuld und Sünde hervorgerufen, oder Verzweiflung an der Wahrheits-erkenntnis, kannst du mit ihr selbst fertig werden, indem du dich an die tiefsten Quellen deines Innern wendest, da, wo dein Gott in stolzer Einsamkeit thront — oder begnügst du dich mit dem Surrogat der Hilfe durch andere, denen deine Hilfslosigkeit den Schein einer gewissen Heiligkeit leiht? Brauchst du Religion? Oder ihre Karikatur: Priesterlehre? Gott oder seine Affen?

Das erste ist schwer, aber einzig menschenwürdig. Das zweite leicht und gibt den Seelsorgern zu verdienen.

Was allgemein menschlich und darum über sittliches Lob oder sittlichen Tadel bis zu einem gewissen Grade erhaben ist, das ist das Bewußtwerden des Menschen von seiner kleinen Endlichkeit gegenüber der Unendlichkeit seines Willens und seiner selbstgesetzten Aufgaben, das Faustische: „Ich fühle mich so klein, so groß“, denn natürlich hat das Innwerden der Kleinheit des Könnens den gleichzeitigen berechtigten Stolz auf die Größe des Willens zum Begleiter. Und doch —

„Du der Herr der Erde?“ und jedes Erdbeben meistert dich. „Du der Richter über gut und böse?“ und tausendfach zwingt dich deine Schwachheit das zu tun, was du im tiefsten Grunde nicht willst. „Du das Licht der Welt?“ und deine Erkenntnis stolpert schon an der Schwelle, wo die Mangelhaftigkeit deiner Sinne dir ein gefärbtes Weltbild aufzwingt. Aber trotzdem in diesem schwachen Gefäß der unwiderstehliche Drang (du nennst es Ideal), die Naturkraft zu bändigen, vollkommen und heilig zu werden und der blendenden Wahrheitssonne ohne Blinzeln ins Auge zu sehen!

Mit dem Bilde eines Idealmenschen verknüpft sich nun der Gedanke, daß ein solcher „sich selbst genug“ sein müsse, d. h. daß er in seinem Innern stets einen Schatz von Kraft noch berge, der ihm in außergewöhnlich schwierigen Lagen helfe. Die Legende leiht Religionsstiftern, Heroen und Helden keine eigentlichen Freunde, geschweige denn Seelsorger. Wohl hören wir von der Nymphe Egeria, die Numa Pompilius zu seinen Entschlüssen begeistert habe, u. a.; der übernatürliche

Ursprung dient oft dem Zwecke, die besondere Geisteskraft des Helden mystisch zu motivieren. Umgang mit höheren Geistern ist ein Kennzeichen der Genialität. Aber eben darum stehen die Menschen, die solchen Männern nahetreten, stets eine Stufe unter ihnen; sie sind Jünger, Schüler, Schildhalter, Waffengefährten, Milchbrüder o. dgl. In den entscheidendsten Augenblicken seines Lebens „können sie nicht eine Stunde mit ihm wachen“ und er muß seinen Kampf mit seinem Gott Aug in Aug allein durchkämpfen.

Es herrscht hier die alte Erfahrung, wonach Adel im weitesten Sinne des Wortes verpflichtet, höchste Erkenntnis, tiefstes Mitgefühl und unumschränkte Macht mit schwerstem persönlichem Leid verknüpft sind, vor allem mit dem Leid der seelischen Einsamkeit, wie es uns Nietzsche-Zarathustra so herzbewegend geschildert hat.

Nichtsdestoweniger liegt, wie wir sahen, die Erhebung zu solcher Gletscherhöhe der Einzelexistenz auf dem Idealwege der Menschheit.

Ganz überwunden ist das Bedürfnis nach Ergänzung der Eigenkraft durch fremde Mächte wohl zunächst nur auf dem Gebiete der Erkenntnis, beim wissenschaftlichen Forscher. Ein Faust, der sich heute noch aus Verzweiflung darüber, daß wir nichts wissen können, „der Magie“ ergeben wollte, würde einfach lächerlich wirken. Mit Recht ist die Wissenschaft, gerade je tiefer sie in das Land des Unerkannten und vielleicht auch Unerkennbaren eindringt, eifersüchtig um ihre Reinheit besorgt — man denke an den Fall Zöllner u. ä. An die Stelle einer durch übernatürliche Kraft gestärkten Einzelintelligenz ist der Gedanke eines gewaltigen Systems der wissenschaftlichen Zusammenarbeit getreten mit dem Prinzip der Spezialisierung und Arbeitsteilung. An der Aufhellung der Welträtsel und Aufstellung des Weltbildes arbeitet der Nordpolforscher so gut wie der Philologe bei einem Aristoteleskommentar, der Physiker in seinem Laboratorium wie der Religionshistoriker, der Anatom, der die Eingeweideparasiten der Bienenlaus studiert, wie der Mathematiker, uß. Vielleicht, daß sich hie und da Gelehrte zu einer gemeinsamen Aufgabe verbinden, daß Akademien Werke in Angriff nehmen, zu denen der geduldige Ameisenfleiß von Generationen nötig ist — die herzverbrennende Sehnsucht nach dem Besitz der Wahrheit, der vollen, ganzen Erkenntnis, ist ausgeschaltet durch die vielleicht resignierte Mosaikarbeit, die auch zu dem stolzen Wissenschaftsbau der Zeiten nur Sandkorn immer zu Sandkorn reihet.

Der Wahrheitsforscher unserer Zeiten braucht keinen Spender von Trost und Kraft bei seinem Werke; ihm ist die höchste Befriedigung eben das unendliche Streben, das er in sich findet. Er ist sich selbst genug.

Ähnlich steht es mit dem Techniker, wenn ich einmal unter diesem Sammelnamen alle Menschen umfassen darf, die nach Herrschaft über die Natur, über die Materie, die Außenwelt streben und von ihr trotz aller augenblicklichen und zeitweiligen Erfolge stets in ihre Nichtsheit zurückgeschleudert werden. Dazu rechne ich auch den Künstler; denn wahre echte Kunst bedeutet eine so souveräne Herrschaft des schaffenden Geistes über den Stoff (Worte, Töne, Marmor, Farbe, Ton usw.), daß er nach kindlichem Gefallen mit ihm spielt. Am Hindernis wächst seine Kraft und seine Lust. Wohl müßte Verzweiflung ihn packen, trostloser Jammer über seine Ohnmacht, wenn ihm nichts gelänge, wenn alle Arbeit umsonst wäre — die Griechen haben diese Seelenqual anschaulich in den Tartaros verlegt und in den Gestalten des Sisyphos und der Töchter der Danae verkörpert; aber ganz augenscheinlich geht denn doch der Weg menschlicher Energie dahin, daß immer mehr scheinbar Unmögliches möglich und wirklich gemacht wird, Zeit und Raum fast überwunden und die Kräfte der Natur nach ihrem eigenen Gesetz, das zugleich das menschliche Vernunftgesetz ist, dem Menschen dienstbar gemacht werden. Ein gutes Teil der Dinge und Handlungen, deren Vortäuschung durch taschenpielerische Kunst zur Beglaubigung des Zauberers und Magiers gehörte, ist heute auf natürlichem Wege verwirklicht. Zwar fehlen uns noch immer der Stein der Weisen, das Perpetuum mobile, die Quadratur des Kreises, die Alraunwurzel, die Homunkulusretorte und endlich — das Heilmittel gegen den Tod; aber wer möchte leugnen, daß auch die kritische Einsicht über das, was möglich und unmöglich ist, gewachsen ist — mögen immerhin noch so überraschende Neuentdeckungen, wie zuletzt die der Radio-Aktivität, gelegentlich unsere Voraussetzungen korrigieren.

Im allgemeinen möchte man also die Frage nach der unbestrittenen Herrschaft des Menschengesistes über die Natur bereits für viel weiter gelöst ansehen, als z. B. die vorherige nach der Wahrheitserkenntnis. Auch zum Brückenbauen oder Felsensprengen wird heute Se. Unheiligkeit, der Herr Satan, nicht mehr zitiert, und eine besondere Trostbedürftigkeit über ihre Mißerfolge habe ich bei Technikern nie, bei

Künstlern vielleicht eher einmal zu konstatieren gefunden. Aber in diesem letzten Falle, wo z. B. gerade der gottbegnadete Künstler über die unüberwindliche Kluft zwischen dem Bild, das er schaute, und dem, das er schuf, in tiefste Verzweiflung geraten kann, würde nun interessanterweise offenbar Trost über sein Mißgeschick direkt verlegendend wirken. Der ungeschickte Freund, der etwa auf den verhältnismäßig hohen Wert der Leistung hinwies, auf den Beifall der Menge usw., würde ohne weiteres als unfähiger Schwätzer dastehen, weil er gerade das noch unterstreicht, was ja der Grund der Verzweiflung ist, nämlich den Mangel an Schöpferkraft selbst. Nicht die allgemeine Ohnmacht des Menschen, seinem Ideal näher zu kommen, wird ja hier beklagt, sondern die persönliche Unfähigkeit.

Klage erhebt sich freilich auch über Unglücksfälle, die zufällig gerade diesen oder jenen getroffen haben. Wenn mir nun mein Haus einstürzt, mit oder ohne meine Schuld, mir Feuer oder Wasser das mühsam gegründete Heim verheert, mir ein Kind durch den Tod entzissen wird — ist da nicht wenigstens Trost am Plage? Schreit da das tiefverwundete Herz nicht nach freundlichem Zuspruch?

Gewiß wird es Millionen Menschen geben, die gerade dann sich suchend umsehen nach einem Halt, denen selbst der magere Trost mit Worten linderndes Öl auf die Wunde gießt, die in der allgemeinen Teilnahme, Freundlichkeit und Achtung, die dem Leide gezollt werden, ein Mittel finden, das ihnen über den ersten Schmerz hinweghilft. Und der Edelmannsch?

Hiob, dem Kinderlosen, Verarmten, Kranken naheten die leidigen Tröster. „Ihr seid die Leute,“ ruft er ihnen zu, „mit Euch wird die Weisheit sterben. Ihr seid unnütze Ärzte. Wollte Gott, Ihr schwieget, so würdet Ihr weise. Was macht Euch so frech also zu reden?“ Der Herr selbst muß kommen, mit dem Verzweifelten zu rechten. Und womit zwingt Gott den Empörer, so daß er bekennet: „Ich erkenne, daß Du alles vermagst und kein Gedanke ist Dir verborgen?“ Die Herrlichkeit der Ordnung breitet er vor ihm aus; in frischen Lebenssprühenden Bildern malt er, wie er die Erde gegründet, Meer und Wolken ihre Bahn gewiesen, der Sterne schimmerndes Heer geordnet; vor uns läßt er die Löwin erstehen, das Einhorn, den Streit schnaubenden Hengst. Adler, Habicht und Pfau werden als Zeugen seiner Schöpferkraft gerufen, und in gewaltiger Prachtschilderung sehen wir den

Behemoth (das Nilpferd) „den Strom in sich schlucken“, den Leviathan „das tiefe Meer siedend machen wie einen Topf“.

Merkwürdige Kur. Aber sie wirkt. Die drei Seelsorger stehen beschämt. Dein Gott weiß besser, wie du allein fertig werden kannst mit deinem Leid. Schau auf den Kosmos — tritt auf die Ewigkeitswarte — und dein winzig Wohl- und Weh schrumpft dahin. Welcher Fremde, und redete er mit Engelszungen, kann dir geben, was du dir geben kannst: Ewigkeitsaugen!?

Hier hängt alles an der Weltanschauung überhaupt. Die naive Vorstellung, als ob ich, gerade und ausgerechnet ich, ein Recht darauf hätte, oder doch eine begründete Hoffnung, unangefochten von solchen Unglücksfällen durch das Leben zu gehen, ist verbreiteter als man denkt. Das Blühen des Lotteriespiels beweist das nach der positiven Seite. Der Stoiker wird sich anders verhalten als der Epikuräer; der Spinozist anders als der Christ. Man wird jedenfalls ohne Unbilligkeit behaupten dürfen, daß das Trostbedürfnis im umgekehrten Verhältniß zu der Reife und Ausgeglichenheit der Weltanschauung steht. Die Zahl der Menschen ist nicht gering, und sie wächst, die das Bedürfnis haben, mit ihrem Schmerz, ihrer Enttäuschung, ja Verzweiflung allein fertig zu werden und denen das Bewußtsein, mit all ihrem kleinen Fühlen, Wollen und Können eingebettet zu sein in den Schoß der Ordnung, d. h. mit allem individuellen Weh oder Wohl ein schlechthin notwendiges Glied im Getriebe des Ganzen zu sein, auch über die schwersten persönlichen Schicksalschläge hinweghilft.

So bleibt uns noch der dritte, allerdings auch verwickelteste und schwierigste Fall zu untersuchen, ob die sittliche Unzulänglichkeit des Menschen, sein ewiges Steckenbleiben in bloßen Anläufen zum Besserwerden, ob das Sünden- und Schuldbewußtsein nicht gebieterisch nach Trost, vielmehr nach seelischer Hilfe und natürlichem oder gar übernatürlichem Beistand verlangt.

Zunächst einige Vorbemerkungen. Wenn das Bekennen der eigenen Ohnmacht auf dem Gebiete des Wahrheitserkennens und der Bemeisterung der Natur wesentlich unangenehm ist, so läßt sich nicht leugnen, daß die Sache beim Schuldbekenntnis in der That ein klein wenig anders liegt. Es verbindet sich damit das süße Gefühl einer rückhaltlosen Hingabe, die unwillkürliche Befriedigung des Triebes zur Aufrichtigkeit auf einem Gebiet, wo ein Fremder niemals klar sehen kann, die Ent-

lastung von dem Druck der geheimgehaltenen Sünde, die Aufhebung der Isolierung, in dieman eben durch die verborgene Schuld geraten ist. Auch ist es zweifellos richtig, daß jeder Ansatz zum Besserwerden über das Bekenntnis der vergangenen Schuld führt, daß nirgends das Bedürfnis so groß ist, wie hier, nach einer „Vergebung“ durch andere, daß es endlich für einen starken Antrieb zu neuer, besserer Lebensführung fast unumgänglich erscheint, einmal „reinen Tisch zu machen“, unter das Alte den Strich zu ziehen, um ganz von Neuem anzufangen. Vielfach spielt auch der Gedanke der „Sühne“ hinein, der verdienten und gewollten Selbsterniedrigung und Demütigung sowohl, wie der Wunsch, den angerichteten Schaden nach Möglichkeit wieder gut zu machen.

Ein Zweites fällt auf. Wir sehen, daß das „Sich selbst genug sein“ sowohl dem Forscher, wie dem Künstler und Techniker wohl ansteht; auf sittlichem Gebiete aber erscheint diese Selbstgenügsamkeit und Selbstbefriedigung ohne weiteres in dem unschönen Lichte des Pharisäertums, des Mangels an moralischer Feinfühligkeit und einer verhängnisvollen Selbsttäuschung. Waren es dort die Schwachen, die Anlehnung suchten, so wissen wir hier, daß es das Zeichen der stärksten Persönlichkeit war und ist, Gesinnungen und Handlungen, die dem Durchschnittsgewissen noch läßlich und entschuldbar erscheinen, mit aufrichtigster Herzenszerknirschung als unübersteigliche Schranken zu empfinden, die den Menschen von seinem Ideal trennen, als unerträgliche Flecken auf dem Feierkleide rechten Menschentums.

Vielleicht auch, daß hier der moderne Mensch unwillkürlich den Einflüssen zweier Jahrtausende von Christentum und ungezählter weiterer Jahrtausende der Unterwerfung unter Opfer- und Gebetskultus unterliegt. Ein unansechtbares Experiment der Reinkultur einer durch solche Einflüsse unverbildeten Seele ist wohl schwerlich möglich.

Eins ist freilich allen drei Arten des Erlösungsbedürfnisses, wie wir es hier nennen können, gemeinsam: nur der Vollmensch, eben die starke Persönlichkeit, empfindet den Widerspruch zwischen Wollen und Können am tiefsten. Erst der Weise gelangt zu der Einsicht, daß wir nichts rechtes wissen; nur der geniale Künstler, der Mann höchst gespannter Kraft, kennt die tiefe Unbefriedigung am eignen Werk; ein Augustin und Luther tauchen in die unergründliche Verzweiflung über das unausrottbare „radikale Böse“. Sie „genügen sich“ alle drei

nicht; die beiden ersten aber werden doch wenigstens ohne fremde Hilfe „mit sich fertig“, wenn auch in schmerzlicher Resignation. Den dritten treibt das nagende Sündenbewußtsein scheinbar unaufhaltsam in die Arme einer schuldvergebenden Gottheit. Laß sehen, ob sie ihm Trost geben kann.

Du selbst siehst Augustin. Oder Luther. Je höher deine starke Persönlichkeit zum Guten sich reißt, desto tiefer empfindest du den Fall. Das „radikale Böse“ grinst dich an. Je wärmer deine Liebe zu den anderen, desto heißer brennt dich deine Schuld. Dir sündigtest du, und deinen Brüdern. Wer kann dir vergeben? —

Einen Augenblick halt! Wenn andere an dir sündigten, kannst du vergeben? So brennend auch das Leid, so unheilbar die Wunde, ich glaube, du kannst. Denn du willst. Deine Unversöhnlichkeit würde dich erdrücken.

Was du dir selbst angetan, vermagst du es zu verwinden? Du hast dich körperlich, geistig, unheilbar geschädigt. Dein Leib ist vielleicht sich für immer, dein Geist schwach. Aber du nimmst deine letzte Kraft zusammen und machst einen Strich unter das, was gewesen: Sei es denn! Leben heißt kämpfen, und Kampf schlägt nun einmal Wunden. Auch tödliche. Vergiß, was da hinten ist und reiß dich zu dem, das vorne ist. Aufrecht sterben!

Nun, was die Menschen, was du vermagst, soll dein Gott es nicht können: vergeben? Aber was brauchst du dazu Fürsprecher? Du selbst hast dich zu demütigen vor deinem Gott, in dir! Was schiert dich der fremde Gott der Priester da draußen? Kennen sie wirklich seinen Willen besser, als du den Willen des deinen? Deine geheimsten Gedanken sollst du in fremde Ohren flüstern, damit fremde Lippen, hochmütig geschürzt von dem Wahn, in Gottes Rat zu sitzen, dir die Absolution eines Unbekannten bringen oder versagen, der nur durch Unterhändler von dir weiß?! Weg mit dem Mummenschanz!

Nackt, ohne alle beschönigende Hülle sollst du stehen vor deinem strafenden Gott, deinem Ich. Je tiefer du dich demütigst, desto höher und strahlender hebt sich der Wille zum Guten, dein ideales Ich, aus der Schwachheit des Fleisches. Aber prostituiere dein Bekenntnis nicht!

Dieses Selbstgenügen wäre Pharisäertum? Als ob nicht der Pharisäer sein: „Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin wie jene!“ eben ausspricht, weil er über dem Schielen nach einem fremden Gotte völlig verlernt hat, sich vor dem Gott in seiner Brust niederzuwerfen! Nur

keine Angst, daß du dir selbst genügest! Je ernster es dir ist mit deiner Zerknirschung, desto unerbittlicher klagt dich die göttliche Stimme in deinem Innern an; aber auch, je tiefer du fiellst, desto lauter die Stimme. Deine Menschenschuld weckt deine Göttlichkeit, und in dem Augenblick, da du zitternd stammelst: „Ich bin nicht wert, daß ich dein Sohn heiße“, zieht dich dein Gott wieder in seine Vaterarme. Ohne Bild: daß du deine Sünde als Sünde erkanntest, beweist, daß dein echtes Wollen nichts zu schaffen hat mit dem Tun deiner Schwäche. Stärker werden ist alles.

Dazu kann dir keine Oblate, kein Priesterspruch, kein Mensch und kein Gott helfen: einzig du selbst! —

2. Der Seelsorger

Reich befruchtende Segensströme sind vom evangelischen Pfarrhaus in die dürre Wüste häuerlichen Lebens geflossen. Der milde, weißköpfige Mann, der einzige Bote aus einer fremden Idealwelt, wo Geben seliger denn Nehmen, mit freundlichem Zuspruch und väterlichem Rat mitten unter starrköpfigen Männern von harten Händen und Herzen — wie ihn Mörike gezeichnet. Auch zum Herrn Kuratus oder Abbé, wiewohl er etwas zugeknöpfter ist, kommen zutraulich die Dorfkinder zum Handfuß und die alten Weiblein mit ihrer Not. Rossegger hat ihn gemalt. Gegenbilder fehlen freilich nicht, vom herrschsüchtigen und habgierigen Dorftyrannen bis zum intriganten Beichtvater an Fürstenhöfen, dem Grünwälderschen geistlichen Episkopat und prunkliebenden Prälaten. Aber gewiß: Talar oder Soutane machen an sich nicht unfähig, Freud und Leid des Nächsten zu verstehen, zu teilen, und ihm zu helfen. Persönlichkeit wirkt trotz dem Amte.

Die theologischen Spielereien, mit denen man das Seelsorgeramt auf Nathans Verhältnis zu David, oder Jesajahs zu Hiskia, ja sogar auf Sokrates (!) sowie auf zusammenhangslose Bibelstellen „historisch“ begründen will, können natürlich hier außer Betracht bleiben. In den ersten Jahrhunderten des Christentums war es die starke christliche Persönlichkeit, mit der Verstaatlichung des Kreuzes allmählich in höherm Maße das geistliche Amt, im Mittelalter der fast ausschließliche Besitz der zeitgenössischen Bildung, die dem Klerus den Befähigungsnachweis für diese Aufgaben verliehen. Speziell die Beichtpraxis

ist für die ersten Jahrhunderte der Kirche nicht nachzuweisen; sie taucht erst im Mönchstum auf und siedert von da langsam in die Laienwelt, zunächst nur bei Gelegenheit der großen kirchlichen Feste. Als Sitte treffen wir sie erst im 9. Jahrhundert; der Priester ist aber dabei nur der Interpret des gläubigen Herzens, dessen Wunsch nach Vergebung er demütig vor Gott bringt. Das vierte Laterankonzil von 1215 stellte zuerst die Forderung einer jährlich einmal notwendigen Beichte auf und wandelte die Absolutionsformel aus einer Bitte an Gott um Vergebung zum richterlichen Ausspruch des Priesters: „ego absolvo te“. Die Ohrenbeichte wurde erst durch das Tridentinum festgesetzt. Die Reformation schneidet auch hier ein, insofern sie nach Luthers Ausspruch „das geistliche Amt seiner Herrschaft entkleidete und wieder in den Dienst der Gemeinde stellte“. Der Pietismus und die der reformierten Kirche eigene rigoristische Sittenpolizei sorgten auf protestantischer Seite, die Praxis des Jesuitenordens auf katholischer, daß aus dem Trostspender und Helfer der „directeur de l'âme“ wurde. Seitdem besann sich — mit Schleiermacher — der Protestantismus allmählich wieder auf Phil. 2, 12. 13, wonach jeder Christ sein eigener Seelsorger sein sollte. Die katholische Kirche ging entschlossen nach der anderen Seite und statuiert (vgl. Weizer & Weltes Kirchenlexikon, neu herausgegeben von Joseph Cardinal Hergenröther und D. Franz Kauler): „Es darf niemand sich selbst herausnehmen, Seelsorge zu üben; nur Christus kann durch seine Kirche seine und ihre (d. h. seiner Braut, der Kirche) Kinder einem Kleriker anvertrauen.“ Und: „Jeder Seelsorger ist Teilnehmer am Beruf Jesu Christi (nämlich seines hohenpriestertums) und Werkzeug des heiligen Geistes . . . Genosse der Engel, welche sind administratorii spiritus missi propter eos, qui haereditatem capiunt salutis.“ Er hat das vollkommene Richteramt im Forum des Gewissens, die Befugnis zur Direktion der Seele und unbeschränkte Disziplinargewalt.

Die Versuchung liegt nahe, auch hier die orthodoxe katholische Kirchenlehre, weil allzu grob gegen unser heutiges Empfinden und Denken verstoßend, beiseite zu schieben. Wer aber das kunstvolle Gebäude der römisch-katholischen Kirchenlehre als das, was es ist, erkannt hat, nämlich als ein Muster logischer Folgerichtigkeit und psychologischer Feinheit, bei dem nur der erste Schritt etwas kostet, allerdings etwas viel: die Autonomie der menschlichen Vernunft nämlich, der wird auch in

diesem Zerrbild eines Seelsorgers, der viel mehr einem tyrannischen Gott gleicht, als einem mitfühlenden Menschen, genau das erblicken, was der menschlichen Seele eben not tut, wenn sie sich schon (bildlich gesprochen) dem Kirchenteufel verkauft hat. Sie braucht dann, da ihr die menschliche Vernunft ja nicht als Führerin, sondern als Verführerin gilt, eine Autorität, die ihr alle Zweifel nicht etwa mit Gründen wegdisputiert, sondern — verbietet. Sie braucht dem Mißgeschick und Unglück, dem Tode gegenüber einen Anwalt, der ihr nicht nur lahen Trost zuspricht, auf die allgemeine Ordnung der Weltführung hinweist oder ähnlich, sondern der dreist und fromm die Gewähr übernimmt, daß diese „Leiden kurzer Tage“ durch eine undenkbar herrliche Ewigkeit werden ausgelöscht werden. Sie braucht endlich, da sie sich der Selbstverantwortlichkeit begeben hat und von vornherein auf göttliche Gnade rechnet, nicht auf ihr Recht, einen Sündenvergeber, der nicht nur „so tut“, sondern mit dem Meßopfer der Gottheit die Absolution vorwegnimmt, wenn nicht gar aufzwingt.

Es ist ungemein charakteristisch, wie selbst Luther, so sehr er dem Kleingötterbewußtsein der Ablasskrämer entgegentrat und in der Auffassung des Sakraments des Altars eigene Wege ging, doch in diesem Punkte Kleriker geblieben ist; schreibt er doch: „Wenn tausend und aber tausend Welten mein wären, so wollt' ich alles lieber verlieren, denn daß ich wollte dieser Beicht das geringste Stücklein aus der Kirchen kommen lassen.“

Trotzdem hat ein gesunder moralischer Instinkt den Protestantismus vor der Einzel- oder Ohrenbeichte im großen und ganzen bewahrt. Was er dadurch an Macht einbüßte, hat er an sittlicher Würde gewonnen; denn es heißt offenbar, wie auch Paulsen ausführt (System der Ethik I, S. 176 ff.), das Wesen innerlicher Frömmigkeit und Gewissenhaftigkeit zerstören, wenn an die Zwiesprache mit einem durch die Gesetzgebung aller Länder zum absoluten Schweigen Verpflichteten und Berechtigten die kirchliche, d. h. göttliche Vergebung der Sünde geknüpft wird. Ob dabei Kirchenbußen auferlegt werden, ob selbst — in äußersten Fällen — die Absolution versagt werden kann, ändert nichts daran, daß in neunzig Fällen von hundert die Ohrenbeichte von dem Beichtenden als ein bequemes, allzu bequemes Mittel zur Begleichung des aufsummierten Sündentontos mißbraucht wird, um alsbald ein neues Blatt zu beginnen.

Sehr lehrreich ist es auch, wie sich ein früherer Dominikaner, Pater Leonardus¹, der jetzt in Nürnberg als evangelischer Pastor amtiert, über „das ganze Elend des durch den Beichtstuhl irregeführten, betroffenen Volkes“ auf Grund seiner Erfahrungen äußert. Er erklärt, „daß nichts die katholische Kirche mehr zu einer echten Pfaffenkirche stempelt, als ihre erzwungene Ohrenbeichte; daß durch diese erzwungene Ohrenbeichte der größte Mißbrauch mit der Religion getrieben wird und der höchste Betrug an der nach Gott, nach Wahrheit, nach Liebe zu Gott, nach aufrichtiger Versöhnung mit dem allbarmherzigen Vater sich sehnennden Menschheit“.

„Das Verhältnis,“ so fährt er fort, „in das der Beichtvater und das Beichtkind im Beichtstuhl zueinander treten, ist einzigartig auf der Welt. So intim, so rückhaltlos, wie der Beichtvater mit seinem Beichtkinde zu verkehren hat, verkehrt kein Vater mit seinem Kinde, kein Bruder mit seinem Bruder, kein Freund mit seinem Freunde, kein Mann mit seiner Frau. Dort an der Grenze, bis zu welcher die größte Freundschaft, das intimste Verhältnis, die aufrichtigste Liebe hindringen vermag, dort fängt ein römischer Beichtvater erst an.

Durch systematische Behandlung in Beichtstühlen werden die Menschen so weit gebracht, daß sie nicht mehr wissen, was recht und was nicht recht ist. Sie kommen zu der Überzeugung, daß sie ohne den Geistlichen keinen Schritt machen können, keinen Gedanken fassen, kein Wort aussprechen dürfen; alles steht unter der zudringlichsten Kontrolle des Beichtvaters. Sie sehen ein, daß sie ohne den Beichtvater der Hölle verfallen sind und nur dadurch gerettet werden können, daß sie kommen, demütig in den Beichtstuhl kommen und beichten. Und endlich werfen sie sich in die Arme des Beichtvaters und lassen mit sich machen, was er will.

Mir brach oft fast das Herz vor Leid, als ich dieses Elend des armen guten Volkes sah; sie fragten nicht mehr danach, was Gott gefällt, sondern allein danach, was dem Beichtvater gefällt. Ich habe Hunderte, besonders Frauen, gekannt, die durch die Ohrenbeichte so verwirrt geworden sind, daß sie täglich, ja zwei-, dreimal des Tages zur Beichte kamen. Solche kamen oft zu mir; ich habe mich bemüht, sie auf Gott aufmerksam zu machen und in ihnen ein lebendiges festes Gottvertrauen

¹ Pater Leonardus, der Dominikanermönch. Die Geschichte eines Ordensgeistlichen, von ihm selbst erzählt. Berlin, Hermann Walthers. 1906.

zu wecken. Umsonst! Es war nicht möglich! Da half kein Gott, kein Gebet mehr; ihnen wurde nur geholfen, wenn sie in den Beichtstuhl kamen. Und was brachten sie vor! Die albernsten und kleinlichsten Dinge, so daß ich oft im Zweifel war, ob ich Narren oder Menschen mit gesundem Verstande vor mir hatte.

Die erzwungene Ohrenbeichte, wie wir sie täglich in den Beichtstühlen übten, wie sie in allen römischen Beichtstühlen täglich geübt wird und woran in der ganzen römischen Kirche mit auffallendster Zähigkeit festgehalten wird, erkläre ich hiermit, nach eigenen gewissenhaften Erfahrungen für das größte soziale Übel und für den größten Feind der menschlichen Gesellschaft. Sie ist ein um so gefährlicherer Feind, als sie unter der Maske der Heiligkeit und Frömmigkeit existiert. Sie ist ein verborgener, unsichtbarer Feind, der aber sein Ziel nie verfehlt."

Aber auch für den Beichtiger selbst drohen, wie bekannt, hier erhebliche sittliche Gefahren, die durch das Entgegenkommen der Gesetzgebung nicht gemildert werden.

Die deutsche Strafprozeßordnung (§ 52), ebenso wie die Zivilprozeßordnung sprechen zwar nicht ausdrücklich vom Beichtsiegel, sondern berechtigen überhaupt den Geistlichen zur Verweigerung des Zeugnisses „in Ansehung desjenigen, was ihm bei der Ausführung der Seelsorge anvertraut ist“. Obwohl auch anderen Berufen eine rechtliche Schweigepflicht auferlegt worden (Ärzten, Anwälten u. dgl.) für alles, was sie kraft ihres Amtes vertraulich erfahren (eine Anstandspflicht, die merkwürdiger Weise beim Journalisten vom Staatsanwalt mit Zeugniszwang verfolgt wird!), so genießt doch nur der Seelsorger die rechtliche Ausnahmestellung einer diskretionären Entbindung von der Zeugenpflicht; nur bei unmittelbarer Staatsgefährdung oder zur Verhütung von Staatsverbrechen ist dies Privileg eingeschränkt.

Nichtsdestoweniger wird bekanntlich gerade vom katholischen Seelsorger hier die Pflicht zu einer wahrheitsentsprechenden Zeugenaussage noch weiter eingengt durch das heillose System der Mentalrestriktion, d. h. eines schweigenden inneren Vorbehaltes, der unter Umständen gestattet, das gerade Gegenteil von der Wahrheit ohne Gewissensbedenken auszusagen. Die Sache ist zu bekannt, als daß hier näher darauf eingegangen werden mußte. Es genüge, zwei offizielle Stellen anzuführen. Der auch heute noch maßgebende Theologe der römisch-katholischen

lischen Kirche lehrt: „In Beziehung auf das Beichtsiegel liegen in diesem Falle unstreitig alle Bedingungen für die Erlaubtheit einer Mentalrestriktion vor; er darf also sagen, daß er von der bezüglichen Sache nichts wisse, denn das heißt unter den obwaltenden Umständen so viel, als er habe darüber nichts mitzuteilen.“ (Thom. Suppl. qu. 11. a 1 ad 3) Und in den Synodalstatuten von Rheims 1572 lesen wir: „Homo non adducitur in testimonium nisi ut homo; ideo sine laesione conscientiae potest jurare se nescire, quod scit tantum ut deus.“ Auf Deutsch: Nur in seiner Menscheneigenschaft wird ein Mensch als Zeuge vernommen; daraus folgt, daß er ohne Gewissensbisse sein Nichtwissen von etwas beschwören kann, was er nur als Gott (in seiner Gotteseigenschaft) erfahren hat.

Hier ist also der Seelsorger direkt zur Gottheit geworden. Mit anderen Worten: die Heteronomie hat ihren Gipfel erreicht; der in seelischer Not befindliche Mensch verleugnet ausdrücklich den Gott in seiner Brust, seinen Gott, und wendet sich an einen anderen Menschen, der, sagen wir einmal die Kühnheit besitzt, sich, unter ausdrücklicher Leugnung seiner Fehlbarkeit mindestens an der Spitze der Hierarchie, für den Gott selbst auszugeben.

Unter dem Bestehen des § 166 unseres Strafgesetzbuches muß man darauf verzichten, dies System entsprechend deutlich zu kennzeichnen.

Immerhin hat es den Vorzug zu zeigen, wohin bei völliger Konsequenz die Reise geht.

Beanspruchung der Seelsorge durch einen Fremden ist der Anfang eines Weges, der mit völliger Aufgabe der Selbstverantwortlichkeit endet. Je berufsmäßiger Seelsorge getrieben wird, je mehr also das Amt neben und über der Persönlichkeit hervortritt, desto gefährlicher wird der Vorgang für Pflegebefohlene und Pfleger, jenen entwürdigend, diesen mit verführerischer Macht ausstattend. Das Ende ist völlige Verkümmern des eigenen sittlichen und religiösen Lebens beim Laien (Rückfall in Fetischismus, Zauberei und blinden Götzendienst), Größenwahnsinn beim Klerus.

So klar nun aber für den Idealmenschen, der sich seiner Würde, seiner Kraft und ihrer Grenzen bewußt ist, die Verwerfung mindestens der berufsmäßigen Seelsorge ist, so deutlich wird es auch, daß in dem Maße, als der Wirklichkeitsmensch noch hinter jenem Ideal zurückbleibt, in diesem Maße Seelsorge wirklich ein Bedürfnis ist, sowohl für

irdische wie für geistige Nöte. Auf protestantischer Seite neigt man dazu, sie wesentlich auf die ethische Hilfsleistung zu beschränken. So folgert Paulsen (System der Ethik I, 23) die Notwendigkeit der Seelsorge einzig aus der übergroßen Schwierigkeit einer individuellen Erfüllung des Sittengesetzes mit persönlichem Inhalt. „Der Seelsorger“, schreibt er, „möchte in der Tat nicht minder notwendig sein, als ein ärztlicher Berater in den Angelegenheiten des Leibes. Sind doch die Verhältnisse des sittlichen Lebens nicht minder verwickelt, seine Probleme nicht minder ernst, seine Störungen nicht minder bedrohlich als die des leiblichen Lebens . . .“ „Einer früheren Zeit war dies so einleuchtend, daß ihr nichts notwendiger schien, als dem einzelnen von amtswegen die geübte Einsicht und den durch Erfahrung geschärften Blick eines Gewissensrates und Seelsorgers überall zur Seite zu stellen, während sie die Sorge für den Leib viel mehr überliefertem Brauch und eigenem Instinkte überließ.“

Für das Altertum trifft dies, wie wir sahen, nicht zu; wohl aber für das Mittelalter, wobei die christliche Überschätzung der Seele dem bloß „natürlichen“ Leibe gegenüber und die fast völlige Monopolisierung der medizinischen und naturwissenschaftlichen Kenntnisse durch den lateinisch redenden Klerus eine bedeutende Rolle spielte. Aber gleichviel. Auch aus den Worten Paulsens geht hervor, daß nicht von gelegentlicher Freundschaftshilfe die Rede ist, sondern von einem Beruf; nur dieser vermag ja die „geübte Einsicht und den durch Erfahrung geschärften Blick eines Gewissensrates“ verhältnismäßig sicherzustellen. Und hier erhebt sich sofort wieder ein schweres Bedenken.

Wer für anderer Leute Seelen und Geschäfte sorgt, muß seine eigenen hintanstellen. Er tut darum wohl, wofern er seinen Lebensberuf ernst nimmt, seine Ansprüche aufs äußerste zu beschränken. Ohne Zweifel hat diese Erwägung (neben den Rücksichten auf unumschränkte Autorität der Oberen, die Machtfülle einer durch nichts an „die Welt“ gefesselten geistlichen Armee, asketische Neigungen usw.) den Zölibat der Priester mitempfohlen. Ähnliche Erwägungen führen auch ohne Gelübde häufig bei Jugenderziehern, Missionaren, Diakonen, Diakonissen u. ä. zu freiwilliger Ehelosigkeit.

Andererseits wird mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß vollste und reifste Lebenserfahrung in Familie, Haus, Beruf und Gemeindedienst unmöglich von weltfremden Asketen erwartet werden kann, und

welche unheilvollen Folgen für beide Teile die Beichtvaterschaft junger Kleriker beim weiblichen Geschlecht, Ehefrauen, Witwen und jungen Mädchen, gezeitigt hat, beweist die chronique scandaleuse der Priesterschaft, die naturgemäß nur einen kleinen Teil der Verfehlungen zur Kenntnis weiterer Kreise bringt, zur Genüge und Abergenüge.

Man wird zugeben müssen, daß die Stellung des protestantischen Seelsorgers den Versuch eines Mittelweges zwischen beiden Extremen ziemlich glücklich löst; wenn der Kaplan ihm an Freiheit von äußeren Rücksichten auf seine eigene Lebensführung überlegen bleibt, so hat er dem römischen Kleriker gegenüber die tiefere psychologische Erfahrung und die Freiheit von mancherlei Anfechtungen voraus. Gemeinsam sind ihnen die Gefahren des berufsmäßigen Trostspenders: die Neigung, die Fälle zu generalisieren, statt zu individualisieren, die Gewöhnung an Formeln und Symbole, die mehr oder minder starke Gebundenheit an die Erlösungslehre ihrer Kirchen, die Rücksicht auf ihr Amt und der wiederum größere oder geringere Mangel an Vertrautheit mit den seelischen Bedürfnissen der Laienwelt.

Schließlich haftet ihr Erfolg, wie jeder Seelsorger zugeben muß, einzig an dem Reichtum ihrer rein menschlichen Persönlichkeit. Zwar wird gerade der überzeugte Christ durchaus geneigt sein, „Gott die Ehre zu geben“, und man wird ihm ruhig glauben dürfen, wenn er die überschüssige Kraft und die Herzenseindringlichkeit seines Trostes auf die Quelle zurückführt, die seine eigene Arbeits- und Lebensfreudigkeit speist. Aber wir vermögen die „christliche Persönlichkeit“ nicht in der Weise zu teilen, daß hier ein unvollkommener, mit Mängeln behafteter Mensch bliebe, der selbst eher trostbedürftig wäre, als zum Trostspender zu taugen, und dort ein übernatürlicher heiliger Apostelgeist, der — im Glauben — plötzlich oder auch dauernd das armselige Menscheninstrument zum Tönen brächte. Sondern wir begreifen unter Persönlichkeit eben einen in sich fest gewordenen aufrichtigen Menschen, der weiß, was er auf Erden will und kann und das Augenmaß für die Wichtigkeit oder Unwichtigkeit der Dinge dieser Welt gewonnen hat, wobei die besondere Färbung seiner Überzeugung ziemlich gleichgültig ist. Persönlichkeit ist, wie Charakter, ein ethischer, kein metaphysischer Begriff; sie handelt, aber sie spekuliert nicht; sie tut, und träumt nicht.

An solchen Persönlichkeiten richtet sich allerdings der Durchschnittsmensch auf; sie sind Gegenstand der Heroenverehrung und wirken vorbildlich, vermögen aber natürlich auch den ihnen Nächsten Rat, Trost und geistige Hilfe aller Art zu spenden. Darum wirkte es so grotesk, sich neben dem großen Allerwelts-Seelsorger Goethe einen kleinen Duzendseelsorger vorzustellen, den Zwerg, der dem Riesen helfen möchte!

Diese Art von Seelsorge wird sich die Menschheit allerdings nicht nehmen lassen, ist doch das Schönste, was wir einander zu geben haben, eben das Persönliche, der Einschluß, den unser Ich, das ewige Gesetz der Wiederholung variierend und so überhaupt erst Fortschritt ermöglichend, in das Weltgetriebe wirft. Und auch die Seele des Menschen ist ein soziales Wesen; mag das persönliche Ich immerhin ein Urquell sein, der ohne Verbindung mit den anderen aus dem Fels sprudelt, so erreicht er Kraft und Wirkung doch nur in Verbindung mit ihnen, als Strom. Nur der stärkste Strahl gräbt sich sein Bett selbst und nimmt darin die schwächeren auf; die kleinen Rinnsale müssen sich erst zusammenfinden, mit einem großen verbinden, um ihren Weg durch alle Hindernisse zu bahnen.

Ist demnach die von uns aufgestellte Forderung: „Ein jeder sein eigener Seelenarzt!“ nicht überspannt und verlangt sie nicht Unmögliches?

Sie ist nicht überspannter und utopistischer, als es das Ideal seinem Wesen nach sein muß. Offenbar ist der Zustand des absoluten Anlehnungsbedürfnisses kein idealer. Unsere Verehrung fliegt denen zu, die stark und fest, sich selbst genug, in eigenen Schuhen stehen und ohne Wimperzucken den Einsturz ihres persönlichen Glückes wie die Verantwortung ihrer Schuld tragen. „Si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae!“ Und offenbar ist auch die soziale Gemeinschaft am stärksten und am innigsten verbunden, die aus lauter Starken und Eigenen besteht. Je geschlossener in sich eine Persönlichkeit ist, desto mehr hat sie den anderen zu bieten, desto nötiger ist ihr aber auch die Abplattung und Abrundung an anderen. Die Menschheit der Zukunft, die da näher herankommen will an Herrschaft über die Naturkraft, an Wahrheitserkenntnis und an sittliche Vollkommenheit, kann nicht bestehen aus einer Herde der Schwachen, Überflüssigen, Viel zu Vielen, geleitet (oder geopfert) von einem Herrenmenschentum, sondern sie muß

zu einer sozialen Gesellschaft werden, in der einer für alle und alle für einen stehen, wo einem jeden das seinige (nicht allen das gleiche) gewährt wird, und in der wir durch Gleichberechtigung zur Gleichwertigkeit aufsteigen, bei aller erfreulichen und notwendigen Ungleichheit der Gaben. Der Wert einer Fichtenwaldung wird nicht gemessen nach der Höhe der Samenfichten, die hie und da zerstreut ihren Gipfel turmhoch über den saftgrünen Bürstenteppich erheben, sondern nach der Durchschnittshöhe der in Reih und Glied stehenden Bäume. So wird der Wert einer Menschheitsstaffel nicht an den wenigen überragenden Geistern gemessen, die einsam in stolzer Höhe sich selbst genügen, sondern an der selbständigen Kraft und Höhe der Menge, die einander, ohne davon zu wissen, stützt und das Wachstum der einzelnen regelt.

Einander stützen und helfen, einer dem anderen und der andere dem einen — das ist die echte Seelsorge, solange wir noch nicht reif sind, ganz selbst, auf eigene Wurzeln gegründet, zu stehen. Damit ist dem berufsmäßigen Seelsorgertum der Stab gebrochen. Wohl wird es nicht ohne weiteres verschwinden, solange an Schwäche, Mangel an Selbstvertrauen, Knechtseligkeit und der Gewöhnung, Erlösung durch andere zu suchen, der Volksgeist krankt, aber es ist grundsätzlich gerichtet.

Das Christentum in diesem Sinne ist schon heut wieder Paganismus (Bauernweisheit) geworden; es hält sich noch in den Dörfern, an den Stellen, wohin Wissenschaft und Kultur zuletzt hindringen. In welcher Großstadt schickt man noch zum Pfarrer, damit er Trost spende bei Schicksalschlägen, Unglücksfällen, ja bei Krankheit und selbst Todesfällen in der Familie? In den Arbeitervierteln kaum; dort muß er sich — als Stadtmissionar — schon anbieten, und hat doch oft genug herbe Zurückweisung zu erfahren; in gewissen Kleinbürgerlichen Kreisen gehört er freilich mit zu dem düsteren Pomp des Leichenbegängnisses, durch das sich die Familie einmal in Jahren vor ihren Nachbarn und Freunden heraushebt; er bekommt im Lokalblatt seinen gedruckten Dank für die „schönen und trostreichen Worte am Grabe“, damit Müllers und Meiers sehen, daß man sich alles vom feinsten hat bieten können: vierspännigen Leichenwagen, Begräbnis erster Klasse, fünf Kutschen und auch einen Geistlichen im Hause und einen am Grabe. Ganz ähnlich liegt auch die Sache in adeligen Familien, nur einige Nuancen weniger aufdringlich.

Hier gehört der Besuch des Geistlichen zum standesmäßigen Aufwand; ist man selbst noch Kirchenpatron oder doch Synodalmitglied oder im Gemeinde-Kirchenrat, dann hat man „den Leuten“ ein gutes Beispiel zu geben; trifft das nicht mehr zu, so ist man doch konservativ und kirchlich aus Tradition; auch macht sich ein Geistlicher im Salon nicht schlecht; man plaudert über die beliebtesten Kanzelredner, schwärmt wohl auch für diesen oder jenen, zieht ihn zu Rate bei Wohltätigkeitsveranstaltungen aller Art: Kurz, er ist ein wohlgelittener Mann, der durch sein Berufskleid seine etwa bloß bürgerliche oder gar plebejische Abstammung vergessen läßt. Nur in den gebildeten Kreisen des Bürgertums, aber auch hier wesentlich bei seinen weiblichen Mitgliedern, ist wohl noch ein Rest des alten Seelsorgerverhältnisses vorhanden, indem der Geistliche, der die Kinder taufte, konfirmierte oder traute, den man sonntäglich hört, auch „als Freund“ im Hause verkehrt; aber schon diese „freundschaftliche“ Färbung des Verhältnisses schließt vielfach gerade die Beanspruchung berufsmäßigen geistlichen Zuspruches aus. Der Herr Pastor pflegt überall um so beliebter zu sein, je mehr er den Pastor zu Hause läßt.

In der katholischen Gesellschaft ändert allerdings das Beichtvaterverhältnis dieses Bild in mancher Hinsicht; der freundschaftliche Verkehr tritt mehr zurück vor der scheuen Verehrung des mit so großer Machtbefugnis bekleideten Amtes und der „geistliche Herr“ wird instinktiv als Angehöriger einer anderen, fremden Welt angesehen.

Gewiß vermag er, wie sein protestantischer Kollege, in Fällen schweren Siedtums, seelischer Herabstimmung und Verzweiflung infolge schwerer Schicksalschläge, bei religiösen Zweifeln u. dgl. im Rahmen seiner persönlichen Kraft heilend und tröstend zu wirken. Je ungewandter der Patient und seine Angehörigen, Freunde usw. in der Erhebung des Geistes über den engen Tageshorizont sind, desto notwendiger kann er werden; ja, man kann sogar zugeben, daß die spezifisch religiös-konfessionelle Färbung seiner Mahnungen mitunter mit ihrer groben Jenseitshoffnung und Lohnmoral dem Verständnis der betreffenden Kreise besser zusagt, als etwa stoische Philosophie, spinozistische Ewigkeitschau u. ä. das vermöchte, aber man wird kaum darum herumkommen, diese seelsorgerische Praxis immer nur als Notbehelf anzusehen, als Surrogat einer wirklich ethischen Pathologie und Therapeutik.

Ich bin nicht unhöflich genug, von seelischem Kurpfuschertum zu sprechen, obwohl dergleichen z. B. bei den Auswüchsen des Gesundheits und ähnlicher geistlicher Verirrungen nahe genug liegt, sondern möchte nur diese seelenärztliche Behandlung mit der heute in der Medizin doch wesentlich überwundenen Praxis vergleichen, dem Kranken durch viele, starke, äußerliche Mittel beizukommen, während der Hygieniker von heute in der Naturkraft des Patienten selbst seinen besten Bundesgenossen erblickt.

Vielleicht ist es wirklich noch nötig, Seelenärzte, die mit dem ganzen Rüstzeug von Psychologie, Philosophie, Ethik, Psychiatrie usw. aufs beste ausgerüstet sind, für die Bedürfnisse großer Volkskreise auszubilden. Ich denke hier auch an das unendlich große und sich täglich neu weitende Arbeitsfeld der Fürsorge für die Jugend, den Dienst an Krankenhäusern, Gefängnissen, Armenhäusern, Wohlfahrtsanstalten aller Art, wo heute noch überall der Geistliche — trotz der konfessionellen Gegensätze und trotz des gewaltigen Widerstrebens zahlreicher Kreise gegen die spezifisch-religiöse Behandlung — die seelische Beeinflussung monopolisiert. Es handelt sich auch gar nicht um seine völlige Verdrängung von diesem Posten; er soll die nach geistlichem Zuspruch Verlangenden ruhig behalten. Aber sein Monopol muß gebrochen werden, das es verhindert, daß heute Unzählige, weil sie von dem Diener der Kirche nichts mehr wissen wollen, einfach seelisch ohne alle Pflege bleiben.

Hier öffnet sich für die ethischen Gesellschaften ein weites Arbeitsgebiet. Während man dem seelisch Gesunden es ruhig überlassen kann, sich im Bedarfsfalle seinen Trost und seine Hilfe in Zweifels- und Gewissensnöten bei seinen Freunden oder überall dort, wo er sie zu finden hofft, zu suchen, ist es ein unabweisbares Bedürfnis aller sozialen Fürsorge geworden, den seelisch Kranken, zumal denen, die es verlernt und noch nicht wieder gelernt haben, in ihrem Selbst die reinen Quellen eigener Erlösung zu entdecken, die helfende Hand zu reichen ohne alle Rücksichtnahme auf theoretische Fragen der Weltanschauung, religiöse Glaubenssätze, Konfessionalität und Lehrmeinung überhaupt.

Das schließt gewiß nicht aus, sondern ein, daß alle die zahlreichen Inhaber geistlicher Ämter, die ihre wahre Herzensbefriedigung keineswegs in der Verkündung der rechten Lehre, sondern eben in dem Dienst an den Seelen der Gemeinde finden, sich diesem Stabe von Volkserziehern im besten Sinne des Wortes angliedern, wofern sie eben nur

ihr Christentum im Sinne reinsten Humanität auffassen, wie das in immer wachsendem Maße geschieht. Wo der Priester und der Levit in dienstfreudiger Nächstenliebe als barmherziger Samariter auftritt, da soll er uns willkommen sein.

Der Kirche, die sich von irdischen Machtgelüsten und vom Staate nicht trennen mag, überlassen wir dann gern die Sorge für die Reinheit ihres Bekenntnisses und die höfische Repräsentation; sie mag, wie bisher, ihre Diener zu Jubiläen, Siegesfesten, militärischen Schauspielen, Denkmaleinweihungen, höfischen Gottesdiensten usw. abordnen und den „Dienst am Wort“ pflegen, wenn sie es uns überläßt, den Dienst durch die Tat an unserem Volke zu leisten.

Für diesen Seelsorgerdienst aber muß, wie für den des Leibesarztes, das Endziel unverrückt feststehen: Ärzte erfüllen ihre Pflicht am besten, indem sie sich unnötig machen. Eine vernünftige seelische Gesundheitspflege kann nur darin gipfeln, daß in einer künftigen Gesellschaft starker Persönlichkeiten jedermann sein eigener Seelsorger, Beichtvater und Erlöser werde.

Das Selbst als Erlöser

1. Erkenne Dich selbst



in alter Spruch, wunderschön, gewiß, aber doch etwas abgestandener Wein; nicht wahr? Uns hellhörigen Buben, die wir alle Augen, Ohren und Sinne voll-

hatten von dem Drang nach Erkenntnis der herrlichen, blühenden Welt, denen sagte Schulmeisterweisheit den ehrwürdigen Imperativ vom Apollotempel in Delphi immer wieder vor. Als ob es nicht Interessanteres gäbe, als mein Ich! Als ob da überhaupt etwas zu finden wäre! Aber freilich, das konnte an unserer milchbärtigen Jugend liegen; vielleicht, wenn uns die langen Weisheitsbärte gewachsen wären, dann lohnte es sich wohl besser? Schade nur, daß die Alten nicht schließlich etwas Besseres auf das Stirnfeld ihres berühmtesten Weisheitstempels zu schreiben hatten, als eben eine bloße Aufforderung! Kein einziger, feststehender Satz, keine Aussage — nur eine Empfehlung, die durch diese augenscheinliche Fruchtlosigkeit des auf Selbsterkenntnis gerichteten Strebens nicht eben einleuchtender wurde. Und fatalerweise fällt uns dabei der zweite große Weisheitspruch aus der Schule ein, den der alte Sokrates auf dem Gewissen hat: sein einziges positives Wissen bestände darin, zu wissen, daß er nichts wisse. Wenn dies das Resultat angestrengtester Selbsterkenntnis sei, so meinten wir damals, dann dürften wir uns die Mühe sparen; denn von unserem Nichtwissen waren wir herzlich und ehrlich überzeugt, so daß wir es sogar für unnötige Liebesmüh' hielten, wenn die Lehrer uns alltätlich mittels eines Aufgebots von Fragen und Extemporalien immer wieder neue Beweise dafür zu liefern trachteten.

Also es riecht etwas nach Moralphilisterei und philosophischer Klügelei, dies „Erkenne dich selbst“. Auch der Psychologe weiß, offen gestanden, mit dem guten Räte nicht viel anzufangen; für die unmittelbare Gegenwart ist ihm das geheimnisvolle „Ich“ nur der Scheitel- und Schnittpunkt aller Lichtstrahlen, die aus der „Außenwelt“ durch die Sinne in die Dunkeltammer unseres Geistes fallen; aus Punkten aber ist keine Erkenntnis zu holen, nicht einmal mathematische. Insofern aber das Ich Träger der Einheitlichkeit unseres von der Zeit zerstückelten Bewußtseins und Bewahrer der im Gedächtnis aufgestapelten

Erinnerungen ist, bedeutet auch für die Vergangenheit das Schürfen in seinen Tiefen nichts weiter, als ein Zurückgehen auf die (verflossene, aber wesentlich aufbewahrte) frühere Sinnenerfahrung. Ob das Ich, der Geist, die Seele, oder wie die Popularphilosophie es nennen mag, aus Eigenem irgendetwas zur Erkenntnis herbeitrage, und was, ob es nur Vorstellungszentrum und Willensnotenpunkt sei, oder ob es als Widerschein eines „intelligiblen Charakters“, als eine mit vererbten Stoffen, Potenzen, Kräften usw. gefüllte Keimzelle anzusehen sei, alle diese theoretischen Betrachtungen ändern an der betrüblichen Tatsache nichts, daß es jedenfalls nicht Quell irgendwelcher Erkenntnis sein kann.

Aus der Philosophie und Moral ist aber nun die Rückverweisung an das Ich auch ins Religiöse, mindestens Freireligiöse, übergegangen. Zunächst leider auch in einer etwas unwahren, sentimentalischen Form. Wer die Lyrik aus dem Kreise der „Lichtfreunde“ und Freigeister kennt, weiß, was ich meine. Die Abkehr von einer real gedachten Jenseitswelt und von Himmel und Hölle wird zu einer Einladung, ins innerste Herz einzufehren, wo schon der „Himmel“ und alles sonst Nötige zu finden sei. Ein Verspaar taucht mir in der Erinnerung auf:

„Du suchst — und möchtest gerne finden,
Was deine Seele selig macht;

Du suchst es in des Wissens Gründen,
Und in des Glaubens tiefem Schacht;

Du suchst es hinter Jenseitsstoren
In eines fernen Himmels Licht —

Du wähnst zu ihm dich neugeboren —
Doch das Ersehnte hast du nicht!

O, so verlaß das eitle Drängen,

Laß ab von törichte Begier,

Tönts doch in reinern Gefängen:

Das Himmelreich ist nur in dir!

Such's nicht in Höhen, nicht in Gründen,

Nicht in der schnell verblühten Lust:

Willst du den wahren Himmel finden,

Such ihn, o Mensch, in deiner Brust!“

So ungefähr sagt Jesus das ja auch, nur mit ein wenig anderen Worten — und auch unser Wort vom Selbst als Erlöser kann in ähnlichem Sinne verstanden werden. Das Volk hat dieselben Gedanken in grob-

körniger Struktur geprägt: Jeder selbst seines Glückes Schmied. Es ist nicht viel dagegen zu sagen; aber sagen wir darum immerhin das wenige. Es steckt ein bißchen Fetischismus darin, der mit dem Ich, dem „Menschen“ in abstracto getrieben wird. Gerade, wer reines Menschentum, Entwicklung aller geistig-sittlichen Kräfte aus unserem Selbst heraus, will, wer den Dualismus von Gottheit und Menschheit in Einheit auflösen möchte, dem droht am leichtesten die Gefahr, aus dem „Menschen“ nun wieder einen Götzen zu machen und in verhimmelnder Anbetung vor ihm niederzusenken. Was der Mensch alles schaffen kann, tun soll, erwarten darf, wird aufs höchste gespannt; für ihn ist keine Ehre zu kostbar, auf seinen Scheitel zu legen, keine Aufgabe unlösbar, keine Hoffnung zu verwegen.

Und dabei vollzieht sich allmählich eine Entfremdung des persönlich bestimmten Ichs von diesem Idealbild: „Der Mensch“ mag den Himmel in seiner Brust haben: das genügt. Daß aber ich nun meine individuelle „Brust“ zu einer Himmelswohnung gestalte, fällt mir nicht ein. Und doch ist der abstrakte Mensch für mich nirgends, wenn er nicht eben in mir ist. Allzu leicht schleichen wir persönlich stille beiseite, da wo wir mit lauten tönenden Worten von der Herrlichkeit des Menschen, von der Schöpfer- und Erlöserkraft des Ichs reden. Wir berauschen uns mit schönen Phrasen über das, was alles dem, irgendwo und irgendwann vorgestellten Menschen möglich sein müßte und könnte, um die lästige Tagesforderung, selbst einmal oder sofort ein solches Ich zu sein, zurückziehen zu können. Wenn ich aber sage: der Mensch soll sein eigener Erlöser, ja der Welt Erlöser werden, dann dürfte ich mich nicht stillschweigend ausnehmen. Und das tun wir nur zu gerne. „Du lieber Gott, ich habe doch wohl anderes zu tun; ich habe meinen Beruf, meine Familie, meine kleine Welt, mein Haus, meine Interessen — wie sollte ich zu „Menschheits“-Interessen kommen und gar mich selbst „erlösen“ mögen?“

Genau so, wie der im Gemeinde-Kirchenrat sitzende Fabrikant Lehmann und der angesehene Kaufmann Buchholz gern von den Aufgaben des „wahren Christen“ reden — und nicht im Entferntesten daran denken, daß sie, dieser Lehmann und Buchholz, höchsteigen „Gottes Kinder“ werden sollten.

Es wird durch diese großen Redensarten wirklich so viel Selbstbetrug, Täuschung und Raub genährt, soviel Arbeit, ehrliches Können

und Wollen getötet, daß es die höchste Zeit scheint, die riesigen Gesichtspunkte zu verlassen, nicht immer von der Mission des Menschen zu phantasierern, nicht sofort die ganze Welt erlösen, die Menschheit im ganzen lieben zu wollen, sondern einmal ganz still und praktisch im nächstliegenden kleinsten Winkel anzufangen und dort aufzuräumen.

Es ist leichter, sich zum Herkules heraufzuträumen, der den Augiasstall der ganzen Menschheit reinigen möchte, als den prosaischen Besen in die Hand zu nehmen, um die Spinnewebe im eigenen Haus wegzufegen. Weltverbesserer sein ist bedeutend weniger als Ichverbesserer.

Alle wahrhaft ernststen Reformatoren haben nicht mit unerhörten, gewaltigen Umwälzungen begonnen, sondern sie waren froh und dankbar, irgendwo, an irgendeiner winzigen Stelle, ein Schraubchen zurechtzurücken, das ihnen falsch zu sitzen schien, dessen Wichtigkeit für das Ganze sie aber kaum ahnten. Und doch hängt eben der Fortschritt des Ganzen an solchen winzigen Kleinigkeiten. Wir vergessen immer, was uns doch die Erdgeschichte auf jeder Seite lehrt, daß große Katastrophen nichts als eine, allerdings ungeheure, Summe von bescheidensten Wirkungen vorstellen. Auch für die Geschichte der menschlichen Kulturwelt muß die Katastrophentheorie endlich aufgegeben werden. In alles Neue wächst man hinein, durch Generationen, ohne es sonderlich zu merken.

Der Erlösungsprozeß der Menschheit gleicht dem Abschmelzen eines Riesengletschers, das viele Jahrhunderte, ja, Jahrtausende und länger dauert. Kein Tag, keine Minute, keine Sekunde ohne einen leise zu Tal rinnenden Tropfen; vielleicht löst sich einmal auch hie und da ein größeres Stück und fällt zum Abgrund — das nennen die Menschen dann eine „Epöche“ u. dgl. Aber es ist die stille Kleinarbeit der Tropfen, die jeden Eisberg zur Auflösung bringt, auch den dahin bringen wird, der noch immer alles frische, fröhliche Frühlingsblühen der Menschheit in allen ihren Gliedern verhindert.

Was heißt denn dies Wort „Erlösung“? Wir alle haben ein, freilich nur undeutliches und großzügiges Bild in uns von dem, wie eine erlöste Menschheit aussehen würde, aussehen sollte: Das Ideal einer Menschheit, in der es keine Not, kein Elend, gleichviel ob verschuldet oder unverschuldet, mehr geben darf, wo jedes einzelne Menschenpflänzchen sich ausleben kann, alle Keime und Fähigkeiten frei entwickeln darf, und wo niemand den anderen mehr gewaltjam niederhält und

wegdrängt von Lebenslust, Licht und Sonne. Wir ahnen es wenigstens, was Erlösung bedeuten müßte, weil wir alle nur zu gut wissen, was Gebundenheit bedeutet. Schwäche und Ohnmacht, Unglück durch Elementarkräfte, Krankheit, Tod, binden unseren Körper und seine Leistung auf dem physisch-mechanischen Gebiete; Unwissenheit, Zweifel, Individuations-schranken und Grenzen des Erkennens lähmen überall den Aufschwung unseres Geistes; Willensschwäche, Leichtsinns und Verkehrtheit, Unzulänglichkeit, Schuld und Sünde hängen sich wie schwere Zentnergewichte an unser sittliches Wollen.

Aus der trüben Wirklichkeit aber zaubert uns unsere Einbildungskraft, die leicht über alle Schranken setzt, das Idealbild einer Menschenwelt, die spielend, in Schönheit, Herrin wäre alles Natürlichen, der Außenwelt und des eigenen Sinnenkörpers, die da ihr Stützwert-Wissen und Erkennen erweitert hätte zum vollkommenen Wissen um die Wahrheit, vor dem nichts mehr dunkel wäre oder in Zeit und Raum gebannt; die endlich zur Allmacht des Willens durchgebrochen wäre, zu jenem Wollen des Guten, das kein Dürfen, Sollen und Nichtsollen mehr kannte, weil jede vollendete Willensregung auch vollkommenste Selbstbefriedigung und Verwirklichung des Guten bedeutete. Alles Existierende lebt im Schatten — kein Wunder darum, wenn es von je die Sonne suchte — oder vielleicht umgekehrt: sich im Schatten wissen, heißt — die Sonne kennen!

So ist die Erlösungssehnsucht wohl gleichzeitig entstanden mit der Welt selbst und nicht einmal an die Menschheit gebannt — ahnt doch auch in einem hellen Augenblick des Naturverständnisses selbst der große Verächter des „Fleisches“ und der gesamten Natur, der Rabbiner Paulus, das stille „Seufzen aller Kreatur“, und tiefstes Sehnen nach Erlösung treibt ihn zu den Füßen des „Weltbezwingers“, alles Heil in der Gnade zu suchen.

Achtung, höchste Achtung vor der Gewalt dieser Sündenerkenntnis, diesem Hinabtauchen in grauenhafte Tiefe, um erst dort den strahlenden Himmelsstern zu entdecken, vor gleicher Zerknirschung und brennender Heilssehnsucht eines Augustinus und Luther! Die zermalmende Gewalt solchen Ohnmachtsbewußtseins läßt den brennenden Durst nach schenkender Gnade begreiflich erscheinen und — entschuldigen.

Wir glauben, ohne an Tiefe der Erlösungssehnsucht ihnen nachzustehen, dennoch daran, daß die Menschheit selbst sich erlösen kann, ja,

daß all unser Kulturfortschritt nichts weiter ist, als eben dieser Ver= vollkommnungs= und Erlösungsprozeß selbst.

Wer aber mit uns so steht, der muß auch Ernst damit machen, sich so wenig das Ganze, wie auch nur ein Stückchen von Erlösung schen= ken zu lassen. Und da fehlt's denn doch sehr in unseren Reihen an solchem Bewußtsein. Gar zu gern lassen wir uns ein wenig abhan= deln von der harten und strengen Forderung der Selbstarbeit am Er= lösungswerke. Nur wenige, überaus wenige sind es, die überhaupt ihre Kraft, sie sei klein oder groß, daran setzen. Der große Troß läuft so mit. Zwar will er nichts von göttlicher Erlösungsgnade mehr wissen, aber er vergißt, daß Gnade nur verschmähen darf, wer gewillt ist, sich auf eigene Füße zu stellen. Wer freilich das Erlösungsbedürf= nis gar nicht einmal teilt, dem ist weder zu helfen, noch ist von ihm etwas zu erwarten. —

Um so wichtiger und unerläßlicher ist es für die anderen, sich den Selbsterlösungsprozeß deutlich zu vergegenwärtigen. Dazu bedarf es natürlich vor allem der genauen Kenntnis der Sachlage. Wer bessern will, fängt unweigerlich damit an, das zu Bessernde als solches genau kennen zu lernen. Und so kommen wir von dieser Seite zurück auf das alte heidnische „Erkenne dich selbst“, nämlich zunächst dein Selbst als das Objekt der Erlösung.

Erkenne dich selbst als besserungsbedürftig heißt jetzt die Forderung. Leider tun wir gerade dies alle viel zu willig und zu hastig. Es ist ganz gewiß eine der übelsten Nachwirkungen der christlichen Lehre von der Erbsünde und allgemeinen Sündhaftigkeit, daß wir — fast möchte ich sagen mit einer gewissen Schamlosigkeit — uns gern und leicht zu der größten Mangelhaftigkeit nicht nur unseres Kön= nens, sondern auch Wollens bekennen. Es liegt ein Stück Lumpen= haftigkeit darin. Natürlich, heißt es, wir sind doch einmal „nur Men= schen“ — wie sollten uns darum nicht auf Schritt und Tritt „Mensch= lichkeiten“ passieren? Kein bequemeres Ruhefassen als das: „Wir sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhmes, den wir vor Gott haben sollten.“

Früher, im christlichen Gedankengange, war die willige Anerkennung der Sündenschuld beinahe ein Verdienst. Sie war mindestens die uner= seßliche Vorbedingung göttlicher Gnade. Darum heißt es folgerichtig im Lutherschen Katechismus: „Ich glaube, daß ich nicht aus eigener

Vernunft noch Kraft an Jesum Christum, meinen Herrn, glauben oder zu ihm kommen kann.“

Aber welchen Grund könnte, wer auf Gnade verzichtet, haben, sich so tief zu demütigen? Wohl verstanden, ich spreche nicht gegen das Sündenbewußtsein überhaupt, gegen die allgemeine Einsicht in unsere Unvollkommenheit, auch nicht etwa gegen die Demut an sich, die als Gegengewicht gegen trotzige und verblendete Überhebung sittlich wertvoll sein kann. Aber ich verwerfe die verallgemeinerte, durch ewige Wiederholung fast sinnlos gewordene Selbstdemütigung, das Sich im Staube krümmen und wegwerfen. Gewiß ist es wahr, daß wir höchst unvollkommen sind, und wahrscheinlich, daß wir es bleiben müssen, da wir nun doch einmal in die Schranken der Endlichkeit nach Zeit und Raum eingespannt sind, aus tierischer Entwicklung ein schwer besiegbares Erbe in uns tragen und nur in langsamem Emporsteigen zur Kultur Sittlichkeit und Geistigkeit uns erwerben müssen. Weder unser Wissen, noch unser Können, noch unser Wollen reicht sehr weit; sie stoßen überall an Grenzen. — Gut. — Aber ist es unsere Aufgabe, diese Schranken von vornherein festzulegen? Ich denke, sie machen sich von selbst fühlbar genug. So wenig es von der wissenschaftlichen Welt gebilligt werden konnte, wenn immer wieder Gelehrte mit übermäßig entwickelter Bescheidenheit von den unverrückbaren Grenzen menschlicher Erkenntnis redeten (obwohl die Grenze zur Zeit nicht geleugnet werden konnte), so wenig ist es des Menschen, und richtig verstanden auch des Gottes der Religiösen, würdig, von vornherein die Slinde ins Korn zu werfen und sich mit der allgemeinen Sündhaftigkeit zu beruhigen.

Das kleine Kind, das gehen lernen soll, dürfte seinem Erzeuger und Erzieher wenig Freude machen, wenn es still sitzen bleibt und deklamiert: „Ich weiß, daß ich nicht aus eigener Kraft aufstehen und zu dir kommen kann.“

„Versuch's!“ werden wir ihm zurufen. „Und versuch's immer wieder! Und bist du zehnmal, hundertmal, tausendmal gefallen, so versuch's zum tausend und ersten Male!“

Am schlimmsten ist's, daß dieser billige Verzicht auf eigene Kraft gerade in sittlicher Betätigung unserer Jugend seit Jahrtausenden vom ersten Bewußtsein ab eingepflanzt wird. Kein Wunder, daß so wenig Initiative, freudige Energie, das Höchste auf dem Gebiete der Sittlichkeit

zu erreichen, mehr unter uns ist, während die Jugend doch sowohl auf dem Gebiete der Herrschaft über die Natur, wie auf dem der wissenschaftlichen Forschung kühn nach den höchsten Kränzen langt. Die allgemeine und unentrinnbare Sündhaftigkeit ist, trotz aller einsichtigen Besserungsversuche kirchlicher Reformer, das Faulbett geworden, auf dem das kraftvolle Streben nach selbsterrungener Güte im Warten auf den Erlöser sanft entschlummert ist.

Aber auch das bloße Interesse an der Selbsterkenntnis ist dadurch völlig abgestumpft worden. Wenn schon auch der Beste, der, zu dem meine Jugend wie zu einem fast unerreichbaren Ideal emporschaute, ein Sünder ist, wie ich, was lohnt es da groß, sich anzustrengen, den Abstand zwischen uns zu verkleinern? Was nützt mir da Selbsterkenntnis? Das Generalurteil ist fertig; auf die Nuancen: ein wenig mehr, etwas weniger Sünder, kommt's nicht sehr an. Und so kommt sich Hinz und Kunz schließlich — immer mit der bescheidenen Verbeugung im Vorderzuge: freilich sind wir allzumal Sünder — doch eigentlich als Prachtmensch vor. „Natürlich hat man seine Fehler“ (so im allgemeinen; auf Spezifikation wird kein Wert gelegt!), „dafür ist man Mensch. Gott sei dank, alle haben ihre Flecken und Mängel; wer wird sich da ausschließen wollen? Abgesehen von diesen kleinen Schönheitsflecken bin ich immerhin ein nicht übel gelungenes Exemplar der Gattung homo sapiens L.“

Täuschen wir uns aber nicht abermals und beruhigen uns damit, daß wir nicht „Hinz“ oder „Kunz“ sind. Nein, du, lieber Leser, und ich, Schreiber dieses, wir sind in gleicher Verdammnis und Verbiesteris: Der Schlimmste, den wir kennen, sind wir noch lange nicht, nicht wahr? Von da ist wirklich nur ein kleiner Schritt bis zu dem halb widerwilligen Zugeständnis an unsere Eitelkeit, daß wir uns immerhin sehen lassen können.

So leicht uns also anfangs die Erkenntnis unser selbst als Sünder vom Munde lief, so schwer ist sie tatsächlich zu vollziehen. Es ist eine Zumutung, sich als besserungsbedürftig, als höchst unvollkommen in allem bitteren Ernste zu erkennen und den Finger derb auf die wunden Stellen zu legen. Da stöhnt unsere Eigenliebe auf und windet sich verzweiflungsvoll, um nach irgendwelchen Entschuldigungen zu greifen.

Sehr beliebt ist die Taktik der Deckung durch den Hieb. Wem zugemutet wird, sich selbst ernstlich zu prüfen, der klagt laut über die schnöde

Verkennt, der er ausgesetzt sei. Rückert hat darauf den Vierzeiler gemünzt:

„So mancher klagt und sagt, daß ihn die Welt verkennt.
Doch kann er sagen wohl, daß er sich selber kennt?
Kennst du dich nicht, woran erkennst du mein Verkennen?
Wer nicht verkannt sein will, muß erst sich selber kennen.“

Wer sich nämlich wirklich selbst kennt, der dürfte über ein Verkennen seiner Verdienste so wenig mehr klagen, daß er vielmehr in die tiefe Weisheit Epiktets einstimmt, der da rät: „So dich jemand verleumdet und Übles von dir erzählt, dann denke: Gott sei dank! Der kennt das Schlechteste von mir doch noch nicht!“

Statt dessen überschätzen wir uns gewohnheitsmäßig, und, weit entfernt, die Meinung der anderen, die wirklich minder leicht gewissen Fehlern ausgesetzt ist, zur Korrektur unseres Dünkels zu benutzen, schieben wir unsere Klage, man kenne unser Bestes gar nicht und unterschätze uns, noch unter das Fußgestell der Bildsäule, die wir uns errichtet haben, um sie ein wenig weiter zu erhöhen.

Den von der Benutzung zum Hausgebrauch frei gewordenen Scharfsinn in der Beurteilung von Handlungen und Motiven aber benutzen wir nun fleißig zur Kritik des lieben Nächsten. Wer gut aufmerkt, mit welcher psychologischen Feinheit manchmal das Charakterbild eines anderen entworfen wird, wie man seine (leider nicht zu leugnende) Unsträflichkeit des äußeren Wandels auf bloße Bequemlichkeit, auf Phlegma, auf Feigheit zu sündigen zurückführt, oder auf Mangel an Gelegenheit; wie man hervorragende Tüchtigkeit herablassend anerkennt mit dem Nebengedanken: das hätte ich auch gekonnt, hätte sich mir die Gelegenheit eben so bequem geboten; wie scharfsichtig man die versteckten Beweggründe der Ruhmsucht, Eitelkeit usw. hervorzuheben versteht, und mit welchem Brustton der Empörung man endlich über die bodenlose Gemeinheit eines wirklich schuldig Gewordenen aburteilt — wer, sage ich, für diese Komödie menschlicher Kleinlichkeit Sinn hat, der wird auch inne, wie derb und plump sich gerade in der Beurteilung anderer die eigene ruppige Herzensmeinung verrät. Es ist schon wahr, daß am liebsten der hinter die Tür schaut, der dort selbst einmal sein Versteck gefunden hat.

Das Wort: „ich hätte das auch gekonnt“ darf — man kann dessen sicher sein — mit Recht zehnmal öfter im Blick auf die Versuchung zu schlechten Taten ausgesprochen werden, als bei verdienstvollen Handlungen.

Wir lernen uns erst allmählich im Laufe unseres ganzen Lebens wenigstens im großen und ganzen kennen. „Inwendig“ aber, meint Goethe:

Inwendig lernt kein Mensch sein Innerstes
Erkennen. Denn er mißt nach eignem Maß
Sich bald zu klein, und leider oft zu groß.
Der Mensch erkennt sich nur im Menschen; nur
Das Leben lehret jeden, was er sei.

Man muß hinzusetzen: wenn auch das Leben lehrt, so fehlt noch viel, daß auch der Mensch lerne. In der Schule des Lebens kommen nur wenige über die Abc-Klasse hinaus. Wohl schreibt das Leben als Schulmeister die ewigen Wahrheitsätze an die Tafel: Keine Wirkung ohne Ursache. Keine Handlung ohne Folgen. Aus Gutem kann Gutes, aus Bösem muß Böses folgen. Die Schüler meinen klüger zu sein. Für sie, d. h. für jeden insbesondere, dürfte es doch wohl eine kleine Ausnahme von dem ehernen Lebensgesetz geben? Ist doch diese oder jene Lüge, diese oder jene Schuld „nicht herausgekommen“ vor die große Öffentlichkeit — und unbestraft wäghen sie davonzugehen, weil sie stumpf genug sind, die stille Strafe, die sich an ihnen vollzieht, nicht zu merken. Ebenso blind stehen sie ihrem Schicksal gegenüber, das sie in merkwürdiger Verwechslung nun ihrerseits blind schelten. Sie sehen nicht die feinen Fäden, die ihr Unglück mit ihren kleinen üblen Gewohnheiten, ihr „Glück“ mit ihrem Tun verknüpfen. So widerfährt ihnen das Verschiedenste, aber immer nur als wahlloser Zufall, während aus Erfahrung lernen nichts anderes bedeutet, als Einschlag und Zettel des Gespinnstes am Webstuhl der Geschichte deutlich überschauen.

Wie zärtlich aber gehen wir mit uns um, wenn wir einmal nicht leugnen können, diese oder jene schlimme Erfahrung sei die Folge unseres verkehrten Handelns! Wie geschickt wissen wir unsere Verteidigung vor uns selbst zu führen! Um nicht den Respekt vor uns selbst zu verlieren, nennen wir unsere Unmäßigkeit eine kleine Extravaganz; Verlogenheit wird mit dem Namen der Notlüge oder kleiner „menschlicher“ Unge nauigkeiten gedeckt; Rücksichtslosigkeit heißt berechtigtes Selbstbewußtsein; Trug und Täuschung rechnet man unter erlaubte List. Härte nennen wir Strenge, Empfindlichkeit feines Zartgefühl; Lieblosigkeit entschuldigen wir mit unserer Notlage im Daseinskampf ußf. — wozu die Beispiele häufen? Wenn Eitelkeit im äußeren sich darin verrät, daß jemand sich zu oft und zu wohlgefällig im Spiegel mustert, dann

darf man umgekehrt die innere Eitelkeit an der ängstlichen Scheu vor dem unbestechlichen Spiegel der Selbsterkenntnis messen. Selbstbeschönigen, Selbstbelügen und eingebildetes Wesen ist uns allen nicht fremd. Einbildung! Denken wir dieser Sprachbildung nur nach. Die Bildung ist in ihrem Fortgang gehemmt, nach einwärts gekrümmt. Eine Mißbildung, wie ein eingewachsener Nagel! Mit dem Augenblick, wo wir es nicht mehr wagen, uns selbst die Wahrheit über uns einzugestehen, aus Furcht vor der schmerzlichen Verletzung der Selbstachtung, bleibt unser Wachstum stehen oder wir entarten. Nun suchen wir die Schuld an unserem Mißgeschick überall anderswo, als in uns, in den beliebten „Verhältnissen“ (dem gedankenlosesten Worte) und in den anderen! Welcher Kaufmann klagt beim Bankrott wohl sich selbst an, seinen Mangel an Umsicht und Einsicht, seinen Unfleiß, seine verschwenderische Lebensführung? Bequemer ist's, dem Abstraktum, der Handelskonjunktur, dem Geldmarkt, den Industriekrisen oder der Torheit des Publikums die Schuld zuzuschreiben. So schilt der erfolglose Schriftsteller den Stumpfsinn der Leser, der Beamte die Blindheit oder das Mißwollen seines Vorgesetzten, der Handwerker das Warenhaus, der Landwirt die Freihandelspolitik usw.

Nein, das allerschwerste Hindernis für jede Befreiung und Erlösung ist wahrlich die ängstliche Scheu, sich selbst als das eigentliche Objekt des Bessermachens zu erkennen.

Nun erst werfen wir zweitens einen orientierenden Blick auf das Selbst als Subjekt der Erlösungsaufgabe. Hier ist das Schwerste — obgleich es scheinbar das Nächstliegende ist — das richtige Wollen. Hat ernste Selbstprüfung uns gezeigt, wo wir es an uns haben fehlen lassen, da sollte man meinen, es müßte der Wille zur Verbesserung mit voller Macht von selbst einsetzen. Und die Erfahrung? Sie zeigt uns leider in den meisten Fällen statt des kraftvollen: „Ich will“ ein schwächliches: „Ich möchte wohl, aber . . .“

Hier stoßen wir auf das Zentrum der kirchlichen, nein, der christlichen, selbst der religiösen Stellung. Ist diese Willensschwäche unabwendbares, im Wesen wurzelndes Erbe der Menschennatur, kann menschliche Willenskraft nur an verhältnismäßig gleichgültigen Außenwerfen, an Kleinigkeiten etwas ändern, aber niemals und nirgends eine völlige Richtungsumkehr bewirken, und ist, wohlverstanden, das Dichten und Trachten des Menschen böse von Jugend auf, also die Richtung des Willens stets von Anfang an eine verkehrte — dann bleibt allerdings

kaum etwas übrig als pessimistische Resignation auf der einen, freudige Hingabe an göttliche Gnadenwirkung auf der anderen Seite.

Paulus beschreibt im Römerbrief diesen Zustand, den er als den erfahrungsgegebenen, normalen hinstellt. Seine Worte, die zunächst nur den psychologischen Tatbestand seiner Seele illustrieren wollten: „Wollen das Gute, das habe ich wohl, aber das Vollbringen finde ich nicht“, wie das andere von der Willigkeit des Geistes und der Schwachheit des Fleisches, sind leider von den Wortfetischisten der heiligen Schrift als unumstößliche Wahrheit in Kurs gesetzt und mit dem Stempel ewiger Geltung versehen worden — was um so bedenklicher ist, als sie, in den Spruchschatz der Jugend aufgenommen, deren Neigung zu bequemer Entschuldigung der Willensschwäche steigern müssen. „Wenn selbst ein Paulus über diesen unseligen Zwiespalt zwischen Wollen und Können nicht hat hinausgelangen können — wie sollte das mir gelingen?“ Das ist der Grundton solcher katechismusgenährten Überlegung.

Nun ist des Apostels Meinung zweifellos ja die, daß, was er erfahren, das Typische und Normale sei. Und die allgemein menschliche Erfahrung gibt ihm insofern unbedingt recht, als stets ein Riß zwischen Wollen und Vollbringen bleibt, der bei den Besten gerade am deutlichsten zum Bewußtsein kommt, ob er schon hier nicht der breiteste und tiefste ist. Es ist bezeichnend für solche fanatische Alles- oder Nichts-Naturen, wie es Paulus war, daß für sie die Verzweiflung an der Erreichung des letzten Zieles einfach die Folgerung bedeutet: also kann der menschliche Wille nichts. — Ruhige Überlegung aber kann uns sagen, daß mit solchen Himmelsstürmereien und Höllenstürzen gar nichts anzufangen ist; daß, wer den Maßstab des Absoluten an menschliche Verhältnisse legt, von vornherein sich in Irrtum stürzt und daß vernünftigerweise von einem endlichen, vielfach in seinem Wissen, Wollen und Können beschränkten Wesen gar nichts Vollendetes erwartet werden darf. Die Menschheit muß das Ziel der Gottesähnlichkeit vor sich haben, gewiß; billiger wollen wir es auch nicht machen oder von unserm Ideal etwas abziehen, abstreichen lassen; aber sie muß eben dies Ideal auch vor sich behalten, d. h. ihm nur näher kommen, ohne es zu erreichen, damit ihr Vorwärtswollen lebendig bleibe. Noch mehr: gerade das Innwerden der Distanz, die auch das angestrengteste und redlichste Wollen von seinem Ziele trennt, ist ein vorzüglicher sittlicher Ansporn, die Differenz zu mindern, aber nur bis zu einer

gewissen Grenze, wo dies Bewußtsein des Zurückbleibens in Verzweiflung an der eigenen Kraft umschlägt.

Paulus braucht selbst einmal das Bild vom Wettrennen nach dem Ziel. Halten wir ihn beim Wort, dann gleicht er dem Reiter, der schon vor der ersten Hürde oder vor dem breiten Wassergraben abstoppt, weil er, vielleicht scharfsichtiger als die anderen, die Schwierigkeit der zu nehmenden Hindernisse und das Maß der Kräfte seines Gauls richtiger erkennt. Man darf indessen wohl vermuten, daß der Rennstallbesitzer weniger Freude an solch vorsichtigem Rennreiter hat, als an dem rücksichtslosen Draufgänger, selbst wenn dieser an dem fünften oder siebenten Hindernis einmal kopfüber ginge, vorausgesetzt, daß alles einzig darauf ankäme, das Ziel zu erreichen.

Man darf und soll deshalb ruhig zugeben, daß unsere Kraft schwach ist, zu schwach, um zur Vollkommenheit durchzudringen; man soll den Unterschied zwischen Wollen und Vollbringen nicht nur nicht übersehen, sondern aufs schmerzlichste empfinden, aber die einzige erlaubte Folgerung daraus bestehe in dem dringenden Bestreben, die Kraft zu steigern, den „letzten Hauch von Mann und Roß“ daran zu setzen, über die nächste Hürde hinwegzukommen in der festen Hoffnung, daß die nachfolgenden Reiter, so geführt, noch weiterhin näher dem Ziel landen werden, und die Frage, ob, von wem und wann das Ziel einmal wirklich erreicht werden könne, glatt beiseite zu schieben. Genug, daß wir wissen, wohin der Lauf geht. Mehr brauchen wir nicht.

Eine weitere bedenkliche religiöse Gewohnheit ist es, die Besserung stets im Lichte einer radikalen Umkehr, einer Erleuchtung, Bekehrung und völligen Umwandlung des alten Menschen zu sehen. Die Methodisten und andere Sekten haben hier, wie so oft, wieder ein Stückchen Konsequenz besser gezogen als die Kirche. Aber auch sie läßt es nicht fehlen an der Beschreibung und Würdigung solcher Gottestat an der Menschenseele. Alle jene Beispiele, wo aus einem Saulus ein Paulus wird, werden uns vor Augen gerückt — und sehnsüchtig warten schon Kinder (ich spreche aus Erfahrung) auf die wunderbare Himmelerrscheinung, die sie plötzlich verwandeln soll. Immer und immer wieder wurde ihnen gesagt, daß alles Rennen und Laufen vergeblich sei, daß er nur gelte, im Glauben und mit heißem Gebet zu warten auf die göttliche Gnade, daß sie dann aber auch gewiß komme — und so verstrich die Zeit jugendlich frischen Selbstanpaßens in ängstlichem,

zweifelndem Harren auf das große Wunder, statt daß man es mit der eigenen kleinen Kraft in zäher, unmerklicher Arbeit versucht hätte, zunächst im kleinen einmal etwas zu schaffen. Der ganze unpsychologische Wahnsinn, die tiefsten religiösen Erfahrungen von Ausnahmemenschen harmlosen Kindern als die allerselbstverständlichste Sache von der Welt aufzudrängen, tritt hier zutage. Es sind doch hier nicht Laster und Verbrechen, riesengroß und unerhört, plötzlich ungeschehen zu machen; der kleine Wilhelm Schulze ist niemals ein Christenverfolgender Saulus oder ein in allen Tiefen der Sünde heimischer Augustinus gewesen und die achtjährige Minna Müller keine Magdalena; sondern fast immer handelt es sich um einige ganz bescheidene kleine Änderungen irgendwelcher angeflogenen üblen Gewohnheiten, um Ungezogenheiten und Ungehörigkeiten, die erst in späterem Auswachsen einmal zur „Sünde“ führen können. Aber auch der Erwachsene wird gut tun, das starke Vergrößerungsglas religiöser Zerknirschung bei der Betrachtung seiner Schuld beiseite zu lassen; sie ist schon mit unbewaffnetem, rein menschlichem Auge angesehen groß genug, um ihn zur Änderung anzuspornen, und der Entschluß zu sittlicher Besserung liegt in der Mitte zwischen leichtfertiger Selbsttäuschung über die Schwere der Verschuldung und verzweifelter, aber unfruchtbarer Reue. Das Vergrößerungsglas haben wir bei unserer Selbstprüfung nur insoweit nötig, als wir dadurch die feinsten Verzweigungen unseres Handelns mit dem eigenen Schicksal und dem der anderen klar erkennen können. An Verzweiflung aber sterben die besten Vorfälle und bilden dann, nach dem Sprichwort, das bequeme Pflaster des Weges zur Hölle.

Es ist nicht zu leugnen, daß die rechte Selbstprüfung und Selbstkenntnis, abgesehen von ihrer religiösen Übersteigerung, von der Kirche mit psychologischer Feinheit dem Gläubigen erleichtert wird durch die Forderung des Gebetes, der Beichte und durch Erteilung der Absolution. Mag die Selbstprüfung durch die Gewöhnung auch ein wenig mechanisiert werden, so ist es doch viel, daß überhaupt das Bedürfnis danach geweckt wird, und das befreiende Lösewort des Priesters gibt schwachen Charakteren das Zutrauen zu sich selbst zurück. An anderer Stelle sprachen wir ausführlich darüber, wie man diese Heilwirkung behalten kann, ohne das Priestertum in den Kauf nehmen zu müssen: Der Gotteswille ist in dir; er verurteilt deine Taten, so daß du dich vor dir selbst verstecken möchtest, wie Adam im Paradiese vor Gott. Aber

entziehe dich ihm nicht. Der Ewigkeitsmensch in dir ist ein strenger Richter, aber auch voller Güte. Er verurteilt und begnadigt. Er will einzig das Gute; also willst du es auch, willst es eigentlich. Es gilt nur, diesem echten, eigentlichen Wollen folgen und das opportunistische Mögen und Begehren ausrotten. Du wirst nicht alles können, was du willst, aber vieles.

Dazu dient dir das „Erkenne dich selbst“. Ist dir aber dein Selbst zu dunkel, nun, so folge dem Räte, den Bruno Wille in seinen köstlichen „Offenbarungen des Wacholderbaums“ gibt: Erkenne dich selbst — im anderen wieder! Hier nicht im Sinne des Monismus allein, im schwärmerischen Gefühl der wesentlichen Einheit mit dem All, mit allem Schönen und Guten. Nein, auch in der Einheit mit allem Schlechten und Bösen, das du an anderen verurteilst. Lavater schrieb schon:

„Lerne dich selbst erkennen an anderer Fehler und eignen,
Doch noch mehr an dem, wie du anderer Fehler beurteilst!“

Die gleiche Kraft, aber auch die gleiche Ohnmacht, waltet in allen, wie in dir. Du kannst dich nicht lösen von ihnen und sagen: Ihr Tun ist nicht meine Schuld. Schuld ist nichts so Einfaches, daß man es einem zu tragen geben könnte. Schuld ist ein Sammelbegriff. Der schuldige Verbrecher zieht nur den Fazitstrich unter eine Summe, zu der Hunderte und Tausende ihre Ziffer beigetragen haben. Der Zustand der Welt, in dem wir leben, ist das Produkt unserer Taten, wie der unserer Väter. Sie gleicht keinem losen Sandhaufen, von dem man dies oder jenes Korn entfernen könnte, und er bleibt Haufen, sondern sie ist ein künstliches Geflecht und Gespinnst, dessen Fäden unentwirrbar miteinander verknüpft und verschlungen sind.

Sie gefällt dir nicht, diese Welt, mit ihrem Unterdrücken, Brutalisieren, mit ihrer Ungerechtigkeit, ihrem Schlachten und Morden auf grobe oder feinere Weise? Aber sie ist kein Verhängnis! Warum tust du mit, an deinem Teil, irgendwo, vielleicht höchst versteckt, vielleicht nur im gedankenlosen Gehenlassen deiner Unterdrückungslust im Familienkreise? Oder warum läßt du doch geschehen? Du kannst die Welt nicht ändern? Schön, oder nicht schön — aber du kannst dich ändern. Eine Oase in die Wüste bauen. Nichts verhängnisvoller, als hier jede Mitverantwortlichkeit, jede Mitschuld ablehnen!

Erkenne dich selbst in der fremden Schuld (beim fremden Verdienst brauch ich dir's nicht erst zu raten!), nimm aus ihr deinen Teil heraus und — leide dafür. Aber wolle und handle nach deinem innersten Lebensgesetz, soweit du immer kannst. Das ist der einzige Weg zur Erlösung deiner selbst und . . . der Welt.

2. Der Mensch als Schöpfer

Steige nur hinab in dich!
Kräfte, welche lange schliefen,
Hält dein unergründlich Ich
Tief in seinen innern Tiefen.

Du bist Herr in deiner Welt!
Hast du dich, so hast du alles,
Lächelst, wenn dein Glück zerschellt
Ruhig seines wilden Falles.

Bleib dem Besten in dir treu!
Damit sprengst du alle Ketten,
Vor dem Schicksal wirfst du frei
Dich in deine Ichwelt retten.

Du bist Herr in deiner Welt! Ein wundervolles Wort, wenn's nur auch wahr wäre! Ja, haben wir denn überhaupt eine Welt für uns, die wir die unsere nennen könnten? Stößt nicht immerfort die böse Außenwelt die Fenster meiner Ichwelt ein, wirft Steine des Anstoßes und sendet mir durch die Sinnespforten aufdringliche Boten, die mich gelegentlich „außer mir bringen“ und mich aus dem Häuschen treiben?

Wenn man uns glauben wollte, dann wären wir die reinsten Unschuldengel und unsere selbstgeschaffene Welt, ließe uns nur der böse Nachbar, die Umwelt, in Frieden, ein Über-Paradies.

Verdächtig für den Ruf Gottes als Schöpfer waren schon die vielen „Theodizeen“ und frampshaften Versuche der Philosophie, diese Welt als die beste aller möglichen Welten zu erweisen; seit Schopenhauer ist es Mode geworden, in ihr nur eine gerade noch notdürftig zu leidlicher Haltbarkeit zurechtgepappte Stümperarbeit zu sehen, deren Reiz nicht eben dadurch gewann, daß sie Nietzsches zur ewigen Wiederholung im Ringe des Geschehens verurteilte. Unsere Großeltern zeigten mehr Ehrfurcht und sprachen vom „Fürsten dieser Welt“, dem Teufel, der in dieser Zeitlichkeit umgehe wie ein brüllender Löwe, suchend, wen er

verschlinge; sie witterten in allem Übeln, das ihnen widerfuhr, seine listigen Anschläge. Auf diese Weise war wenigstens Gott selbst, freilich auf Kosten seiner Allmacht, entlastet, wie im parsiſchen Dualismus.

Die Enkel haben das Kritiſieren gelernt. Sie nehmen das Schickſal nicht mehr hin, wie stumme Hunde. Was wir jetzt als Weltbild ſehen, gefällt uns ſehr mäßig. Wir glauben auch zu wiſſen, wie man's beſſer machen könnte, wenn man uns nur einmal allein ſchaffen ließe. Wie wollten wir mit den Unvollkommenheiten aufräumen! Es ſtört uns dabei merkwürdigerweiſe nicht die nachdenkliche Tatſache, daß uns immerhin die Welt, als bloße Natur, noch immer deſto beſſer gefällt, je menſchenloſer ſie iſt. Der Rousseausche Gedanke, daß die Welt vollkommen ſei überall, wo der Menſch nicht hinkommt mit ſeiner Qual, gewinnt immer mehr Anhänger, je höher und feiner die Kultur wird. Und trotzdem ſteigert ſich gerade die Kultur, um uns immer mehr aus dem Naturparadies zu verjagen. Mit einem Wort: die Fülle der Widerſprüche, die der moderne Menſch über ſein Verhältnis zur Welt in ſich birgt, läßt ſich ſo veranſchaulichen: die Gotteswelt (ſoll heißen die Natur abſeits vom Menſchen) kommt noch verhältnismäßig gut weg in ſeinem Urteil. Gerade die Naturforſchung führt heute zu einer faſt religiöſen Verehrung des in der Welt ausgegoſſenen heiligen Schöpfungsgeiſtes. Freilich ſind auch immer Superkluge und Neunmalweiſe, die an dieſer oder jener Einzelheit kritteln (z. B. am menſchlichen Auge, an der bloß fünfteiligen Sinnenausrüstung des Menſchen u. ä.) oder auch die Gesamtanlage für verfehlt halten. Man ärgert ſich z. B. über die beiden Prinzipien Hunger und Liebe oder über die Roheit des Daſeinkampfes. Aber ſolche Käuze gab es ſtets, ſind doch alle Sagen und Vorſtellungen vom Paradiese oder von der goldenen Zeit, vom Himmel der Gläubigen bis zum Schlaraffenlande und den jüngſten Utopien hin nichts anderes, als verſchämte Schöpfungsrezepte, die leider post festum kamen.

Soweit der Menſch als Schöpfer ſeiner ihm eigentümlichen Welt in Frage kommt, alſo in der Kritik der gesamten Kulturbewegung und der menſchlichen Geſellſchaftsordnung, wird die verhältnismäßige Höhe der erſteren in der Regel ebenſo willig anerkannt, wie die beſtehende Geſellſchaftsordnung als Gipfel der Ungerechtigkeit uſw. hingestellt zu werden pflegt. Natürlich iſt auch dies ein Widerſpruch. Man kann nicht die ganze Geiſtesgeſchichte der Vergangenheit gut heißen und

dann ihr letztes Produkt, die bestehende Gesellschaftsordnung, in Grund und Boden verdammen, sondern ein ruhiges Urteil wird nach dem Muster des biblischen Gott-Schöpfers nicht wohl anders befinden können: „Und der Mensch sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut.“ Was natürlich nicht aussondern einschließt, daß seine Schöpfung sehr verbesserungsfähig ist. (Verbesserungsfähigkeit ist die Eigenschaft des Guten! Schlechtes ist nur insoweit verbesserungsfähig, als es Keime des Guten in sich trägt.) Gerade die lebhafteste Anfechtung der herrschenden Gesellschaftsordnung und die wachsende Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen zeigt uns, daß neues, besseres im Anzuge ist; es sind die Geburtswehen einer neuen Ordnung der Dinge, und wenn man mitunter unsere Zeit etwas wegwerfend eine „Übergangszeit“ nennt, so wollen wir nicht vergessen, daß auch Schwangerschaft mit Recht so heißen dürfte.

Wo endlich drittens die Schöpferarbeit des Menschen mit der Gotteswelt zusammenstößt, da beginnt jenes Ringen um die Oberhand, in dem trotz aller Rückschläge, die unserem kleinen Werk ungebändigte oder entfesselte Naturkräfte beibringen (und uns auch dann noch in ihrer Erhabenheit Ehrfurcht abnötigen), dennoch der Menscheng Geist Herr zu werden scheint. Freilich durchaus auf Kosten der Freude an der „wildem“, von Menschenhand nicht verunstalteten Natur. Mit einem gewissen Grauen sehen die Menschen von heute in eine ferne Zukunft, wo nichts mehr „wild“, gleichsam aus Gottes oder der Natur Schöpferhand wird anzutreffen sein, wo der Menschen-Heuschreckenschwarm Erde, Wasser und Luft erfüllen wird und von Flora und Fauna nur duldet, was ihm gefällt. Aber bis dahin werden sich — ich hoffe es zuversichtlich — ihm neue Aufgaben gestellt haben, gleichviel ob in Meeres-tiefen oder Himmels Höhen. —

Ein Gebiet indessen gibt es, das auch heute schon, wie in der ganzen Kulturvergangenheit, nach dem Menschen als Schöpfer — oder Erlöser, wenn man so will — ruft: das Gebiet der ethischen Kultur, in die ich die ästhetische und intellektuelle hier mit einschließe. Und da gilt es zunächst, dem Unglauben und Kleinglauben zu begegnen, der nach strenger Selbsterkenntnis und nach kritischer Prüfung des Durchschnittsmenschen daran verzweifelt, daß dieser den Leidenschaften unterworfenen, mit Erdschwere und tierischer Erbschaft behafteten Mensch jemals ein Schöpfer einer reinen Sittlichkeitswelt werden könnte.

Es geht uns, wie den einzelnen Tropfen eines brausenden Stromes. Wie wundervoll und klar waren sie, als sie noch in Form von Kristallbläschen im Himmelsazur schwammen! Rein und weiß ballte sich die Hausenwolke (Kumulus), zartflimmernd strichen sie als Cirrus dahin. Dann zwang sie die Erdschwere zu sich hinab und aus der dunstigen Erdennähe mußten sie alle Verunreinigungen der Luft, die schwebenden Staubatome, Kohlenteilchen usw. mit ihrem Wasserleibe umhüllen und mit zur Erde nehmen. In die Tiefe sanken sie — um neu gereinigt als Quell am Bergesabhang wieder hervorzusprudeln. Aber der Frondienst ging fort. Mengen von lehmiger Erde mußten sie passieren, sich damit beschweren, und gelb und schlammig wälzten sie sich in die Niederung. Von rechts und von links, aus allen Nebenwässern, kam neuer Schmutz hinzu; die Städte und Ortschaften, an denen der Fluß vorüberfloß, spieen ihren Unrat in sie aus; Mühlenräder und Dampferschrauben wirbelten den Schlamm, der sich etwa setzen wollte, wieder empor. In stetem Anstoß und kreisendem Strudel schiebt immer ein Tröpfchen dem anderen seinen Inhalt an Schmutzteilchen zu — und durch ihre Tropfenseelen geht ein schweres Seufzen: Wie soll, wie kann man rein bleiben mitten in diesem ewigen Wirbel? Reines Wasser, jene kristallklare Welt der Himmelsbläue, ist ja wohl nur ein — unerreichbares Ideal! Die Ganzflugen sagen: eine Utopie, ein Traum schwärmender Phantasie. Real und wirklich ist nur der Schmutz.

Aber die Tropfen haben ihre Reise gemacht. Sie sind endlich eingelaufen ins große Weltmeer, immer lehmiger und schmutziger, je näher der Mündung. Wie eine dicke gelbe Straße wälzten sie sich in die Ozeanflut hinein. Doch siehe da! Über ein kleines und die Straße verschwindet. Zu Boden gesunken ist alles, was Schlamm und Unreinheit war; in langen Bänken ist es den Flußmündungen vorgelagert — und unsere Tröpfchen, zwar noch immer ein Spiel der Winde und Meeresströmungen, sie sind rein geworden, hell und klar, fast wie damals, als sie noch im Äther schwebten.

Wie wurde das möglich? Nun offenbar einzig und allein dadurch, daß, was sich innerlich fremd war, sich doch schließlich sonderte, daß Vorwärts- und Aufwärtsdrang sich nicht dauernd mit Erdschwere belasten können. Was zum Bodensatz gehört, muß hinab. Möchte auch tausendmal der Versuch mißglücken und aufwühlender Sturm oder ein neu von der Seite hereinbrechender Lehmbruch die beginnende Klarheit wieder trüben,

das Erdige, Schmutzige wieder nach oben wirbeln — endlich kam doch der Augenblick, wo die gemeinsame Reinigungslust und Klärungsliebe (bildlich zu sprechen) den Sieg davontrug, wo es gelang, den Tropfen so kristallhell zu machen, daß er nun wiederum, befreit von allem peinlichen Erdenrest, an den Sonnenstrahlen in des Himmels Bläue hinaufflettern konnte.

Ein Bild! Gewiß, nicht mehr als das: Nicht beweiskräftig, aber vielleicht anschaulich. Für den schöpferischen Menschen gilt es doch, trotz alledem und alledem, trotz Welt, Tod und Teufel (altertümlich zu reden) eine eigene Welt, eine Ichwelt, nach den eigenen Daseinsgesetzen der Wahrheit, Reinheit und Schönheit auszubauen, mitten in dem strudelnden Wogendrang des Welttreibens, den fortwährenden Störungen und Trübungen durch die Außenwelt zum Trotz. Die Welt, in der nach dem Dichterwort du Herr bist, diese deine Welt ist nicht von dieser Welt, aber auch keine bloße Traumwelt. Sie enthält als Schatz „dein Bestes“ und bleibt dir als letzter Zufluchtsort offen, wenn das Schicksal dir böse mißspielt. Der Religiöse mag sie den Frieden seines Herzens nennen, der höher ist als alle Vernunft, der Stoiker Ataraxie, die unerschütterliche Ruhe des Weisen, der Spinozist sie als amor intellectualis dei preisen und der Ungelehrte einfach von der Ruhe eines guten Gewissens reden — diese Welt ist unverlierbar dein eigen, wenn du nur allein ihr Schöpfer sein willst.

Nicht aus Nichts ist sie zu schaffen, sondern aus dem, was chaotisch, untermischt mit tierischen Trieben, in unserer Willens- und Vorstellungswelt liegt. Auch in unserer Phantasie. Alle unsere Ideale von Wahrheit, Schönheit und Güte fließen mit hellem Glanze in dies Zauberbild unserer eigenen Ichwelt zusammen. Der tiefe Blick in den unbestechlichen Spiegel der Selbsterkenntnis hat uns wohl alle Schmutzteilchen gezeigt, die uns anhaften und unser Soll-Bild trüben, aber er hat uns auch die tröstliche Überzeugung befestigt, daß unser Bestes, dem treu zu bleiben wir gemahnt werden, nach oben, zum Hellen, Klaren, Reinen drängt. Höhendrang auf der einen Seite, Erdschwere auf der anderen; die zwei Seelen Faust—Goethes. Nun muß nur der Grundwille dazu kommen: Nur nicht Schlamm werden, der da sinkt! Aufwärts dein Trieb! Aber selbst, was wir Schlamm nennen, es ist schließlich doch noch fruchtbar, freilich nur dadurch, daß Schlamm eben — nicht Schlamm bleibt, sondern neue Erscheinungsformen annimmt. Auch der

am tiefsten Gesunkene kann noch dem Höhendrang dienen — wenn auch nur als „Kulturdünger“.

Wer aber schon jetzt etwas mehr sein will, als bloßer Kulturdünger, der muß die Erdschwere zu überwinden trachten. Sie ist dem Erdborenen natürlich, aber auch bloß natürlich. Und darum ist der Höhenflug zunächst unnatürlich, wie Kultur Gegensatz zur Natur ist. Es ist so bequem, einleuchtend und natürlich, sich mit der großen Menge treiben und sinken zu lassen; man bleibt in der Kameradschaft und Freundschaft (*ami-cochon* sagt der höfliche Franzose), in der alten lieben Gewohnheit und Durchschnittsmoral. Die lächelt höhnisch über die Wolkenflieger und predigt ihre hausbackene Devise: Nur nicht zuviel vom Menschen verlangen! Engel werden wir doch nicht werden!

Sehr richtig. Aber wer wird aus solcher betrüblichen Erfahrungstatsache ein Lebensmotto machen? Können wir denn, wenn schon nicht Engel, doch wenigstens Träger einer besseren Zukunftswelt werden ihre Vorläufer und Vorbereiter?

„Das Leben lehrt uns wen'ger streng mit uns und anderen zu sein“, heißt es einmal in Goethes *Iphigenie* (aber nicht etwa als Meinung Goethes!). Leider wahr, als bloße Erfahrungstatsache. Aber weder ist es nötig, solche Lehre willig aufzunehmen, noch will das Leben — was man so Leben nennt — weise Lehren erteilen. Es stellt nur die armselige Wirklichkeit fest. Wer vom „Leben“ lernen will, der möchte am Ende erfahren, daß der Schwindler gemeiniglich besser daran ist, als der ehrliche Arbeiter; daß es niemals ankommt auf das Recht, das man hat, sondern einzig auf die Macht, mit der man drückt; daß es besser ist, mit den Wölfen zu heulen, als sich wegen noch so virtuoser eigener musikalischer Leistungen fressen zu lassen; daß Moral eine sehr schöne Dekoration ist, um damit vor die Leute zu gehen, im Hause aber etwas sehr Unpraktisches, womit sich nur Ideologen abgeben; daß die Hauptsache der Lebenskunst sei, sich ungestraft in Willkür und Genuß auszuleben, denn nach dem Leben komme nichts nach — und was dieser überaus einleuchtenden Lebenslehren noch mehr ist.

Nur daß diese Auffassung vom Leben so verdammt kurzsichtig ist! Sie geht kaum über die 30—60 Lebensjahre des einzelnen hinaus. Aber sie verhärtet sich und schweigt hartnäckig von der eigentlichen Lebenslehre der Geschichte, die jedermann bei einigem guten Willen dort schöpfen kann, nämlich: daß, was man auch sagen möge und wie

oft auch im kleinen der Augenschein dagegen sei, Ehrlichkeit doch auf die Dauer noch stets die beste Politik gewesen; daß, wenn auch Macht noch so oft vor Recht gehe, Recht doch unendlich viel langlebiger ist als Macht (denn Recht kann nicht Unrecht, Macht wohl aber Ohnmacht werden); daß nicht das Massengeheul entfesselter wölfischer Leidenschaften das kommende Geschehen bestimmt, sondern die leise und ruhige Stimme des isolierten Weisen; daß sich das wahrhaft Sittliche (man denke z. B. an Abschaffung der Sklaverei, an Gewissensfreiheit u. ä.) mit der unwiderstehlichen Gewalt einer Naturkatastrophe, oder doch mit der langsamen Dauerwirkung eines Naturgeschehens durchsetzt gegen alle Widerstände menschlicher Vorurteile und Böswilligkeit; daß schließlich ein bloßes Genußleben und Auskosten der Gegenwart in sich selbst nach Logik und Empirie den Fluch völligen Mangels an Selbstbefriedigung und dauernden Glücksempfindens trägt. Überschaute man weiter das Leben, nicht dieses oder jenes Menschen, sondern von ganzen Generationen und Völkern, dann wird man schwerlich noch meinen können, die Einsicht in dieses Leben lehre geringere Strenge mit sich selbst oder mit anderen. Nein, dies Leben predigt mit gewaltigen Posaunenstößen: das Maß von sittlicher Strenge, das du an dein eigenes Leben legst, ist genau das Maß des Mindestwertes, den du für die Geschichte der Menschheit haben wirst. Mehrwerte intellektueller oder künstlerischer Art, große Entdeckungen und Erfindungen, geschichtliche Großtaten mögen auch bisweilen einen unmoralischen Menschen seine Spuren tief in die Menschheitsgeschichte eingraben lassen, aber der Durchschnittswert, die Norm für die Zeitlichkeits- oder Ewigkeits-Beurteilung einer Persönlichkeit, ist nur aus dem Gebiete der Moralität im engeren Sinne zu entnehmen, d. h. für die Menschheit wertet ein jeder nach dem Maß von Energie, mit dem er seinen Individualwillen dem Allgemeinwillen dienstbar macht bzw. unterordnet.

Das gilt nicht nur für die Menschheit, sondern für jedes Lebewesen.

Vor mir, während ich dies schreibe, schießen durch die sonnige Morgenluft Duzende von Schwalben. Auch die Schwalbenheit hat eine lange und mühsame Entstehungsgeschichte hinter sich, davon ein Drittel wohl mit der der Menschheit zusammenfällt. Jede von diesen heute so graziös schwebenden Fliegerinnen empfängt offenbar ihren Wert für die Schwalbenheit (und mittelbar für das All) entsprechend dem

Maß von Lebensenergie, mit der sie den Typus der Schwalbe darzustellen imstande ist, anders ausgedrückt, dem in dieser Tierform festgewordenen Allgemeinwillen ihren persönlichen Willen unterordnet. Nicht völlig, bis zur unterschiedslosen Aufsaugung, versteht sich. Auch die Schwalbenpersönlichkeit muß bleiben. Diese individuelle Ausgestaltung des Universaltypus ist ja der Träger alles Gattungsfortschritts gewesen und ist es noch immer. Wir nennen seine kleinen Schwankungen um die Norm: die Variations- bzw. Mutationsfähigkeit der Schwalbe. Sie mag in diesem Falle nicht groß sein — seit 4000 Jahren wenigstens scheint die Form wesentlich festzustehen — aber, groß oder klein, sie war in jedem Falle die Ursache der Artenentwicklung, und kann diese Eigenschaft auch für die Zukunft nicht abstreifen. Das Mindestmaß bisheriger Entwicklung an Gehirnbildung, Flugfertigkeit, Mutterliebe, Muskelbau usw. muß das wohlgebildete Individuum erreichen. Um das Typische mag das Persönliche als Keim von Fortbildung oder Entartung pendeln. Man wird sogar nicht leugnen können, daß sich die Schwalbe ihre eigene Welt selbst geschaffen hat, wenn man ihr heutiges Luftleben mit dem Wasser- und Erdleben ihrer entfernten Ahnen vergleicht.

Vielleicht, daß es der Schwalbe leichter ist, „wahre Schwalbe“, als dem Menschen, „wahrer Mensch“ zu sein. Ich weiß es nicht — aber das weiß ich, daß zu diesem echten Menschentum Strenge gegen sich selbst gehört.

Das mag nicht nach jedermanns Geschmack sein. Zugegeben. Nur soll man wissen, was dabei auf dem Spiele steht. Wer sich (nach der tierischen Seite hin) seinen Launen, Neigungen, Gewohnheiten und Leidenschaften hingibt mit dem billigen und bequemen Troste: „das sei doch nicht so schlimm; Übermenschliches dürfe man von einem schwachen Menschenkinde nicht verlangen“ usw. — der werde sich nur auch völlig klar darüber, daß er sich sein Leben, seine Welt nicht selbst schafft, sie sich vielmehr aufdrängen und aufzwingen läßt von anderen, von der Gesellschaft, der Mode, der Zeitmoral, von Gott weiß welchen Rücksichten. Man kann auch damit leben. Gewiß. Es ist nur danach. Das Leben des Geschöpfes, der Null, des Sklaven, der braven Leute, von denen zwölf auf das Duzend gehen, der Nachahmer, die nie einen eigenen Gedanken hatten.

Aber wie? Wolltest du nicht ein Schöpfer sein? Sollte deine Lebenswelt nicht schließlich, wie die der Schwalbe, dein eigenes Werk sein?

Nun, Welten schafft niemand, der kopiert, der nichts gelernt hat, als nachmachen, was andere ihm vortun. Man mag die Menge ruhig ihr Sprüchlein sagen und laut behaupten lassen, nur so oder so könne, dürfe und solle der Lebenskünstler sich sein Leben einrichten — der Schaffende tritt abseits und spricht: Ich baue mir mein Leben selbst. Aus mir allein.

Nicht, als ob ich nichts von den anderen lernen könnte! O nein! Gerade, wer schaffen will, muß ganz genau wissen, was schon geschaffen worden ist, und — wie es geschaffen worden. Er wird daraus für sich entnehmen, was ihm paßt, d. h. was zu seinem Wesen, zu seiner Eigentümlichkeit, zu dem, was er eigenes darstellt (und darum der Menschheit neues zu bieten hat) paßt. Aber er wird kein Schüler, der auf die Worte des Meisters schwört, kein Nachahmer, der seinem Vorbilde abguckt, wie es sich räuspert und wie es spuckt, kein Kopierer.

Im Zeichenunterricht unserer Schulen verläßt man heute glücklicherweise die alte Methode, die Kinder vor Vorlagen zu setzen und sie die Linien anderer nachzirkeln zu lassen. Jetzt bekommen sie ein Stück Natur und dann heißt es: Schaffen! Nicht Nachzeichnen, sondern selbst-bilden, so schlecht oder so gut es gehen will. Nur so können sie Eigene werden.

So viel, wie eine Zeichnung, sollte das Leben wohl auch wert sein. Aber hier hält man im sittlichen, wie im sittlich-religiösen Unterricht, noch immer streng an dem alten Vorlagensystem fest, und wehe dem eigenartigen Menschen, der von der heiligen, durch Jahrhunderte erprobten Vorschrift auch nur um ein Tüttelchen abweicht! Tradition, Religion und selbst Moral sind zu Götzen geworden, die da eifersüchtig darüber wachen, daß niemand einen anderen Gott neben ihnen habe.

Begreiflich ist es ja, daß den Hütern des Alten bei dem Rufe: Schaffe dir deine eigene Religion und Sittlichkeit! bange und schwül wird. Sie glauben den „Durchschnittsmenschen“ zu kennen, wenn sie ihm vorherrschend das Schlechte zutrauen — und so malen sie ein schreckliches Bild davon an die Wand, was aus dieser zügellosen Willkür des Individuums für eine Anarchie und wahnwitzige Überhebung über alle göttlichen und menschlichen Gesetze herauskommen müsse!

Ich leugne die tatsächlich bestehende Gefahr gar nicht. Gewiß sind heute erst wenige reif zu dieser stolzen Isolierung, und scharf genug sehe ich die haltlosen Jammergestalten, wie die Mißverstehen Nießsches

und des ganzen Persönlichkeitskultus, die ihre Sklaverei den eigenen Leidenschaften gegenüber unter dem Namen der Herrenmenschmoral verstecken. Aber wer aus der Geschichte ersehen hat, daß gerade der ewig wiederholte Vorwurf mangelnder Reife der Beteiligten jedem Kulturfortschritt wie eine Kettenkugel ans Bein gehängt wird, daß andererseits noch nie jemand zu etwas reif wurde, als durch wagemutige Reiferklärung (wie denn niemand wirklich schwimmen lernt, als der resolut ins tiefe Wasser geht), der kann und darf das Aussprechen seiner Überzeugung nicht vertagen, bis alle Welt der gleichen Meinung, jenes Aussprechen also unnötig ist. Niemals hat auch der bescheidenste Reformator darauf gewartet, daß die Welt reif für seine Ideen wäre. War sie nicht reif — nun, so kreuzigte und verbrannte sie ihn, ein persönliches Mißgeschick, das sich meist der Verbreitung der vertretenen Idee sehr förderlich erwiesen hat. Es gibt einsichtsvolle, aber vielleicht etwas hoshafte Leute, die da meinen, auch nach zwei Jahrtausenden sei die heutige Welt für die Grundsätze Jesu von Nazareth noch nicht ganz reif.

Die Gefahr des Mißbrauchs der Freiheit wird allerorten unsäglich übertrieben. Warum fürchten denn die Anhänger jener neuen Methode eines freien Zeichenunterrichts nicht, daß nun ein Heuschreckenschwarm unfähiger Schmierer und unfreiwilliger Karikaturenzeichner auf das kunstliebende Publikum losgelassen werde? Sehr einfach, weil sie im Grunde ihres Herzens sehr deutlich wissen, daß wohl hie und da, gelegentlich wohl auch endemisch oder epidemisch, bloße Einfälle bizarrer Laune, Extravaganzen der Geschmacklosigkeit und die Frechheit der Nichtskönnner triumphieren können, daß aber auf die Dauer die Menschheit (auch das vielgeschmähte, launische Publikum gehört dazu) sich ihr Schönheitsideal nicht wird verfehlen lassen. Nach der ersten Verblüffung und nach Abschwellen der Modetorheit glaubt eben kein Mensch mehr dem Schaffensuntauglichen seine Schöpferkraft!

Das ist das Entscheidende. Wer wirkliche Schaffenskraft besitzt, der bringt als Eigenstes aus den Tiefen seines Ich das hervor, was Tausende vor ihm und neben ihm dunkel ahnten und was seine menschliche Echtheit eben durch den unwillkürlichen Beifall erst der Kenner und Auch-Eigenen, dann der verachteten Menge erweist. Er ist nichts als der Herold des stillen Zeitsehns. Was vorerst nur ihm wahr erscheint, hat seine Beglaubigung zu holen dadurch, daß es immer mehr Menschen, zuletzt allen einleuchtet. Was sein Auge als schön empfindet,

das mag vielleicht nicht sofort bei anderen das gleiche Urteil hervor-
rufen, aber es muß endlich, ist es wahrhaft schön, mit siegender Kraft
alle in seinen Bann schlagen. Und wer das Wagnis unternimmt, sein
Werturteil über menschliches Handeln mit dem Namen des sittlich Guten
zu decken, der wird sich zwar unter Umständen von den Partisanen der
Zeitmoral steinigen lassen müssen, aber er darf nicht darauf verzichten,
sein vorzeitiges Urteil durch die Zukunftswelt legalisieren zu lassen.
Das Schicksal aller ethischen Reformer von Konfutsse bis Nietzsche!

Denn Schaffen, obwohl höchste Tätigkeit, ist doch auch ein Leiden. Nicht
nur in dem banalen Märtyrer Sinne, sondern auch im Sinne der religiösen
Inspiration. Der Schaffende wird getrieben von einer Macht in ihm,
die doch höher steht als sein Selbst. Nicht er, es schafft in ihm. Es
dichtet, malt, will und denkt. Freilich mit der individuellen Kraft, auf
ihre Kosten gewissermaßen. Darum die ewige Sage — die in allen
Religionen auftaucht — voll ebenso ewiger innerer Wahrheit von der
göttlichen Eingebung und Offenbarung an einzelne Begnadete. Darum
weiter die tief psychologisch begründete Ahnung der Völker von dem
beseligenden Leid oder der schmerzlich-süßen Opferfreudigkeit des Genius.
Schöpfer sein heißt von seinem Besten hergeben und in dieser Selbst-
entäußerung die höchste Selbstbefriedigung finden. Nur so kann Gott
die gotterfüllte Welt geschaffen haben aus der eigenen Wesenheit, und
nun über den Leidensweg hin zur höchsten Fülle der Selbstbeseligung
emporsteigen.

Darum ist auch die theologische Lehre von der Schöpfung aus dem
Nichts kurzichtig und töricht, ganz abgesehen davon, daß sie in der
altjemitischen Legende keine Stütze hat. Aus nichts vermag auch Gott
nichts zu schaffen, wohl aber aus sich, aus seinem Selbst. Niemals
Dagewesenes in die Existenz rufen, hieße ja einen Unterschied und Ge-
gensatz setzen zwischen Gewesensein, Sein und Werden, hieße die Zeit
verewigen und Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ansehen, als ob
sie etwas am Wesen der Dinge änderten. Gerade die Gottheit aber
soll doch in der lautereren Ewigkeit hoch erhaben sein über diese mensch-
lich-kreatürlichen Anschauungsformen! Schaffen kann nur heißen: auf
das Ewig-Seiende den Scheinwerfer der Zeit richten. Der Schöpfer ist
Herr über das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige.

Nun ist es leicht einzusehen, warum die endliche, zeitliche Kreatur
immer hinter diesem Schöpfertum in höchster Steigerung zurückbleiben

muß. Aber auch, warum sie, wo immer sie sich der Schöpferkraft annähert, über ihre Zeit hinausragen muß. Sündlosigkeit, Wunderkraft und übernatürliche Weisheit legt das tiefgründige Menschheitsempfinden überall den Stiftern neuer Religion, neuer Sittlichkeit bei.

Herr sein über die Zeitmoral heißt also nicht, sie mit Füßen treten, sondern sie so überwunden haben, daß man sie spielend übt. So sprach Jesus das schöne Wort, er sei nicht gekommen das alte Gesetz aufzulösen, sondern zu erfüllen, in demselben Augenblicke, wo er die höhere Sittlichkeit neben und über das mosaische Gesetz stellte. Wer das mit Recht von sich sagen darf, der sei uns als Schöpfer einer neuen Zukunftsmoral willkommen — aber nicht jene törichten Buben, die da meinen, uns eine neue Moral zu geben, wenn sie ihrer Genußsucht und Schwäche, ihren Augenblitzeinfällen und ihrem zufälligen Willkürgusto den Philosophenmantel der Übermenschenmoral umhängen!

Man darf hier auch nicht einmal sagen: Viele sind berufen, aber nur wenige auserwählt. Sondern es werden immer nur die allerwenigsten sein, die sich berufen fühlen dürfen, der kommenden Generation eine neue Weg- und Willensrichtung zu weisen.

Anders aber steht es mit der Forderung, daß du der Schöpfer seiest deiner eigenen Moral. Dieses Ansinnen stelle ich an jeden Reifen. Einer Zukunftswelt Gesetze zu geben, mag unsere Kraft nicht taugen, aber uns selbst werden wir sie immerhin geben müssen.

Selbsttätigkeit ist die Grundbedingung aller sittlichen Dervollkommnung. Deine Sittlichkeit soll Kraft sein, nicht Schwäche, Nachgeben und bloßer Gehorsam. Ein neues Land sollst du entdecken — vielleicht, wahrscheinlich ist es keine neue Welt — aber es ist das Gebiet deiner persönlichen, eigensten Sittlichkeit. Dort baue dich an. Dort liegt deine Lebensarbeit — und Lebensernte.

3. Der Selbstherrscher als Vollmensch

Sieh! alle Kraft drängt vorwärts in die Weite,
Zu leben und zu wirken hier und dort;
Dagegen engt und hemmt von jeder Seite
Der Strom der Welt und reißt uns mit sich fort.
In diesem innern Sturm und äußerem Streite
Vernimm, o Mensch, ein schwer verstanden Wort:
Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet.

Selbstüberwindung — ein „schwer verstandenes Wort“? Der alte Goethe scherzt wohl! Diese feierliche Einleitung, um zu — Selbstverständlichkeiten zu kommen?

„Berge liegen in Weh'n — die Frucht? Ein lächerlich Mäuschen!“ Der unsterbliche Schulmeister aller Zeiten und Völker hat sechs Jahrtausende lang eigentlich nichts getan, als in der Selbstbeherrschung die Panazee (das Allheilmittel) für dieses und jenes Leben anzupreisen; von allen Kanzeln wird die Selbstüberwindung gepredigt; aus zahllosem Munde ist ihr Lob zugerichtet und der unmündigen Jugend wird sie von Eltern und Lehrern unermüdlich vorgehalten. Dabei ist eigentlich die Sache ganz einfach (in Gedanken, versteht sich, zunächst): natürlich muß man sich selbst im Zügel haben, wenn man etwas leisten will. Das wußte schon der wilde Indianer der Urzeit. Wozu also diese feierlichen Mienen?

Nun, man darf es immerhin dem alten Herrn zutrauen, daß er nicht gerade im Prophetenton Binjenwahrheiten sagt. Also verstehen wir ihn nur erst einmal. Daß sich der Schuljunge mal eine Zuckerdüte versagen soll, das ist freilich nicht Inhalt oder Anlaß seiner Predigt.

Goethe richtet das Sonnenauge sofort ins Weite, aufs Ganze der bewegten Welt. Und dort erblickt er den urewigen Gegensatz zwischen Wollen und Können, Freiheit und Notwendigkeit; wenn man so will, von Lebendigem und Totem, Kraft und Stoff. „Alle Kraft drängt vorwärts in die Weite, zu leben und zu wirken hier und dort.“ Kraft will sich ausleben. Alle Kraft. Es gibt hier also zunächst keine heilige und unheilige Kraft. Auch der Naturtrieb, das tierische Begehren ist solche Kraft, die vorwärts und in die Weite drängt. Er läßt sich die Naturkraft nicht schelten als Rückwärtserin, die in die Enge triebe. Vorwärts will auch die menschenwerkzerkermalmende Elementarkraft, wie die neuschaffende Zeugungskraft; in die Weite drängt göttliche Liebeskraft wie satanische Bosheitslust. Welteroberger wollen beide sein. Sie wollen nicht, sie müssen. Hier und dort, überall will Kraft sich geltend machen, wie die Ausdehnungssucht eingesperrter Explosionsgase. Ob zum Guten, ob zum Bösen kommt hier gar nicht in Frage. Ein innerer Sturm und Drang treibt sie zur Äußerung. Sich ausleben ist alles.

Nun aber „engt und hemmt von jeder Seite der Strom der Welt und reißt uns mit sich fort“.

Kraft ist eben nicht allein. An ihr, um sie, vor, hinter, neben ihr ist Hemmung, widerpenstiger, träger Stoff, der jede freie Bewegung

ersticken möchte. Auch der schöpferische Gottesgeist schwebte nicht frei im Leeren, sondern brütete über den Wassern des Chaos. Die „Welt“ ist da und läßt sich nicht mit einer vornehmen Geste beiseite schieben; sie engt und hemmt. Denn schließlich ist auch sie ein Kraftzentrum. Hat sich dort die lebendige Stoßkraft gesammelt, so hier die tote, massige Trägheitskraft.

Aber wir sprechen auch mit Recht vom „Strom der Welt“. Gesammelte Fremdkraft überwindet unsere Einzelbewegung und reißt uns mit sich fort. Kein Dagegenstemmen hilft. Die zwingende Notwendigkeit ertränkt die persönliche Freiheit. Zum vorher geschilderten inneren Sturm und Drang kommt nun der äußere Streit hinzu! Was soll aus dem Menschlein werden?

Er ist Naturobjekt, Naturwesen. Alle Wesen bindet jene Gewalt. Ist denn keine Rettung? Nirgends Freiheit über der Notwendigkeit?

Gewiß. Dort rufen die Religiösen ihr: Her zu uns! Wir überwinden die Natur. Wir dürfen von der Freiheit eines Christenmenschen singen und sagen! Da klingt das Lied von der Erlösung aus aller Gebundenheit durch Gotteskraft. — Auf der anderen Seite dozieren die Philosophen von der Freiheit des menschlichen Willens, von der Überwindung des „bloß Natürlichen“ durch Geist, von dem apriorischen merkwürdigen Angebinde, das Mutter Natur gerade ausgerechnet dem Menschen (beileibe nicht dem Tiere!) in der Gewissensstimme gemacht habe.

Unser Goethe hört nicht nach rechts hin, nicht nach links. Aber ein Mysterium hat auch er zu verkünden, nur ein rein menschliches: Es gibt eine Überwindung. Der innere Sturm und äußere Streit braucht nicht ewig zu währen. Gewalt bindet alle Wesen, auch den Menschen, als innerer Drang der Naturbestimmtheit oder als äußerer Druck der Kausalität. Und doch ist eine Freiheit: die sittliche! Nicht dadurch überwindet man die Natur, daß die Menschenschwäche jammert: „Mit unsrer Macht ist nichts getan, wir sind gar bald verloren“, und aus dem Gefühl ihrer Unzulänglichkeit heraus sich der Gotteskraft in die Arme wirft — auch nicht durch die Spitzfindigkeit eines intelligiblen Charakters, der neben oder über dem empirischen konstruiert wird, am wenigsten durch ein kühnes Übermenschentum, das sich über die Grenzen aller individuellen Kraft theoretisch hinwegschwindelt und den Menschen nicht nur über das Tier, sondern auch über die ganze Naturnotwendigkeit hinausheben möchte — sondern einzig und allein durch die

Entwicklung seiner ethischen Kraft. Nicht Untermensch, Wurm vor dem göttlichen Angesicht, nicht Übermensch, stolzer Verächter der Natur und seinesgleichen, sondern Vollmensch kann der einzelne werden. Weder das Glauben, noch das Wissen vermag ihn dazu zu machen; wohl aber das Wollen. Selbstverständlich auch nicht im Sinne des Wunders (des religiösen Heiligungs- oder des metaphysischen Befreiungswunders), als ob der Mensch tatsächlich aus der Kette innerer und äußerer Vorbestimmtheit und Notwendigkeit ausbräche. Sondern: die sittliche Kraft, die das eigene Selbst überwindet (psychologisch gesprochen: den egoistischen Trieben eine erworbene Stärke altruistischer Motive entgegensetzt), ist auch stark genug, die scheinbare Notwendigkeitskette der nichtmenschlichen Natur zu brechen, jener Notwendigkeit, die wir alle kennen unter dem Namen des Gesetzes der rücksichtslosesten Selbstbehauptung, der Durchsetzung des Ichs im Kampfe ums Dasein, in der Auslese und dem Überleben des Passendsten. Das ist alles nur „äußerer Streit“. Der „innere Sturm“ drängte zum Sichausleben, zur Oberherrschaft des Besten in uns, des Willens zum Guten, freilich auch zur zügellosen Befriedigung aller Genußtriebe. Ein scheinbar hoffnungsloser Konflikt. Aber seine Lösung ist einfach, wie das Ei des Kolumbus. Das stärkste, intensivste Wollen des Ichs braucht nur eben auf die Überwindung dieses Ichs zugunsten des Du gerichtet werden und damit Erfolg haben, dann ist die höchste Selbstbefriedigung da und zugleich die Befreiung von dem Naturgesetz der Selbstbehauptung; dann ist der feinste Egoismus: Altruismus und die Aufopferung für das Ganze der höchste Selbstgenuß; das Individualziel verschmilzt mit dem sozialen Ziel, und nicht mehr einer blinden tierischen Notwendigkeit folgt der Individualwille, sondern dem tiefsten und wesenhaften Drang der eigenen Natur. Dies aber heißt eben Freiheit, Freiwerden und Freisein, denn es ist nur der Ausfluß der allergewaltigsten Kraft, jener Kraft, deren Ausübung beseligt.

Das eigene Wesen bewußt wollen, das allertiefste Wollen menschlicher Persönlichkeit bejahen, das ist die Krönung des Gebäudes der organischen Welt, wo Pflanze und Tier aus der bloßen Naturnotwendigkeit, ihren Trieben zu folgen, langsam aufstiegen zu mehr oder minder bewußter Erfüllung ihres Gattungstypus.

Und die Herrschaft über das eigene Ich ist von keiner anderen Art, als die Herrschaft des Menschen über die Natur, so weit wir davon

reden können. Durch die Natur besiegen wir die Natur, durch nichts anderes. Nicht nur daß unsere Gehirnorganisation Naturprodukt ist; auch unsere vertieftere Einsicht in das Werden, Entstehen und Wirken der Naturkräfte zaubert natürlich nichts neues hervor, sondern benützt sie nur, um sie an den Stellen wirkend hervorzurufen, wo sie unserem Interesse dienen. Unsere Kultur ist ja nichts als für den menschlichen Gebrauch appretierte Natur. Alle unsere Technik beruht auf genauer Erfahrungskennntnis der Elementarkräfte, ihrer Grenzen, Möglichkeiten und Wirksamkeit. Unsere gesamte Wissenschaft ist in erster Linie Analyse, erst in zweiter Hand Synthese. Und so ist auf dem Gebiete des Willens seine freiwillige Unterordnung unter ein selbstgegebenes Gesetz Erfüllung seiner Naturbestimmtheit; die Selbstüberwindung zugleich die größte Selbsterhöhung; die Niederlage des Ichs nach all seinen individuellen Wünschen und Neigungen der Sieg eben dieses Ichs nach seiner Wesensbestimmtheit; seine Knechtschaft seine Freiheit.

Das mögen nun freilich andere Gedankengänge sein, als die gewöhnlich an die Mahnung zur Selbstherrschaft geknüpft werden. Und doch stecken sie auch in jenen banalen Erziehungsmaximen, die man dem Kinde mitgibt. Wir müssen es erst durch langjährige Übung lernen und am eigenen Geist erfahren haben, daß Selbstbeherrschung nicht zur Versklavung und Unterdrückung des Ichs, sondern zu seiner Freiheit, zum Vollmenschentum führt, bis wir dem Kinde, in den Grenzen seines Verstehens, klar zu machen imstande sind, daß es seine eigenste Natur am gewaltigsten und kräftigsten auslebt, wenn es lernt, Herr über seine Begierden zu werden.

Unser ethischer und ästhetischer Beifall ist dem sicher, der „sich in seiner Gewalt hat“, sei es im Körperlichen, sei es im Seelischen; hier ist der Stempel des Vollmenschen. Der ästhetische Beifall wenigstens ist auch dem satanischen Bösewicht sicher; sofern er ein Meister seiner selbst ist; einen Richard III. bewundern wir nicht nur auf der Bühne, und die „Verbrechen, groß und kolossal“ tragen es oft über die nüchternen „zahlungsfähige Moral“ davon.

Die feste Geschlossenheit und Einheitlichkeit des Wesens imponiert, auch wenn die Grundtendenz des Charakters negativ zu unserem Endziel gerichtet ist. Für denjenigen, der mit der Kraft des Glaubens an der Unmöglichkeit eines inneren Widerspruchs zwischen den Idealen des Schönen und Guten (auch Wahren) festhält, liegt hier ein sehr ernsthaftes

Problem, über das man nicht eben durch das optimistische Goethewort hinwegkommt, das Böse sei „ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft“. Denn offenbar ist das Endresultat, die Schaffung des Guten, ein ungewolltes und darum unbewusstes; bewußt ist dagegen der Wille zum Bösen; und wo er sich mit einer gewissen Allmacht paart — wie in den Luzifer-, Satans- und Teufelsgestalten der Sage — da stellt sich eine unwillkürliche Bewunderung ein. Charakteristisch für das — trotz alledem — moralisch gesunde Menschheitsempfinden ist übrigens, daß fast durchweg in der dichterischen oder bildnerischen Darstellung diese ästhetische Hochschätzung der in sich geschlossenen Persönlichkeit vergessen und die Karikatur des dummen Teufels bevorzugt wird, ein Sieg der derben Moral über die Ästhetik, der beweist, daß eben doch das Wohlgefallen an der bloß formalen Einheitlichkeit einer Persönlichkeit seine Grenzen hat.

Einig aber sowohl in der sittlichen, wie in der künstlerischen Verurteilung sind wir alle, wo wir einem Menschen begegnen, der „sich gehen läßt“, d. h. nicht zielbewußt Schritt vor Schritt setzt, sondern ohne Zweck mit schlaffen Muskeln dahinschlendert, sich ‚treiben läßt‘ von dem Strom der Welt, davon der Dichter sprach, und von dem inneren Sturm der Triebe. Auf ihn ist kein Verlaß, weder im Guten noch im Schlechten. Solche Schwäche und Kraftlosigkeit ist die Ursünde, auf die von Mutter Natur glücklicherweise die Todesstrafe gesetzt ist. Wer sein Ich nicht meistern kann — nicht einmal körperlich, wie jedes Tier, vom Plasmodium mit seinen Scheinfüßen bis zum gelenkigen Panther — auch nicht Herr sein kann im eigenen Seelenhause, sondern Sklave aller eindringenden Sinnesreize und aufspringenden Begierden, ein schwankes Rohr, umgetrieben von jedem Hauch der Leidenschaft — ist das ein Mensch, der es wert wäre zu leben?

Die Natur richtet glücklicherweise, nicht wir. Wir wollen uns hier nicht im Wahne der Vortrefflichkeit berauschen, sondern nur das Bild des Selbstherrschers als Vollmenschen deutlich umreißen, es als Ideal aufrichten und den Entschluß wecken ihm nachzujagen. Wir wissen nun, daß er der Starke ist, auch wenn sich seine Stärke eben im Zurückdämmen aller Leidenschaft, alles Polterns, aller gewaltsamen Durchsetzung seiner Persönlichkeit ausdrückt, der Starke auch da, wo er Versuchungen klug aus dem Wege geht, denen der eingebilddete Held — wie wir es häufig sind — kühn entgegengeht, um — ihnen zu unter-

liegen; der Starke, wenn es ihm gelingt, mit Ruhe und Sanftmut sein Selbst zu behaupten, und dort „bei sich zu bleiben“, wo wir vor Empörung „außer uns geraten“.

Nichts ist für die Erziehung wichtiger, als der Hinweis an die Jugend, wo eigentlich die wahrhafte Stärke des Vollmenschen liegt. Knaben und Mädchen wissen durch die Übung des Turnens und des Sportes sehr bald den rüden Kraftmeier, der nichts als dreinschlagen kann, zu unterscheiden von dem, vielleicht unansehnlichen, aber harmonisch ausgebildeten Kerlchen, dem jedes Glied, jedes Gelenk spielend gehorcht. So lernen sie leicht auch auf seelischem Gebiet den Selbstherrscher kennen. Der Vollmensch ist der Mann — in diesem Falle vielmehr häufiger die Frau — der Schmerz ertragen kann, ohne sein seelisches Gleichgewicht sofort zu verlieren, der gelernt hat zu „leiden ohne zu klagen“; der weiter die Herrschaft behält — in diesem Falle ist es wieder häufiger der Mann — über rebellische Nerven, körperlich begründeten Mißmut und Schwermut, der Mensch, den die wirklichen und eingebildeten Bedürfnisse der Sinnlichkeit, Hunger, Durst, Müdigkeit u. a. m. in normalem Zustande zu keinerlei Handlung oder Unterlassung zwingen können, der begriffen hat, daß es nicht weniger kindisch ist, sich von guten Freunden zu ungewohntem und übermäßigem „Männertrunk“ verleiten zu lassen, denn als Kind den Lockungen des Zuckerbäckers nachzugeben; der es weiß, daß jeder Schwächling und Hohlkopf imstande ist, eine zufällige günstige Gelegenheit zur Ausschweifung zu benutzen, und der sich zu gut dafür ist, die Schwäche anderer auszubeuten.

Nicht Askese, nicht Abtötung aller sinnlichen Bedürfnisse verlangen wir — zu grausam sind die Spuren, die dieses künstliche Mönchs- und Nonnentum in der menschlichen Gesellschaft zurückgelassen hat. Also weg mit den Ordensgelübden, den Nasiräergeboten und allen solchen künstlichen, von Mißachtung gegen die heilige Natur diktierten Versprechungen! Aber vergessen wir auch nicht, daß Askese Übung heißt, und daß nur der ein Recht hat, über Mißbrauch der Entsagungsfähigkeit des Menschen durch die Kirche zu klagen, der solche Entsagung zu ethischer Übung und Vervollkommenung freiwillig gebraucht. In diesem Lichte mögen die Fastengebote der Kirchen recht betrachtet werden. Wohl hat sie Unverstand von Priestern und Laien oft genug zu Zerrbildern eines „gottwohlgefälligen Wandels“ entwertet — als ob die Gottheit sich freuen könnte am Nichtgebrauch der Gaben, die sie dem

Geschöpf verliehen — aber ihre sittliche Bedeutung sollte darunter nicht leiden. Wo ist aber häufig bei den überzeugtesten Gegnern solcher Zwangsastellungen einmal ein freiwilliger, auch nur kurzfristiger Verzicht auf irgendwelche Bequemlichkeit oder Angewöhnung? Einzig in den neuerdings überall aufblühenden Reformgemeinschaften für ein neues, naturentsprechendes Leben ohne künstliche Reizmittel und zur Pflege gesunder Körperkultur finden sich solche sittlich begründete Fasten- und Entwöhnungskuren, leider hier meist ein wenig getrübt durch den sektiererischen Fanatismus, der so überaus leicht Opferbringern und Propheten einer neuen Zukunft anhaftet. Auch bei unseren Vettern jenseits des Kanals, in der Schweiz, hie und da auch in Deutschland, haben mitunter große religiöse, ethische, politische oder sonst von idealen Zielen beseelte Vereinigungen schüchterne Versuche einer Neubelebung dieser Ethik der Selbstbeherrschung gemacht; man denke z. B. an die in der Heilsarmee übliche Festsetzung von bestimmten Enthaltens- und Fastentagen, deren Ersparnis dann den gemeinsamen Zwecken zugute kommen sollte u. a. m. Das sind zweifellos gesunde Keime einer neuen Gemeinschaftsethik, wenn auch von unserem Standpunkte aus der in der gemeinschaftlichen Festsetzung liegende indirekte Zwang noch nicht die volle Höhe sittlicher Selbstherrschaft bezeichnet. Auch die geradezu Bewunderung erregende opferfreudige Selbstbesteuerung der Sozialdemokratie gehört hierher, ohne daß wir verkennen, wieviel pseudoreligiöse Schwärmerei dabei mitunterläuft.

Wie sich hier nicht leicht ein Genosse dem Aufruf der Parteileitung entzieht, so dürfte im Hinblick auf freiwillige gelegentliche Entbehrung sich niemand damit entschuldigen wollen, das schwere Leben und der harte Kampf um die Existenz lege ihm schon genug unfreiwillige Entbehrungen auf. Das mag schon richtig sein; aber solche Nothentsagung zählt nicht mit für die Stählung des Charakters und die Entwicklung des Vollmenschen. „Lerne entsagen ohne zu leiden!“ ließe sich hier der bekannte Ausspruch variieren. Denn das, immerhin empfundene, Leid der Entsagung von gewohnten Genüssen sollte aufgewogen werden durch das frohe Herren- und Herrscherbewußtsein: Mein Bedürfnis ist grausam stark, ich aber bin stärker!

Wer freilich solchen Erwägungen gegenüber denkt oder einwendet: „Ich müßte doch ein kompletter Narr sein, die seltene Gelegenheit zu verpassen, meinem elenden Leben auf Pausen einmal in Selbstaufopferung und

Betäubung zu entfliehen“, dem kann ich nur die Frage zurückgeben: „Wer, wünschst du im Herzen, soll Herr deines Ichs sein? Du oder — die Verhältnisse?“ Und wenn dann der überzeugte Marxist hohnlacht: „Natürlich die Verhältnisse — ich kann ja nicht wider sie!“ — „Schön! Mein Mitleid und mein Verständnis für deine unselige Lage sind dir gewiß. Aber meine Achtung — verzeih’ — muß ich doch dem Selbstherrscher auch in solcher Lage noch aufbewahren.“

Ist nun schon der Selbstherrscher auf dem Gebiete sinnlich-körperlicher Versuchungen nicht eben häufig, so treffen wir ihn noch seltener und schwerer auf dem Boden seelischer Triebe.

Eine lange Geschichte hat hier die Selbstbeherrschung, eine Geschichte, die zurückführt bis in die ersten Anfänge menschlichen Zusammenlebens. Aber selbst die sechs Jahrtausende sozialer Gemeinschaft sind noch kaum kräftig genug gewesen, um an die Stelle der tierisch-rohen Selbstbehauptung die menschliche Selbstbeherrschung zu setzen.

An sich ist natürlich der Drang nach Selbsterhaltung, Selbstbehauptung völlig gerechtfertigt und muß auch heute noch im System der Moral durchaus seine Stelle als Pflichtgebot finden. Es geht ihm einfach wie den sinnlich-tierischen Trieben der Menschennatur, die ebenso wenig an sich irgendwelche Unheiligkeit oder Unsittlichkeit tragen. Unsittlich ist niemals der Trieb, sondern nur die falsche Stellung, die er etwa in der Wertskala des Menschen einnimmt, oder die Maßlosigkeit, mit der Charakterschwäche ihn zum Herren werden läßt. In der meisterhaften Beherrschung dieser Triebe (die mit Unterdrückung nichts zu tun hat, sondern ihre verständige Pflege bedeutet) spricht sich Sittlichkeit und Heiligkeit aus.

So war es z. B. das Natürlichste von der Welt, daß man Haß mit Haß, Liebe mit Liebe erwiderte. Und noch in der klassischen Zeit Griechenlands wird beifällig von einem Schüler des Sokrates als Ideal guter Erziehung die *Magime* ausgesprochen, der echte Mann strebe danach, alle zu übertreffen, seine Feinde im Haß, seine Freunde in Liebe. Keine Mahnung aber scheint auch unserer Zeit noch, geschweige denn der seinigen, unnatürlicher als die des Menschenfreundes von Nazareth, der direkt die Feindesliebe, das Aufgeben aller Rechte und ein bedingungsloses Nachgeben selbst fremder Unverschämtheit gegenüber predigte. Vielleicht dürfte man vorsichtig dazu sagen: Weniger an Forderung würde in diesem Falle mehr an Leistung gezeitigt haben — indes man soll dem, der ein neues Ideal aufstellt, nicht in den Arm

fallen. Zunächst genügt für den heutigen Menschen noch das einfache sittliche Postulat: bleibe auch in solchem Falle der unverschämten Beraubung, Beleidigung und tätlichen Angriffs Herr deiner selbst und deiner Leidenschaft.

Sich wehren heißt einem angeborenen Instinkt folgen. Ursprünglich reagiert jedes Lebewesen auf einen Angriff, der sich gegen seine Integrität richtet, mit der größtmöglichen Energie der Abwehr bis zur Vernichtung des Angreifers. Mag man dies immerhin unsere Raubtiernatur nennen — es ist nicht schimpflicher, vom Raubtier abstammen als vom Fliehtier; die tatsächliche Abstammung des Menschen liegt bekanntlich ziemlich in der Mitte beider Extreme. Eine hohe Gesittung spricht sich darum schon aus in der weisen Beschränkung der Hammurabischen und Sinaitischen Gesetzgebung, die mit dem Grundsatz: ‚Aug‘ um ‚Aug‘, Blut um Blut, Zahn um Zahn‘ eine innere Entsprechung von Abwehr und Angriff verlangte. Der nächste große sittliche Fortschritt war die Ausdehnung der persönlichen Pflicht der Selbstbehauptung in der Wiedervergeltung auf alle Blutsfreunde — die Blutrache des Stammes. Sie bereitete durch Teilung und Schwächung der Verantwortlichkeit den späteren Verzicht auf die persönliche Rache zugunsten der von der sozialen Gemeinschaft verhängten Sühne und Strafe vor. Denn in weiterem Verband mußte die gesellschaftsfeindliche Wirkung der Blutrache zur Geltung kommen. Wo immer aber zwischen den unmittelbar Verletzten und seinen Angreifer ein Zwischenglied trat — etwa in der Gestalt des Stammeshäuptlings, der das Sühnegeld und Friedensgeld der blutigen Rache unterschob, da trat für den einzelnen die Notwendigkeit der Selbstbeherrschung ein. Es galt — und gilt heute noch — die ungezügelte und maßlose Wiedervergeltungssucht dämpfen; nicht nur die Faust bändigen und die rasche Tat aufhalten, sondern auch die Gesinnung revidieren. Eines wirkt aufs andere. Wer den aufsteigenden Zorn, den lodernden Haß, die fressende Rachsucht in ihrer Äußerung nach außen hin unterdrückt, der dämpft ihre Kraft auch im eigenen Busen. Noch ersticht er sie nicht. Da, wo die Gemeinschaft die Strafe an dem Übeltäter übernahm, bildete sich ein leidenschaftliches (und als solches übertriebenes) Rechtsgefühl. Man konnte sich nicht genug tun in Erfindung von Folterqualen für die Friedensstörer. Die Geschichte der Strafjustiz beweist das. Erst in unserer Zeit bahnt sich langsam ein Wandel an, eine grundsätzliche Änderung, während

die Milderung der Leib- und Lebensstrafen vom Mittelalter bis heute die spezifische Änderung in der Betrachtung und Behandlung des Verbrechens nur vorbereitete. Im großen und ganzen hat heute die Leidenschaft des Verletzten in der Strafabmessung nichts mehr zu suchen. Nur wie ein Rückfall in blutige Vorzeiten flammt mitunter — aus Anlaß irgendeines besonders gemeinen und die Leidenschaft der Massen erregenden Verbrechens — die Volkswut auf und fordert „exemplarische“ Strafe. Aber die neue Strafrechtstheorie läßt immer mehr den Gedanken der Vergeltung, wie den der Sühne und der Abschreckung fallen. Man sucht zu verstehen, um verzeihen zu können, vor allem, um bessern zu können.

Die steigende Gewöhnung an rein objektives Denken begünstigt die Fähigkeit, sich in die Seele des Schuldigen zu versetzen. Und wer das tut, der findet dort das eigene Ich, mit allen Schwächen, aber auch mit allen Anlagen zum Starken und Guten.

Eine noch spätere Zeit wird Leidenschaft und Trunkenheit u. ä. nicht mehr als Strafmilderungsgründe ansehen, sondern in ihnen gerade das zu Behandelnde erblicken, freilich nur im Sinne der bessernden Strafe, die diktiert ist von dem herzlichen Wunsche, dem armen Schuldigen zu helfen, wieder annähernd ein Mensch, möglichst ein Vollmensch zu werden. (Die inzwischen noch notwendige Sicherung der Menschheit vor dem Verbrechen steht auf einem anderen Blatte; sie wird sich aber ohne Zweifel mit der Grundrichtung der neueren Betrachtung, die im Verbrecher den Kranken erblickt und die Schuld an der Erkrankung richtig zwischen Gesellschaft und Individuum verteilt, verbinden lassen.)

Wer Selbstherrscher ist auf seelischem Gebiete, der will auch, daß die anderen, daß ein jeder Selbstherrscher werde.

Man sieht nun wohl, wie hier der Weg sittlicher Kultur, langsam aber sicher, hinüberführt vom tierischen Vergeltungsdrange bis zu dem Ideal der Feindesliebe. Ob nun gerade der liebende Wunsch, dem Verbrecher zu helfen, zu jenen von Jesu empfohlenen Maßnahmen des völligen Nichtwiderstandes und der beschämenden Großmut führen muß, wie sie in orientalischer Bildersprache anschaulich die Bergpredigt schildert, das mögen wir ruhig der Entwicklung überlassen.

Und nun noch eins. Bisher schien es, als ob der Vollmensch Selbstherrscher sein sollte nur über alle die feindlichen, bösen, zerstörenden Leidenschaften, die ihn zum Sklaven seiner Tierheit machen könnten. Da

ist die Erinnerung doch nicht ganz unangebracht, daß alle starken Willens- und Gefühlsregungen, gleichviel wie sie gewendet sind, die Gefahr mit sich bringen, daß der Mensch von ihnen beherrscht werde, anstatt daß er ihr Herr sei. Auch der Sanatiker des Edlen und Guten bleibt Sanatiker. Harmonische Ausgeglichenheit ist damit unvereinbar, und die Einsicht in die Relativität aller unserer Werturteile, auch der Sittlichkeit, müßte uns davor bewahren, uns gleichsam mit Haut und Haaren irgendeiner Tendenz, und sei sie die idealste, zu verschreiben. Der Kantische Grundsatz, kein Mensch dürfe nur als Mittel zum Zweck angesehen werden, gilt m. E. auch von dem Grenzfall, wo wir geneigt sind, freiwillig uns selbst völlig einem noch so großartigen Zwecke zu opfern. Der einseitig gewendete Mensch wird immer Karikatur. Es ist, als ob die Natur sich für solche Ausschließlichkeit rächen wollte. Beispiele warnen. Der Wahrheits- oder Gottsucher, der blind am frisch quellenden Leben vorbeihastet, und sein Auge so lange auf die Nebel der Metaphysik heftet, bis er den Boden unter den Füßen verlor, ist keine ganz unbekannte Erscheinung. Der verstiegene Schönheitsanbeter, sei er nun produzierender Künstler oder bloß Genießender, fehlt ebenso wenig wie der verbohnte Ethiker, der nach Ibsens drastischem Bilde immer mit der sittlichen Forderung in der Rocktasche umherläuft — von kleineren Karikaturen, wie sie die Reformfreudigkeit unserer Zeit schafft, ganz zu schweigen. Auch im praktischen Leben scheint es mir ein mindestens zweifelhaftes Lob zu sein, wenn von diesem oder jenem gesagt wird, er gehe ganz in seinem Beruf, in seiner Familie, in der Sorge um das Vaterland, in seiner Wissenschaft u. ä. auf. Der Mensch soll nicht aufgehen, wie ein Rechenexempel. Es soll ein Rest bleiben. Eben jener Rest, den wir Ich nennen, Persönlichkeit, Individualität, Eigenheit und Selbst. Dies ist — wie oben schon angedeutet — die Sparbüchse, wo die Natur ihren Notgroschen und ihr Betriebskapital verwahrt; die Unterlage für jeden Fortschritt und jedes Besser. Das hat Nietzsche geahnt — ohne freilich aus dem erdrückenden Gedanken der Wiederkehr des gleichen herauszufinden: der Vollmensch (nicht Übermensch) Herr des Schlechten in ihm, aber auch des Guten. Jenseits von Gut und Böse!

„Wahrlich, ich sage euch, Gutes und Böses, das unvergänglich wäre, das gibt es nicht! Aus sich selber muß sich das Leben selbst immer wieder überwinden . . .“

„Wer ein Schöpfer sein muß im Guten und Bösen, wahrlich, der muß ein Vernichter erst sein, und Werte zerbrechen . . .“

„Und mag doch alles zerbrechen, was an unseren Wahrheiten zerbrechen — kann! Manches Haus gibt es noch zu bauen!“

4. Sich selber treu

Treue ist Hundetugend. Ich habe gar nichts gegen Hunde; sie sind unersetzliche Wesen, weil sie allein von allen Tieren, auch Haustieren, in uns das Bewußtsein wecken, für irgendwen Götter zu sein. Nur zum menschlichen Vorbild möchte ich sie nicht gerade verwenden — die Treue, die für das bißchen Futter und hie und da eine sparsame Liebkosung auch recht ruppigen Herren gegenüber in den Tod geht, ist rührend, gewiß — nur daß „rührend“ nicht eben „sittlich“ ist. Ganz ist trotz der großen Hundefreundschaft der Deutschen dies Bewußtsein doch nicht erstorben, denn hündische Treue und Demut sind keine schmückenden Eigenschaften.

Aber gerade in unserem Volke gilt bekanntlich Treue an sich so viel, daß die Germanomanen daraus sogar eine deutsche Monopoltugend gemacht haben. Sie meinen dann darunter glücklicherweise nicht immer, wenn auch manchmal, das Lafaiement, Vassallentum und die Unterwürfigkeit; sondern Wort und Sache bekommen sofort höheren Wert und wahrhaft sittlichen Charakter durch die Einführung der Gegenseitigkeit in das Treueverhältnis. Der Mannentreue entspricht die Herrentreue — wie aus unserem Nationalepos bereits Sekundanern eingepreßt wird — und das alte Wort „triuwe“ leitet uns ebenfalls sofort zu dem Wortstamm des Trauens, Vertrauens, das in seiner höchsten Reinheit nur bestehen kann als ein gegenseitiges Verhältnis, da wo zweie eins geworden sind in herzlichem gegenseitigen Geben und Nehmen von Liebe.

Was bedeutet dann aber die Forderung, sich selber treu zu sein? Kann es denn ein gegenseitiges Verhältnis von Liebe und Vertrauen, Dienstbarkeit und Herrentreue auch im einen, ungeteilten Ich geben?

Nun, wir sind längst vertraut mit der sittlichen Grundtatsache, auf der sich alle Selbsterlösung aufbaut und ohne die sie eine trügerische Illusion wäre: mit jener Zweiteilung unseres Ichs, der deutlichen Sonderung, mit der wir das Beste in uns, die Ewigkeitsgedanken, -gefühle

und -sehnſucht trennen von unſerem Alltagsich mit ſeinen zeitlichen Träumen, Sorgen und Wünſchen. Beide ſind, untrennbar, außer in Gedanken, aufeinander angewieſen; zwiſchen ihnen muß ein Verhältniß beſtehen, feindlich oder freundlich, und da ſie beide über ein und daſſelbe Weſen in ſeinem Verhältniß zur Außen- und Umwelt Werturtheile fällen, ſo iſt auch das bloße Nebeneinander, die Koordination oder Gleichordnung, ausgeſchloſſen. Eines muß ſich dem anderen unterordnen — aber in einem ſittlichen Verhältniß der Gegenseitigkeit. Willſt du alſo dienen, ſo ſuche dir einen Herrn aus, der Treue um Treue vergilt: dein Selbſt; willſt du ſchon herrſchen, ſo ſuche dir einen Diener, der für dich treu bis zum Tode iſt, wiederum: dein Selbſt. Arbeiten die beiden zuſammen, ſo daß dein Ewigkeitsich wohl die Leitung, aber auch die Kraftertheilung übernimmt und dein Zeitlichkeitsich höchſte Befriedigung empfindet durch Theilnahme an der Ewigkeitsarbeit, dann wirſt du wahrhaft frei von der ganzen Umwelt, ihren Lockungen ſo gut wie ihren Drohungen, frei vom Schickſal mit ſeinen Zuſallsgaben, von dem, was die anderen Glück oder Unglück nennen, frei von Furcht und frei von Hoffnung, frei von Himmel und Hölle, und in deiner eigenen Bruſt trägſt du das Weltgericht, das der Unfreie wie eine dräuende Gewitterwolke am Himmel der Zeitlichkeit ſchweben ſieht.

„Wer feſt auf dem Sinn beharrt, der bildet die Welt ſich,“ mahnt Goethe. Seine Welt ſchafft und bildet, wer ſein Wollen nicht verzettelt an Fremdgebote, Meinung und Laune anderer, an den zwangsgierigen Druck des Schickſals, nicht an die Augenblicksbegierden, ſondern wer die Treue hält gegen ſein herrſchendes Selbſt. Das iſt die echte Selbſtbehauptung. „Si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae“ — frei überſetzt:

„Und laß die Welt in Trümmer gahn,
Ich will bi minem Herrne ſahn.“

Die falſche Selbſtbehauptung nimmt den Diener für den Herrn, den von allen Lüſtchen und Lüſtchen der Umwelt hin und her gewehten Augenblickswillen, der wetterfahnenähnlich bald rechts bald links zeigt, für den Grundwillen aller Menſchheit, der unverrückt nach dem Pol des Guten zeigt. Und dann entſtehen in den drei Linien unſerer ſeelischen Betätigung, im Erkennen, Wollen und Empfinden die drei Zerrbilder: Rechthaberei, Egoismus und Selbſtüberhebung.

Wir kennen diese Typen wohl und ärgern uns weiblich über sie, wenn sie uns in Gestalt eines anderen gegenüber treten. Nichts widerlicher, als ein Mensch, der keinerlei Gründen mehr zugänglich ist, an dem unsere prachtvolle Beredsamkeit und Überzeugungskraft abläuft, wie das Wasser von der Gans, der da nicht gerade behauptet, aber doch in seinem ganzen Gehaben durchblicken läßt, wie er allein die volle Wahrheit über eine Frage entdeckt und in sicherem Verwahr habe, der womöglich noch stolz darauf ist, nicht mehr umlernen zu brauchen, der unfehlbare Rechthaber. — Sein Kamerad auf der Willensseite (natürlich gehen diese drei Typen ineinander über) ist der Egoist und selbstherrliche Tyrann, der seinen Willen durchsetzen zu müssen glaubt, ob auch alles Schöne und Gute dabei in Trümmer geht, der mit seinem

„sic volo, sic jubeo; stat pro ratione voluntas“

(So bin ich einmal nungewillt!

Was Gründe?! Nur mein Wille gilt!)

die Welt meistern zu können glaubt und gar nicht merkt, welche klägliche Rolle er als eigensinniger Gernegroß spielt. Und als dritter gesellt sich dazu der eitle Tropf, der sein Empfinden und Fühlen als Norm allen Mitmenschen aufoktroyiert, der den eigenen Geschmack oder Ungeschmack zum ästhetischen Prinzip erhebt und von der olympischen Höhe des Sachverständigen herab dekretiert, was als schön oder häßlich zu gelten habe, eine Selbstüberhebung, die wie ihre beiden Seitenstücke hart an der Grenze des Irrsinns steht. Gemeinsam ist ihnen auch, daß sie (und wir, denn wir gehören alle mit dazu!) jedem Angriff auf ihre exponierte Stellung damit begegnen, daß sie sich in die Festung ihres Ichs zurückziehen und ihren Wahnsinn als Treue gegen sich selbst ausgeben.

Das echte Selbst dagegen ragt weit über alle Eitelkeit und Großmannsjucht des einzelnen hinaus, einfach, weil es gar nicht etwas diesem oder jenem eigentümliches ist, sondern den Gattungswillen der Menschheit verkörpert. Wir finden es alle in uns als den identischen Wesenskern unseres Seins, der in den anderen genau derselbe ist, wie in uns. Es hat nichts zu tun mit dem Zufälligen von Raum, Zeit und Umwelt, mit der besonderen und einzigartigen Ausgestaltung des Gattungstypus Mensch, den ich im engeren Sinne mein Ich nenne, und das ich als Friedrich Wilhelm Schulze, geb. in Hannover dann und

dann, seines Zeichens Schuster oder Geheimrat, von allen übrigen Wesen scharf absondere, sondern es macht, daß sich besagter Friedrich Wilhelm Schulze einen Menschen nennen darf, d. h. eine einzigartig gewordene Verbindung körperlicher und geistiger Kräfte, meinetwegen Atome. Es wirkt bereits in Eizelle und Samenfädchen richtunggebend für die Entwicklung und seine Wurzeln verlieren sich in der rückwärtigen Unendlichkeit alles Gewordenseins, wie seine jüngsten Sprossen hineinweisen in die unendliche Zukunft des Werdens. Aus diesem Grunde und in diesem keineswegs mystischen Sinne nannte ich es das Ewigkeitsich.

Dabei ist es keineswegs unveränderlich, in absolutem Sinn wenigstens. Den wechselnden Blasen: Individuen gegenüber ist es freilich der gleichbleibende und fließende Strom, der durch Jahrtausende seine Fluten wälzt, gleichgültig dagegen, wie sich der Schaum seiner Oberfläche kräuselt — aber nach Jahrtausenden mag er einmal seine Richtung ändern, in Erdspalten verschwinden, im Meer vergehen oder selbst — versiegen.

Solche Entwicklungsströme, die aus der Vorzeit und Urzeit durch unser Gesichtsfeld strömen, nennen wir Arten oder Gattungen, Pflanzen- und Tierarten, die bis zu einem gewissen Grade „fest geworden“ sind und diese Festigkeit eben dadurch bekunden, daß der Art- oder Gattungscharakter jedem Individuum aufgeprägt ist, der Summe seiner individuellen Verschiedenheiten zum Trotz. Aber auch sie sind ja aus gemeinsamer Quelle einmal geflossen und müssen in heute unmeßbaren Zeitintervallen von der Gleichheit zur Unähnlichkeit übergegangen sein. Überall ein konstanter und ein variabler Faktor, etwas, das durch lange Epochen hin nicht merklich sich ändert und etwas, das dem krausen Rankenwerk gleich, in bunter Mannigfaltigkeit den Stamm umgibt. So mag in der Gattung irgendwelcher Halbaffen schon der Trieb geschlummert haben, sich zu schmücken, die Neugier, alles (im wörtlichsten Sinne) zu begreifen und zu betasten und die Anfänge eines Herdentriebes, der die einzelnen einem gemeinsamen Lebensgesetz unterstellte — und diese selben Triebe sind noch heute lebendig in unserem Menschheitstypus, unserem vor- und überzeitlichen Selbst, als Phantasie, Erkenntnisdrang und soziales Gewissen, oder als Drang zum Schönen, Wahren und Guten. Kein Wunder, daß sich dieses uralte Wollen die Herrschaft sichert über alle die flüchtigen Wünsche und Begierden des winzigen Einzelnen, des Eintagsgeschöpfes, in dem doch die ganze Stammeserbschaft schlummert.

Das heißt, letzten Endes das Sittliche und Geistige auch natürlich verstehen. Wir folgen unserer Stammesnatur, wo wir dem besten Selbst in uns treu sind, treu bis zum Opfer des eigenen zeitlichen Ichs.

Gerade diese Opferbereitschaft gibt uns die Möglichkeit, die vorhin genannten Zerrbilder von den echten Idealbildern ohne Irrtum zu unterscheiden. Dem idealen Selbst ist treu nur, wer das reale Selbst ihm jederzeit zu opfern gewillt ist. Religion, tiefgründige Ahnung predigt seit Jahrhunderten das gleiche: daß es gelte die Seele zu verlieren, um sie zu finden, der Selbstheit abzusterben, um zur Gottheit einzugehen, oder mit den Worten der „Theologia deutsch“: „In welcher creatur das vollkommene bekannt soll werden, da muß creatürlichkeit, geschaffenheit, ichheit, selbstheit und der gelichen alles verloren und zu nichte werden . . . Alle die wile man von diesem etwas heldet und daran hanget mit liebe, freude, lust oder begierde, so bleibt uns das vollkommene unbekannt.“

Und nun verstehen wir, was es heißt, sich wirklich selber treu zu sein im Wissen, Wollen, Fühlen, auf den Gebieten der Wissenschaft, Ethik und Ästhetik.

Jener Rechthaberei gegenüber steht die Treue gegen die eigene Überzeugung. Sie bedeutet: für die Wahrheit, die man erkannt zu haben glaubt, eintreten ohne alle Rücksicht auf das eigene Wohl. Dies ist die Hauptsache, die unerlässliche Bedingung. Ob der Überzeugungstreue sonst Rücksichten zu nehmen hat, auf andere, auf die Zeitumstände, auf Pietätsverhältnisse u. dgl. (man denke an Kopernikus, der sein Lebenswerk bis zum Sterbebette verheimlichte und an Giordano Bruno, der seine Überzeugungstreue auf dem Scheiterhaufen besiegelte), das ist eine Frage, die nicht allgemein und grundsätzlich, sondern immer nur im einzelnen Falle beantwortet werden kann.

Von der Rechthaberei, mit der sie das rücksichtslose Eintreten für die selbstgefundene Wahrheit gemeinsam hat, scheidet sich die Überzeugungstreue einerseits durch die völlige Ausschaltung der die Wahrheit vertretenden Person von der Sache selbst, und andererseits durch die hier besonders gut ausgebildete Bereitwilligkeit, sich jederzeit durch triftige Gründe eines Besseren belehren zu lassen. Vielleicht reißt hier sogar die tiefe Einsicht, daß, wie alle unsere wissenschaftlichen Wahrheiten im Grunde nur Wahrscheinlichkeiten sind, so auch dem reinen Wahrheitsgolde stets eine kleine Bleilegierung der Subjektivität des Forschers

beigemengt sein muß, und daß erst das vielstimmige und nicht immer gleich harmonisch klingende Konzert aller subjektiven Wahrheiten vielleicht erst eine objektive Wahrheitsnote ergibt.

Wo wir von objektiver Wahrheit sprechen, meinen wir: die Übereinstimmung von Denken und Sein. Erst die Übereinstimmung des Denkens aller normalen Menschen, ihre Zustimmung zu unserer persönlich gefundenen Wahrscheinlichkeit, gibt uns den Mut, auch den ungeheuren Sprung des Schlusses von dem: „So muß es sein“ zum „So ist's“ zu machen, unter der notgedrungenen Annahme, daß die Gesetze der Vernunft auch die Naturgesetze seien.

Zur Treue der Wahrheit gegenüber aber gehört einmal, daß jede scheinbar entdeckte Wahrheit widerruflich bleibt und sofort ohne Empfindlichkeit, ohne Zorn, Reue oder Vorliebe und Vernarrtheit aufgegeben wird, sobald eine besser begründete Wahrheit in Sicht kommt, und zum anderenmal, daß der Forscher nicht etwa seinem Ich, sondern eben der objektiven Wahrheit diene. Es handelt sich eben um die Treue gegen — nicht diese oder jene — sondern die Wahrheit.

Selbsterlösung und Freiheit sind ohne sie nicht denkbar. Wer indes nun aufatmet und bei sich denkt: „Gott lob, daß ich berufsmäßig nicht gezwungen bin, Wahrheitsforscher zu sein — so komme ich nicht in das Dilemma eines Giordano Bruno“ — der vergißt leider, daß hier von Überzeugungstreue die Rede ist, wovon die des Forschers nur einen Sonderfall bildet. Überzeugungen aber zu haben ist allgemeine Menscheneigenheit. Es gibt also kein Entrinnen. Wir müssen auch hier wieder hart sein und den Menschen das Höchste zumuten, wenn sie weiter kommen wollen. Wie oft nun im täglichen Leben gegen die Überzeugungstreue gefehlt wird, das kann den Menschenfreund mit Entsetzen erfüllen. Das Amt, die Vorgesetzten, die öffentliche Meinung, die nackte Nahrungsjorge, die Furcht vor Unannehmlichkeiten aller Art, von den größten bis zu den geringsten und fast nur eingebildeten — von Not und Tod gar nicht zu reden — sind die allergewöhnlichsten Hindernisse, über die Groß und Klein stolpert, wenn sie freimütig ihrer Überzeugung Ausdruck geben sollen. Und die Geschicklichkeit im Selbstbetrügen geht so weit, daß zumeist alle diese Ängstlichkeiten von der Eigenliebe in schöner aussehende Masken gehüllt werden. Man möchte nicht „rückwärtslos“ sein, nicht Anstoß erregen (besonders bei den Regierenden!), man hat die Pflicht, die Familie nicht durch unangebrachte

Offenheit in Not zu bringen; allerhand Liebespflichten gehen scheinbar vor; was erreiche man denn schließlich durch einseitige Aufrichtigkeit? Mit den Wölfen müsse man heulen, das sei praktische Lebensklugheit. Ja, man geht so weit, die Kameradschaft in unwahren und innerlich längst verworfenen Verhältnissen, die Mitgliedschaft bei einer Kirchengemeinde z. B., deren Überzeugungen man nicht mehr teilt, mit dem Sophisma zu empfehlen, man könne innerhalb einer Gemeinschaft Andersdenkender viel besser für die endliche Durchsetzung der Wahrheit arbeiten, als außerhalb! Als ob nicht jedes opfermutige Eintreten für die eigene Überzeugung tausendmal einleuchtender wäre, als die allerinnigsten und schönsten Gründe, denen der Gegner einfach alle Wirksamkeit abschneiden kann mit der simplen Frage: warum lebst du eigentlich nicht selbst deines Glaubens?!

Nein, gestehen wir es uns nur offen: Herrscherin unserer Kulturwelt ist die Lüge, von der groben Heuchelei und Täuschung anderer bis zur raffiniertesten Selbsttäuschungskunst. Und zwar ganz wesentlich auf dem Gebiete religiöser Überzeugung, während in der Politik die Aufrichtigkeit ein klein wenig besser wegstommt. Man bekennt sich leichter als politisch-neutral, als daß man sich nachsagen ließe, man „sei ein Ungläubiger“. Das Mittel aber, die Lüge einer scheinbaren Gläubigkeit nach außen aufrecht zu erhalten, ist die Zugehörigkeit zur Kirche. Mit dem Tausschein und Kirchensteuerzettel ist man geborgen gegen Anzweiflungen des religiösen und vielfach (bei der unglückseligen Verquickung beider) auch des sittlichen Charakters. Daß mindestens drei Viertel aller Gläubigen den Glauben der Kirche nicht mehr teilen, daß sie aber ihre eigenen religiösen Überzeugungen, wenn sie sich schon neben dem Renommierbekenntnis ihrer Kirche diesen Luxus gestatten, hübsch fein unter Verschuß halten — das ist eine von Laien und Geistlichen unter vier Augen ruhig zugestandene Tatsache, ohne daß ihnen dabei die Schamröte ins Gesicht stiege.

Ich habe oft — auch wohl in diesem Buche schon — meinen Widerwillen ausgesprochen gegen eine Agitation zum Massenaustritt aus der Landeskirche, einfach weil mir religiöse Überzeugungen (und auch der Kirchenaustritt verlangt eine solche) nicht ein würdiger und geeigneter Gegenstand für Massenbewegungen erscheinen, weil ich es für sittlich nicht gerechtfertigt halte, Leuten, sofern sie nun einmal allein nicht gehen können, ihre Krücken zu zerbrechen, ehe man sie auf eigenen Füßen

stehen lehrte, und weil vielfach die für die Agitation benutzten Motive, politische Rücksichten, Ärger über klerikale Herrschsucht, Mißgriffe des Kirchenregiments, ja sogar die Höhe der Kirchensteuer (!) u. a. doch allzu Kleinlicher und niedriger Natur sind, um den bewußten Bruch mit dem Idealismus der Vorfäter zu rechtfertigen. Um so entschiedener darf ich die Ausschaltung der bewußten, halbbewußten und selbst unbewußten Lüge dort fordern, wo die eigene Überzeugung ihren Bruch mit der kirchlichen Bekenntnisforderung schon vollzogen hat oder doch vollziehen würde, wenn man sich einmal der Mühe des Nachdenkens über diese Dinge unterzöge. Sich selber in seinem Besten treu sein heißt hier: los von der Kirche!

Und auch hier noch bin ich gern bereit, berechnigte Rücksichten anzuerkennen. Man kann seiner Überzeugung treu sein, auch ohne als Wahrheitsfanatiker alle Welt zu brüskieren. So verstehe und billige ich es z. B., wenn jemand den seiner Überzeugung längst entsprechenden Austritt aus der Kirche etwa aufschiebt, um seine Eltern nicht auf tiefste in ihrem religiösen Gefühl zu verwunden; handelte es sich aber etwa um die Braut und ihre Angehörigen, so dürfte die Sache schon wesentlich anders liegen. Denn vor allem muß auch alle Pietätsrücksicht rein gehalten werden von jeder egoistischen Beimischung. Sobald sich an irgendeiner Stelle die Rücksicht auf das eigene Selbst, Scheu vor zu erwartenden Unannehmlichkeiten, Vorwürfen u. dgl. einmengt, dann wird mir die zarte Rücksicht auf die Empfindlichkeit anderer verdächtig.

Über die ganz groben Verstöße gegen die Überzeugungstreue sei mit wenigen Worten hinweggegangen. Der Professor, der im Hinblick nach oben „das Beste, das er weiß, seinen Buben doch nicht sagen“ will, der Geistliche, der trotz innerer Zweifel sein Amt weiter bekleidet, weil er „der Kirche nicht schaden möchte“ (und wohl auch nicht weiß, wo er unterschlupfen könnte), der Arzt und Richter, die sich von Menschenfurcht in ihren Maßnahmen bewegen lassen, der Kaufmann, der falsche Gerüchte unwidersprochen läßt, um die Börse (auch seine eigene) nicht zu beunruhigen, der Fabrikant, dem die Konkurrenz seine Geschäftsgrundsätze fälscht, der Handwerker, der um der feineren Kundschaft willen diese oder jene kirchliche oder politische Überzeugung heuchelt, ja der Arbeiter, der sich dem Terrorismus der Genossen oder der Hungerpeitsche des Fabrikanten fügt — sie sind alle mit einem guten

deutschen Wort: Gesinnungslumpen, genau wie der Fürst, der seine absolutistischen Maßnahmen hinter einem Scheinkonstitutionalismus versteckt. Ja, diese Feigheit hat weit auch in das Familienleben hineingefressen, wo der Sohn gegen den Vater, der Mann gegen die Frau, und umgekehrt, ihre wahren Überzeugungen verheimlichen und verstellen, selbst fälschen, oft genug nur unter dem Vorwand der Schonung — denn, wer selbst überzeugungstreu ist, pflegt an anderen Überzeugungen nicht Anstoß zu nehmen. Nur der Schwache verlangt Schonung. Darum hier die ernsteste Mahnung: Seid endlich euch selber treu auf diesem edelsten Boden menschlichen Geisteslebens: in eurer Überzeugung!

Mindestens ebenso wichtig als der Urtrieb zur Wahrheit, zum Begreifen der Welt, ist in unserem Selbst, das wir als den Gattungscharakter antrafen, der Urwille zum Guten, vorbereitet im Urmenschen als Trieb zum Gemeinschafts-, zum Herdenleben. Denn „das Gute“ kann nicht wohl anders definiert werden, als das „allen Erwünschte“, wie das Wahre als das „allen Einleuchtende“. Mit der ungeheuren psychologischen Tat der Konstatierung eines Gemeinschaftswillens ist der Grundstein gelegt zum Aufbau der Sittlichkeit. Diese selbst kann nichts anderes sein, als die freiwillige und bewußte Unterordnung des individuellen Ichwillens unter das vorgestellte oder vorhandene Gemeinschaftsgeß.

Ich kann an dieser Stelle natürlich nicht auf eine tiefere Begründung dieser Begriffsbestimmungen eingehen; genug, daß für mich der soziale Ursprung des Sittlichen über allen Zweifel erhaben und die Grundvoraussetzung des folgenden ist.

Wenn wir uns nun nämlich fragen, worin denn die Treue gegen das Selbst auf dem Willensgebiete, in der Welt der Sittlichkeit, besteht, so ergibt sich ohne weiteres: wir verstehen darunter die Treue gegen den Willen, das Ich der Gemeinschaft, den anderen, unterzuordnen, wie dieser offenbar, seitdem das Menschentier in Gesellschaft zu leben anfing (und es scheint, daß diese Vergesellschaftung tief in die menschliche Vorfahrenreihe aus der Tierwelt hineinreicht) ein unverlierbares Stück des menschlichen Gattungscharakters geworden ist. Wir nennen diesen Trieb in neuerer Zeit Altruismus, und finden hier das Gegenpiel zu jenem früher behandelten Zerrbild, dem Egoismus.

Sich selber treu sein heißt also nun, den Opfermut besitzen, das eigene individuelle Ich dem Gemeinschaftswillen, nennen wir ihn ruhig

das Ideal des Guten, darzubringen, für andere, nicht für sich, zu leben, anders ausgedrückt, das erkannte Sittliche zu tun völlig unbekümmert darum, ob das sog. persönliche Glück und Gedeihen dabei zugrunde geht.

Es ist jenes hehre Pflichtbewußtsein, das der Seemann mit dem wunderbar schönen Worte ausdrückt: „navigare necesse, vivere non necesse“. Frei übersetzt:

Notwendig ist: der Mensch sei Herr der Welle —

Daß er auch lebe, kommt an zweiter Stelle.

Solches Bewußtsein einer unbedingten Pflicht, eines Sollens, das nicht im geringsten nach dem Können fragt, das die Welt und das Ich lieber in Scheiter gehen sieht, als daß das Gute nicht gewollt und verwirklicht werde, ragt allerdings wie ein Fremdling aus einer fernen Sternenwelt in unser Alltagstreiben hinein, und man begreift die Begeisterte Kants, der schlechterdings nichts auf der Welt für gut erklärte, als allein diesen guten Willen, und der ihm neben dem Anblick des gestirnten Himmels jene tiefste Ehrfurcht entgegenbrachte, die man nur vor dem Erhabenen empfindet. Man begreift auch, warum die Menschenwelt von jeher hier, im Gewissen, die Stimme Gottes am deutlichsten zu hören meinte und bis auf unsere Tage auf diesen moralischen Beweis vom Dasein Gottes nicht verzichtet hat.

Es scheint allerdings eine völlige Umkehr der Ordnung der bloßen Natur, wo jedes Wesen zunächst für sich lebt und in diesem egoistischen Selbstbehaupten gerade das Gleichgewicht der Welt stützt. Welcher Wahnsinn: ein Wesen, das seine Aufgabe darin sieht, für andere zu leben und dazusein! Wenn überhaupt ein differenziertes All, eine gegliederte und in Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit auseinandergeteilte Welt bestehen soll, dann scheint das Gesetz der rücksichtslosen Selbstbehauptung aller oberster Grundsatz zu sein, vom Gesetz der Trägheit der Materie über die feststehenden Normen der Atomlagerung im Kristall bis zu der raffinierten Erhaltung der Form in der Pflanzen- und Tierwelt und dem fast unüberwindlichen Lebensdrang des Menschen hin. „Sich in seinem Sein zu erhalten“, wie Spinoza es formuliert, sei gewissermaßen die einzige Naturpflicht alles Bestehenden.

Ganz ohne Zweifel wird damit ein Lebensgesetz des Alls richtig bezeichnet. Es fragt sich nur, ob nicht daneben und eng damit verbunden auch das Gesetz des Altruismus, daß jedes Wesen auch für andere da sei, genau ebenso Weltgesetz ist.

Für sich sein und zugleich für andere sein ist ja gar kein kontradiktorischer (völlig unvereinbarer) Widerspruch, sondern die allergewöhnlichste Lebenserfahrung. Ich will gar nicht auf den Menschen exemplifizieren, auf jedes Herdentier, Bienenstock, Ameisenstaat und Korallenkolonie, auf die Zellenvereinigung, die wir Pflanze nennen, sondern einfach darauf hinweisen, daß schon rein erkenntnistheoretisch ich auf ein Für-sich-sein des Anderen nur dadurch schließen kann, daß etwas für mich da ist — und daß ich mein Für-mich-sein (mein Ichbewußtsein) einzig und allein dadurch gewinne, daß ich ein anderes Sein gegen mich stoßen fühle. Eines bedingt also das andere.

Aber auch abseits von allen philosophischen Spekulationen zeigt jede vertiefte Naturbetrachtung, wie tatsächlich nichts, ganz buchstäblich nichts aus der unorganischen wie organischen Welt einzig und allein für sich existiert, daß vielmehr das Gesetz der Wechselwirkung alles Bestehende umfaßt, daß aus dem künstlichen Bau der Welt auch nicht das winzigste Steinchen ausgebrochen werden kann, ohne daß der ganze Bau in nichts zerfällt. Das ganze grobe Aufeinander-Angewiesensein von Erdfugel und Sonnensystem, Pflanzenwelt und Erde, Tierwelt und Pflanzenwelt, endlich der Menschheit auf alle vorangegangenen Faktoren fällt ja ohne weiteres auch dem stumpfsten Intellekt in die Augen. Dieses Abhängigkeitsverhältnis aber schließt ohne weiteres auch das andere große Lebensgesetz ein: so gut, wie ein Gesetz da sein muß, das den bisherigen Bestand verbürgt, eben das Gesetz der Selbstbehauptung, muß auch ein zweites Gesetz walten, daß sich jedes Wesen in das andere verlieren könne, das Gesetz der Möglichkeit der Formveränderung. Nur mit dem Gesetz der Selbstbehauptung hätten wir eine ewig stillstehende Welt; das Gesetz der Formveränderung gibt uns die Lebendige Welt.

Für andere leben heißt natürlich auch nicht etwa sein Für-sich-sein aufgeben; im Gegenteil. Selbstbehauptung und Selbstentäußerung gehen vielmehr friedlich nebeneinander her, sich gegenseitig stützend, jene mit dem Ziel, das Einzelwesen zu seiner größtmöglichen Vollkommenheit und Leistungsfähigkeit zu bringen, diese mit dem Zweck, dasselbe einzuordnen in die Ökonomie des Weltgeschehens.

Nur äußerste Grenzfälle sind es, wo beide in einen scheinbar brennenden Konflikt geraten können, wo also in einem Augenblick die Schicksalsfrage nach dem Opfer des Lebens grell hervortritt. Man denke

an die römische Sage von Curtius, der sich, das Vaterland zu retten, in den Abgrund stürzt, an die durch alle Jahrhunderte vorkommenden und vielfach in Sagen und Liedern verherrlichten Fälle vom Opfer des eigenen Lebens für andere oder für eine beherrschende Idee. Charakteristisch ist, daß sie eben nur durch die äußeren tragischen Umstände den Schein einer besonders hervorzuhebenden Tat hervorrufen. An sich ist die Frage nach der Priorität, d. h. hier nach dem höheren Wert, der Selbstaufopferung gegenüber der Selbsterhaltung durchweg gelöst.

Kein sittlich oder auch nur normal denkender Mensch hält das Leben an sich für der Güter höchstes, sondern stillschweigend wird die Verwendung des Lebens für irgendwelche altruistische Zwecke als das Selbstverständliche angesehen. Nicht etwa nur in der Aufzehrung der Lebenskraft für die Nachkommenschaft; nein, auch der Junggeselle, die unverheiratete Frau stellen ihr Leben, um ihm, wie sie sagen, ein Ziel zu geben, in den Dienst von anderen Menschen, Institutionen und Ideen, und im Grunde wundert sich kein Mensch mehr, darüber daß tagtäglich Arbeiter der Hand oder des Kopfes ihr Leben entweder direkt aufs Spiel setzen in den gefährlichsten Berufsarten oder doch ihre Kräfte langsam, aber sicher im täglichen Kräfteverbrauch verzehren. Es ist nur ein quantitativer Unterschied, die Frage eines Mehr oder Weniger an Opfermut und wohl auch an Schätzung des eigenen Lebenswertes, zwischen unseren Offizieren, die mit dem Bewußtsein der hohen Wahrscheinlichkeit ihres Todes, ja mitunter (man denke an das Verhalten der Japaner bei Minensprengungen) seines sicheren Bevorstehens, für das Vaterland oder den König sich dem mörderischen Feuer des Feindes entgegenwerfen, und etwa den Zulunegern, die sich zu Ehren ihres Häuptlings bei Festen ohne weiteres den Hals abschneiden lassen.

Wir werden im einzelnen über den Wert der Zwecke, denen so leicht kräftige Lebensenergien geopfert werden, verschiedener Meinung sein dürfen; der Grundgedanke aber ist uns allen völlig sympathisch und wohlvertraut.

Sich selber treu sein heißt also wirklich im gegebenen Fall: Sich selbst aufgeben können (vgl. auch den nächsten Abschnitt); aber es heißt überhaupt dem Willen zum Guten dienen. Und dabei ist die oft schon beobachtete charakteristische Tatsache bemerkenswert, daß große Opfer leichter geleistet werden, als kleine. Die tägliche Anforderung winziger Dienste ermüdet in ihrer Anhäufung unendlich mehr auch ein feines Gewissen, als der einmalige große Entschluß zum Lebensopfer.

Hier gilt es also mit der Selbsterziehung (die nur ein Teil der Selbsterlösung ist) einsehen. Es wird uns meist ungemein leicht, uns mit dem, ganz aufrichtig gemeinten, Wollen des Guten zu beruhigen. Wir gewinnen schon dadurch ein gut Teil Selbstachtung vor uns, daß unsere ganze Willensrichtung so vortrefflich auf den Nordpol des Ideals zeigt — und dabei gerät es leicht in Vergessenheit, daß die richtige Stellung des Kompasses das Schiff um keines Haares Breite seinem Ziele näher bringt.

Ja, wenn wir immer alle könnten, was wir wollen! Aus den Almosen, die jeder von uns geben möchte, wären nur leider eben nicht dringendere Aufgaben da, würde an einem Tage das ganze menschliche Elend, soweit es auf Armut beruht, aus der Welt geschafft werden können. Zwischen heute und morgen wäre der allgemeine Völkerrufriede hergestellt, der Gerechtigkeitsstaat und manches schöne andere, käme es nur auf das Wollen an. Es scheint also doch zwischen Wollen und Wollen noch ein Unterschied zu sein. Das eine ist die unbestimmte, zu nichts Ernstlichem verpflichtende Sehnsucht, die Lustschlösser baut, weil man sich beim Bauen wirklicher Schlösser die Hände beschmutzt und seine Kräfte anstrengen muß. Das zweite ist diktiert von der Treue gegen das Selbst und hat darum, da niemand zweien Herren, dem Ich und der Welt, dienen kann, einen sehr unvernünftigen und unpraktischen Ruf. Der reiche Jüngling, der alle seine Habe verkauft und den Armen gibt, der Mann, der dem Räuber seines Kleides noch den Mantel aufnötigt, der Kaufmann, der mit seinem gesamten Vermögen die eine köstliche Perle kauft (notabene, ohne Aussicht zu haben, sie mit Gewinn weiter zu verkaufen) stehen in bedenklicher Nähe dieses Opferfreudigen. Im heutigen Leben wäre es vielleicht der Fabrikant, der ohne Rücksicht auf die Konkurrenz die Gewinnbeteiligung seiner Arbeiter einführt und die weitestgehenden Wohlfahrtseinrichtungen trafe, lange ehe er wüßte, ob ihm das nicht zum Verderben auschlagen werde, der Geistliche, der sein gut bezahltes Amt aufgäbe, um — wie Paulus von seiner Hände Arbeit lebend — als einfacher Arbeiter unter Arbeitern das Evangelium für die Armen zu verkünden, der Offizier, der die glänzende Uniform mit dem schwarzen Rock des Volksredners vertauschte, der Arbeiter, der seine sichere Brotstelle dem Solidaritätsgefühl mit den streikenden Genossen opferte — oder um einmal ins Große zu gehen: der Staat, der ohne Gewähr für die eigene Sicherheit im Vertrauen

auf die siegende Macht des guten Beispiels einseitig abrüstete. Sie alle — und die Beispiele ließen sich häufen — werden ohne weiteres des Mangels an Weltflugheit geziehen werden, was nicht hindert, daß wir mit einem tiefen Gefühl von Hochachtung ihre Treue gegen das als richtig erkannte Gute bewundern müßten.

Ohne im einzelnen Falle entscheiden zu wollen, ob ein solches Verhalten das sittlich allein zu rechtfertigende ist, oder nicht, darf doch so viel als sicher gelten, daß das altruistische Handeln an sich den unwillkürlichen und ungeteilten Beifall nicht nur der Mitwelt, sondern auch die tiefste Selbstbefriedigung hervorruft. Es ist wirklich sehr schwer, das Gute zu tun ohne alle Rücksicht auf die Folgen für uns selbst und die, die uns lieb sind, und für deren Wohl wir die Verantwortung tragen.

Weniger zu fürchten, obwohl auch eine vorhandene Gefahr, ist der Irrtum über das vom Augenblick geforderte Gute; bedenklicher und die Selbsterlösung ernstlich in Frage stellend ist die Willensschwäche, und sie bekämpfen heißt echte Treue gegen sich üben. Aber nur die völlige Verkehrung der Willensrichtung, die bewußt das Böse wollte — eine Charakterbildung, die völlig aus dem Menschentypus herausfiel und ins Satanische führte — würde Selbsterlösung unmöglich machen. Sie kommt aber in der Menschheit — der Kirchenlehre und dem flüchtigen Urteil der Zeitgeschichte zum Troß — nicht vor.

Nur wenige Worte in diesem Zusammenhange noch über die dritte Form der Treue gegen das eigene Beste, auf der Empfindungsseite. Auch das Ideal des Schönen hat seinen Anwalt im eigenen Ich. Wiederum sind wir auf eine nur rein formale Begriffsbestimmung angewiesen. Wir waren nicht in der Lage, zu sagen: dies oder jenes ist das Wahre, das Gute; wir konnten als Bestimmungsmerkmal nur angeben: was allen einleuchtet, was alle im innersten Herzen wollen. So bleibt uns auch hier nur die gewiß den Inhalt nicht erschöpfende Umschreibung: das Schöne ist, was allen (unmittelbar, reflexions- und willenslos) gefällt. Jede Generation, jede Zeit und jeder Ort hat ihre zeitlich und lokal beschränkten Schönheitswerte. Auch jedes Individuum hat seine besonderen Geschmacksurteile. Die Verwechslung dieser, gewissermaßen an der Vergänglichkeit teilnehmenden Schönheitsempfindungen mit dem über alle Zeit und örtliche Beschränkung weit erhabenen Idealschönen ist der Sündenfall der Untreue gegen sich selbst. Wir sahen das Zerrbild der Selbstüberhebung und Eitelkeit in dem törichtem

Versuche, den eigenen Geschmack der ganzen Welt aufdrängen zu wollen. Verrat an sich selbst übt aber auch, wer sich sein Schönheitsempfinden von der Mode, vom Zeitgeschmack, diktieren läßt. Die Schwierigkeit, das allen Gefallende von diesen Tagesgötzenbildern zu unterscheiden, ist nicht geringer als die, das Gute zu erkennen und zu wollen. Auch hier liegt Märtyrertum. Alle großen Künstler und Bildner haben das empfunden; der schmerzhafteste Riß geht durch das eigene Ich und der ewige Widerstreit zwischen dem in lichten und hehren Augenblicken geahnten und geschauten Schönen und dem von der Welt, ja von dem Künstler selbst Gepriesenen und Geschaffenen kann in tiefe Unseligkeit stürzen, gar nicht einmal zu reden von der Prostitution der Kunst, wenn sie, die in der Welt reiner Anschauung, frei von irdischem Begehren und Klügeln, heimisch sein sollte, in den Dienst niederer Instinkte gestellt wird. Schaffende sind sie, ohne doch über die Allmacht des Schöpfers zu gebieten, und so ist das Ende ein Kompromiß zwischen Wollen und Können, genau so schmerzhaft, wie die Erkenntnis von dem bloßen Stückwerkcharakter unseres Wissens und von der Unvollkommenheit unseres sittlichen Wollens. Gerade die Notwendigkeit eines solchen Kompromisses schiebt uns die Forderung: bleibe dem Besten in dir, hier dem Schönheitsideal treu, ins Gewissen.

Entkleiden muß sich der Künstler des Zeitgewandes, der Vorurteile oder vielmehr der unbewußt ihm angeflogenen ästhetischen Werte, um untertauchen zu können in das Meer der Kunst, und die Opfer, die er auf ihrem Altare bringt, sind nicht deswegen leichter zu ertragen, weil der stumpfe Sinn der Menge sie gar nicht einmal merkt.

Aber nicht auf den ausübenden und produzierenden Priester der Kunst beschränkt sich das Verlangen, daß ein jeder seinem Schönheitsideale treu bleibe. Wir alle, die wir die gewaltigen Werke der Natur, wo sie Schönes zu bilden trachtete, und die genialen Schöpfungen des Menschengenies auf demselben Gebiete nachschaffend genießen wollen, wir müssen ein lebendiges Schönheitsgewissen behalten, es nicht verderben lassen durch Stumperei und Gewöhnung an Minderwertiges. Es wird die Zeit kommen, wo man das Anhören eines Gassenhauers oder die „Aus schmückung“ eines Zimmers mit geschmacklosen Öldrucken und veruruchten Kinderlitzchen beinahe als eine sittliche Verfehlung empfinden wird. Guter Geschmack ist nicht nur herrliche Naturgabe, wie wissenschaftlicher Scharfsinn und ein zartbesaitetes Gewissen, sondern alle drei

lassen sich anerkennen. Auch zum Häßlichen gibt es Verführer, heißen sie nun Kunstproß, verkanntes Genie oder — Mode. Und so wahr das Leben, umgeben von echter Schönheit der Natur oder Kunst, den Menschen emporzuheben vermag zu höherer Leistung auf allen Gebieten, so sicher zieht ihn das Perverse, Häßliche, Verschrobene hinab.

Sich ganz verlieren können in der wunschlosen Anbetung des Schönen, in Musik, Malerei, Bildhauerkunst, Dichtung usw., das eigene kleine Ich vergessen, um im höchsten Anschauen zu leben, das reinigt das Herz von allem Schmutzigen und Häßlichen und zeitigt die wahre Demut und dankbare Unterordnung, die das Gegenteil aller eitlen Selbstüberhebung ist.

Schließlich soll doch die Kunst so wenig mehr neben unserem Leben stehen, daß wir das Leben selbst zur Schönheitskunst machen. Nicht „in Schönheit sterben“ (obwohl auch dies sicher einen besseren Sinn geben kann, als Ibsens Hedda Gabler ihm beilegt), sondern in Schönheit leben ist allgemeines Menschenziel. Und hier vereinigen sich — nach Schillers Schlußwort in den „Künstlern“, „Was wir als Schönheit hier empfinden, wird einst als Wahrheit uns entgegengehen“ — die drei großen Strebungen der Menschenseele: der Wahrheit kommt näher, das Gute verwirklicht auch der Mensch, der es versteht, die Welt schöner zu machen, Freude, Licht, Leben hineinzutragen auch in die dunkelsten Winkel und der in der Gesinnung der Welt- und Lebensfreude, des Optimismus, zugleich sich und der Welt, dieser unserer schönen und noch immer schöner zu gestaltenden Heimat, die Treue hält. Denn auch das Wort Schillers hat Geltung:

„Wirke Gutes — du nährst der Menschheit göttliche Pflanze,
„Bilde Schönes — du streust Keime der göttlichen aus!“

5. Sich selbst verlieren

In der Baghavad Gita, der „Bibel der Inder“, findet sich manch wunderbar tiefer Ausspruch über Mensch, Opfer und Gott. Hier ist einer:

„Im Anfang, als
Der Herr die Menschen zeugte, und mit ihnen
Das Opfer schuf, da sprach Pradschapati:¹
„Geht hin und opfert, und vermehret euch
Durch Opfer. Durch das Opfer werdet ihr
Was ihr erstrebt, im Überfluß erlangen.““

¹ = Brahma.

Als einfacher Abschiedssegens des Schöpfers an seine Geschöpfe gedacht erinnert der Spruch jedermann an die gleiche Sprache des alttestamentlichen Gottes: „Seid fruchtbar und mehret euch, und füllet die Erde, und machet sie euch untertan, und herrschet über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über alles Tier, das auf Erden kriechet.“ Aber wunderbar mutet es uns an, daß Gott mit dem Menschen zusammen als Schöpfer des — doch ihm selbst zu bringenden — Opfers genannt wird — und seltsam ist auch die Mahnung: „Vermehret euch durch Opfer!“ Wie kann das Opfer ein Mittel zur Vermehrung, zum Gedeihen werden? Und sollte der Mensch selbst zu der einfachsten Gefühlsregung: dankbarer Verehrung des (ihm nach der Legende ja völlig bekannten) göttlichen Wesens eine Anleitung gebraucht haben? In der Bibel erscheint das Opfer so selbstverständlich und ungekünstelt, wie der Dankesblick aus dem Auge eines beschenkten Kindes.

Auf die erste Frage liegt die Antwort ja nahe. Das Opfer sichere eben die Huld der Gottheit, und die Hingabe weniger Feldfrüchte und Fleischstücke stelle den reichsten Überfluß an Wild, Früchten, Getreide und Vieh in Aussicht, wodurch natürlich die Vermehrung gefördert werde. Aber weder die Mitwirkung Gottes bei seiner Einsetzung noch der weitere Fortgang des Gedichtes macht eine so oberflächliche Deutung wahrscheinlich. In der Weisheit unserer Urväter steckt doch schon viel mehr psychologische Selbstbesinnung und tiefe Lebenserfahrung. Das Opfer erschien ihnen bereits nicht etwa als ein Bedürfnis Gottes, sondern des Menschen, und nicht nur ein Verlangen, Dank zu sagen, sondern als ein Mittel der Beseeligung und Gottähnlichkeit! Es heißt nämlich weiter:

„Wer opfert und genießt, der handelt recht.
Niemand gewinnt, indem er nur entbehrt.
Was die gemeine Welt Entsagung nennt,
Ist die Ergebung in des Höchsten Tun . . .
Wer so mit Gott beständig sich vereint,
Und sich zum Opfer bringt, der fühlt in sich
Die grenzenlose Seligkeit, mit der
Ihn Gottes stete Gegenwart erfüllt.“ —

Mit aller wünschenswerten Deutlichkeit ist hier die mönchische Weltflucht und Askese verurteilt, der dankbare Genuß des Lebens empfohlen und endlich die religiös-sittliche Aufgabe gekennzeichnet, den eigenen

Willen völlig mit dem der Gottheit zu verschmelzen. Aber weit entfernt, von irgendwelcher mystischen Versenkung in Gott alles zu erhoffen, die bekanntlich mit ziemlich beträchtlicher Sündhaftigkeit nicht streitet — wird auch der einzige Weg zu diesem Ziel scharf vorgezeichnet: es ist der rein sittliche Weg des Kampfes mit den niederen Trieben und der des Opfers:

„Ja, zweifellos

Ist's schwer, des Herzens ungeberd'ge Triebe
Zu zügeln, denn das Herz ist flatterhaft
Und nur durch Selbstentsagung zu bezähmen,
Die durch die Übung zur Gewohnheit wird.
Doch wer im Selbstwahn sagt: Ich will nicht kämpfen'
Betrüget sich. — Die eigene Natur
Durch ihre Eigenschaften wird zum Kampf
Ihn zwingen, wenn er ihn auch nicht begehrt.
Sei kühn und tapfer, und erhebe dich —
Denn nur wer niemand niemals Opfer bringt
Für den ist nichts zu hoffen!“

Damit sind wir endgültig aus dem Reiche des Aberglaubens mit seinem barbarischen „Do ut des“ (etwa: eine Hand wäscht die andere), der egoistischen Liebesgabenpolitik den Mächtigen gegenüber herausgetreten in ein ganz anderes Reich: in das Reich der innerlichen seelischen Selbsterfahrung, der Sittlichkeit und der Selbstgenügsamkeit des Sittlichen.

Indische Weisheit sagt uns, lange vor, aber ganz im Einklang mit dem Menschheitslehrer von Nazareth, mit den Weisen aller Zeiten, daß höchste irdische Seligkeit vorbehalten ist allein dem, der sich recht zu opfern weiß; daß hoffnungslos verloren nur der ist, der ein Reservatrecht zu haben glaubt auf sein unvergleichliches Ich, auf seine unsterbliche Seele, und der Scheu davor hat, diese Seele zu verlieren und hinzugeben, weil er nicht daran glaubt, daß er sie erst dadurch gewinne.

„Ach Gott“, wird der Leser denken, „da sind wir ja wieder in den nunmehr ganz bekannten und uns geläufigen Gedankenreihen: Natürlich ist der nackte Egoismus lebens- und gesellschaftsfeindlich; natürlich soll der einzelne sich opfern für die Gesamtheit — das ist ja das alte, sehr schöne und richtige, aber — verzeih' — etwas langweilige Lied von der Nächsten- und Feindesliebe. Wenn du uns nichts neueres und besseres zu sagen hast . . . dies kennen wir nunmehr zur Genüge.“

Da liegt leider viel Wahres darin. Bis zum Überfluß ist uns dergleichen gepredigt worden. Zwar könnte ich mit manchem Prediger nun wohl fragen: liegt es wirklich bloß am Gegenstand, wenn unleugbar Richtiges denselben Hörern tausend und zum tausend und ersten Male gepredigt werden muß — oder auch an den Hörern? Aber ich will darauf keinen Wert legen, um nicht noch eine Kapuzinerpredigt auf die langweilige zu setzen. Auch kann die Erfolglosigkeit der Predigt sehr wohl noch an einem Dritten liegen, nämlich am Prediger selbst, d. h. der Art und Methode, solche Dinge vorzubringen. Die Kirche predigt wenigstens durch die Jahrhunderte immer das gleiche schöne Evangelium, und, wenn man den Predigern selbst Glauben schenken darf, immer mit dem gleichen Mißerfolge. Vielleicht liegt es dort an dem ewigen „Du sollst“, mit dem die Nächstenliebe zugleich mit dem Opfer der Eigenliebe gefordert wird — Autorität imponiert nur Kindern, und auch ihnen nur so lange, als sie unmündig sind und die eigene Kraft weder kennen noch brauchen.

Aber auch die schönste ethische Predigt, die aus dem „Du sollst“ ein „Ich will“ machen möchte, die unter Verzicht auf alle göttliche und menschliche Autorität das Selbstopfer zur Befreiungstat des einzelnen erheben möchte, bleibt wirkungslos, solange sie nur eine von weitem geschaute Herrlichkeit preist und es nicht lernt, anzuknüpfen an das bereits Gegebene und so tief in die Motivenreihe jedes einzelnen einzugreifen. Predigen ist überhaupt das allerunnötigste und undankbarste Geschäft der Welt, es sei denn, man faßt es mit Sokrates als eine Art geistiger Geburtshilfe, die dem manchmal schwer geborenen eigenen Erfahrungskind nur zum äußeren Leben hilft.

Darum wäre es verlorene Liebesmüh', die Praxis des „Sich-selbst-verlierens“ mit Gründen der Offenbarung oder Geschichte zu empfehlen, sie als Gebot der Autorität oder der freien Selbstentschließung und als Bringerin fröhlicher Selbstbefriedigung zu preisen. In der eigenen Lebenserfahrung muß ein jeder die Anknüpfung suchen und finden.

Zwei Fragen habe ich dir also zu stellen:

1. Was ist es, das deinem Leben in deinem eigenen Auge Dauer, Größe und Schönheit verleiht?

Und 2. Was verknüpft dich am innigsten und in der beglückendsten Weise mit der ganzen dich umgebenden Welt?

Zum ersten. Sehen wir einmal mit unseren Menschaugen auf die Dauer, Größe und Schönheit des nichtmenschlichen Lebens, also auf

Tier und Pflanze. Ist uns schon jemals der ernsthafteste Wunsch gekommen, das Leben dieser Wesen möchte unendlich sein im Sinne persönlicher Unsterblichkeit des Individuums?

„Auch das Schöne muß sterben“ . . . hallt uns dumpf die Totenklage des Dichters im Ohr. „Warum, ach warum, muß die Rose welken!“ und in unendlicher Folge, aber stets dumpf und schmerzlich, klingt das Trauerlied über die Vergänglichkeit alles Irdischen durch die Jahrtausende. Doch täuschen wir uns nicht: Rose und Vöglein oder Schmetterling sind uns nur Symbol, Herolde des Menschenschicksals und um das Vergehen der Herrlichkeit des Menschen klagt die Dichterstimme. Nur wo einmal der Mensch sein Herz ganz an einen geliebten Gegenstand, ein fast menschenähnliches Tier gehängt hat, wo er ihm mit seiner Teilnahme eine Menschenseele verliehen, da taucht vielleicht hie und da, kometenhaft und rasch wieder verschwindend, der Wunsch auf, ihm Unsterblichkeit zu verleihen, aber ohne rechten Ernst. Für die ungeheure Mehrheit der Lebewesen finden wir den ewigen Wechsel von Werden und Vergehen der Einzelwesen recht und billig. Sie vegetieren nur. Sie leben dumpf und stumpf dahin, auch wenn sie Bewußtsein haben, weil sie sich leben. Nur sich. Was Wunder, wenn sich dann auch nicht der leiseste Wunsch regt, ihrem Leben über die Dauer seiner mechanisch-natürlichen Möglichkeit hinaus eine Fortsetzung zu erschauen? Sie haben eben ihr Werk getan; sie sind fertig. Basta!

Warum nur aber in der Menschenwelt immer und immer wieder, trotz einer mit jedem Todesfalle seit Jahrtausenden sich täglich und stündlich wiederholenden praktischen Widerlegung, der anscheinend unzerstörbare Wunsch nach einer über die Lebenszeit hinausgehenden Dauer der Wirksamkeit auftauchen mag? Es nützt auch gar nichts, sich mit Gründen der Vernunft zu der festen Überzeugung durchzuringen, daß das Individuum im Tode nur erleidet, was es verdient (nicht weil „der Tod der Sünde Sold“ ist, sondern weil sein Wesen nicht auf Ewigkeit zugeschnitten ist), ja, daß das Alter gewissermaßen die Pflicht hat zu sterben, um einem neuen Jugendfrühling Platz zu machen — daneben nagt und nagt doch immer der Wunsch, ob denn nicht wenigstens das Beste von uns, unser höheres Ich meinetwegen mit seinem klar zur Vernunft aufgeschlagenen Auge, der Vernichtung entgehen könnte.

Kindisch muten beinahe die Versuche der Menschheit an, ihrer Sehnsucht nach der Dauer des Lebens Ausdruck zu verleihen. Von den

Hünengräbern und Pyramiden bis zu den bescheidenen Dokumenten heutigen Nachruhms, dem Denkmal und dem Buch, ist es immer die gleiche Sehnsucht: „non omnis moriar“, nicht ganz will ich verschwinden. Millionen scheint es schon einer Lebensarbeit wert zu sein, wenigstens eine Generation lang im Gedächtnis weniger Lieben und Freunde fortzuleben. Bald tut's auch nicht mehr die Dauer allein; groß und erhaben sollte unser Eindruck auf die Mit- und Nachwelt sein; kein Jüngling, der nicht davon träumte, seinen Namen unverilgbar in die Annalen der Menschheitsgeschichte einzutragen! Oder, gelingt das nicht, so wollen wir dies Leben doch als ein schönes und anmutiges in der Erinnerung unserer Mitlebenden wissen. Den zeitlichen Ruhm mag man, als ein gebrechliches und unberechenbares Ding, eher gering schätzen: dem Nachruhm möchte niemand entsagen; ihm wird sogar das Leben selbst in vollster Jugendkraft geopfert.

Hat je ein Tier oder gar eine Pflanze solche sonderbaren Wünsche? Es genügt uns eben einfach nicht, nur so zu leben; auch nicht, uns nur fortzupflanzen. Dies Einzeldasein kann, so erfreuend es vielleicht ist, nicht wohl Selbstzweck sein — wir suchen dafür einen Zweck außerhalb; es will seine Aufgabe, seine Mission und damit tiefere Bedeutung erlangen. Wir scheuen uns nicht, es zu verlieren, wenn wir ihm damit einen Inhalt glauben geben zu können.

Das ist, wie jedermann weiß, nicht Spekulation, sondern die einfache Beschreibung des Tatbestandes.

Was hält denn den in den elendesten Verhältnissen lebenden Lohnarbeiter, den Kuli, aufrecht in seiner körperzerrüttenden und geisttötenden Tätigkeit? Das bißchen Sinnengenuß, dem meist quantitativ und qualitativ größerer Schmerz zur Seite steht? Der dumpfe Fortpflanzungsdrang? Oder gar die ganz vage Hoffnung auf irgendein völlig Unvorhergesehenes?

Seine Arbeit gewiß nicht. Er weiß, daß er in dem großen Fabrikbetriebe der modernen Industrie nur eine Nummer, keine Persönlichkeit ist, daß ihn übermorgen, verunglückt er heute, niemand mehr vermissen wird — lauern doch zehn, zwanzig andere schon auf seinen Platz. Bei dem ungelernten Gelegenheitsarbeiter fällt auch der schwache Reiz, den möglicherweise (in der Spezialindustrie auch nicht mehr) die Freude am Produkt der Arbeit auslöst, weg, und heute zu arbeiten für das magere Brot, das man braucht, um morgen wieder arbeitsfähig zu

sein — das ist wahrhaftig kein Lebenszweck. Und bei den Kindern dieselbe Aussicht. Die Selbstmordstatistik zeigt, wie rasch da der Strick bei der Hand ist! Und gar das Proletarierfrauenleben — man begreift oft einfach nicht, wo diese früh verbrauchten, welken, kranken, hungernden, überarbeiteten, oft noch brutal mißhandelten Geschöpfe die Energie hernehmen, nicht ins Wasser zu gehen!

Aber sie sind fast durchweg Mütter; d. h. sie haben den Instinkt der Selbstopferung. Aus der Tierwelt ist er bereits heraufgekommen, wenn anders man ihn nicht schon in der Teilung der pflanzlichen Zelle zu Fortpflanzungszwecken sehen will. Das Ich und Du verliert seinen trennenden Sinn in der Einheit zweigeschlechtlicher Lebensgemeinschaft. In den Kindern weiterleben ist wirklich mehr als eine schöne rhetorische Floskel. Der Altruismus hat hier seine physiologischen Wurzeln. Ein wenig Dauer, Größe und Schönheit gerät schon in das Einzelleben zweier, die dazu eins werden, dritte zu schaffen.

Aber die leibliche Zusammengehörigkeit ist nicht seine alleinige Wurzel. Mit dem Gedanken, daß wir schließlich alle untereinander verwandt, daß wir Brüder und Schwestern sind, motivieren wir selbst uns nicht einmal die allgemeine Opferfreudigkeit, die uns für das Vaterland, die Fahne, den Beruf, für eine Idee und selbst Illusion, wenn sie nur von vielen geteilt wird, sterben läßt. Die geistige Verwandtschaft ist stärker. Wir empfinden, daß wir mit unserem besten Selbst, mit dem Ewigkeitsich, zusammenhängen, zunächst mit unseren Volks- und Rassen-genossen, dann mit allen anderen Menschen, zuletzt wohl mit allen Lebenden und wirkenden Wesen. Unser Zeitlichkeitsich ist nur je ein Tropfen aus dem großen Meere, und wir haben Heimweh nach dem Urgrund, in dem wir mit dem All wurzeln. Wir empfinden aber auch, es ist eine heilige, edle, ja die allerwichtigste Angelegenheit der Menschheit, daß Wahrheit, Güte und Schönheit herrschen; unser Opfer des eigenen Ichs scheint uns deshalb nicht weggeworfen, nicht an eine unwürdige Sache verschwendet. Wenn wir uns mit unserem tiefsten Gewissen in Einigkeit befinden und hohe Selbstbefriedigung aus diesem Einklang unseres Willens mit dem Allwillen schöpfen, dann ist uns dies ein Zeichen dafür, daß ein gemeinsames Band der Sympathie und seelischen Harmonie alles Lebende umschlingt und daß wir unser individuelles Sein gewissermaßen nur leihweise empfangen haben, um es, geteilt oder ganz, dem großen Ganzen zurückzuliefern.

Die Hingabe des eigenen Ichs ist aber nicht nur Opfer, sondern auch Genuß. Der indische Spruch, von dem wir sprachen, verbürgt dem Opferbringer „grenzenlose Seligkeit“, nicht etwa als „Lohn“, sondern als Begleitererscheinung des Prozesses selbst. Gerade wie jeder Akt der Selbstbehauptung, des befriedigten (und berechtigten) Egoismus mit einer hohen Befriedigung verbunden ist, so enthält die Willensentäußerung bis zur völligen Hingabe ebenfalls Elemente höchsten Genusses. Die physiologische Analogie sei hier nur angedeutet. Ebenso die längst hinreichend gewürdigte psychologische Ähnlichkeit und Verwandtschaft von Andacht, Schwärmerei und Wollust. Man ist fast versucht, auch hier den Unterschied der Geschlechter zum Vergleich heranzuziehen, und den Genuß der Selbstbehauptung dem männlichen, den der Selbsthingabe dem weiblichen Geschlecht zuzusprechen. Die Folge-
rung aber, daß damit eine doppelte Moral gegeben würde, wonach der Mann dem Egoismus, die Frau dem Altruismus dienen müsse, dürfte schon mit der Bemerkung abgewiesen werden können, daß auch die wirklichen Geschlechtsunterschiede, sowohl nach ihrer natürlichen Entwicklung wie Verteilung, nicht zum Wesentlichen des Menschen gehören, und daß Männlichkeit und Weiblichkeit nur relative Gegensätze, besser Ergänzungen, darstellen, genau wie wir dies beim Egoismus und Altruismus gesehen haben. Sich selbst behaupten und sich selbst verlieren sind eben zwei Wege zur Selbsterlösung, die in der Nähe des Zieles zweifellos zusammenkommen.

Wie aber die Selbstbehauptung ihre Übertreibungsgefahr in der sittlich verwerflichen Ichsucht hatte, so droht neben dem Sichverlieren die Gefahr des Sichwegwerfens.

Von den ungeheuren sittlichen Schäden des Mangels an Überzeugungstreue und der Willensschwäche, wie der leichten Bestimmbarkeit durch Mode und schlechtes Beispiel — die alle auch eine Prostitution der Eigenpersönlichkeit bedeuten — ist schon die Rede gewesen. Weder die erkannte Wahrheit, noch die Sittlichkeit, noch auch echte Empfindung gehören zu den Opfergaben, die auf dem Altar irgend-einer Gottheit willkommen wären. Hier liegen die festen Grenzen, die das Opfer vom Sichwegwerfen scheiden, wenn auch der menschlichen Unvollkommenheit das Zugeständnis gemacht werden muß, daß man sich unter Umständen darüber täuschen kann. Aber das sind eben doch nur Grenzfälle.

Der Minister z. B., der, um seinem Vaterlande zu dienen, eine nicht begangene Schuld auf sich nimmt, seine bessere Kenntnis gewisser Vorgänge in seiner Brust begräbt und vielleicht dem Haß und der Verachtung seines ganzen Volkes nichts anderes entgegenzusetzen hat, als das stille Bewußtsein des eigenen Heroismus (und vielleicht, in einer viel späteren Zeit, die Hoffnung auf Rehabilitierung seines guten Namens) handelt gewiß noch sittlich, obwohl nicht er allein das Leid, die Folge seiner Handlung, zu tragen hat; ob der Diplomat, dessen Geschicklichkeit in der Täuschung es gelingt, eine fremde Regierung zu einem für sie unheilvollen, für das Vaterland des Diplomaten aber „glücklichen“ Kriege zu drängen? Darf man die Jameson, Chamberlain, Dr. Peters u. a. Conquistadoren zur Opferung ihrer sittlichen Persönlichkeiten beglückwünschen oder muß man sie verurteilen? Ist es nicht ein Sichwegwerfen, wenn auch subjektiv aus ehrlichem, leider falsch orientiertem, Opfermut, wenn der Terrorist die Bombe schleudert, die ihm sicher den Tod, in seiner Einbildung aber dem Vaterlande die Freiheit bringt? Schweizerische Landsknechtstreue, die selbst eine unwürdige oder schlechte Sache oder Person verteidigt, um dem einmal geleisteten Treuschwur nicht untreu zu werden — der Priester, der sein Gelübde bricht — der Friedfertige, der in einer waffenstarrenden Welt, um seinem, Tolstoj abgelauschten Grundsatz des Nichtwiderstrebens allem Übel gegenüber nachzuleben, sich wehrlos niedertreten läßt — der Sanatiker, der sich für seinen Wahnglauben opfert, oder auch zur höheren Ehre Gottes den Kegern (und seinem Gewissen) Scheiterhaufen türmt — der Asket und Selbstpeiniger, der die Geißel gegen das sündige Fleisch schwingt — der Theologe, der allen seinen Zweifeln mit dem sacrificium intellectus (Preisgabe der Vernunft) ein Ende bereitet, sie alle sind mehr Vernichter und Zerstörer ihres besseren Selbst, als Menschen, die ihre Seele gewannen, indem sie sie verloren; sie werfen sich weg — wenn auch als Betörte, aus Irrtum vielmehr, als aus Schuld. Denn Schuld ist nur da, wo die Rücksicht auf Wohl oder Wehe des zeitlichen und individuellen Ichs in Rechnung gestellt wird.

Geopfert werden darf nur der Eigensinn, nicht der eigene Sinn, d. h. nur der Willenskrampf, nicht aber die Willenskraft, die den eigen gefundenen Sinn der Welt und des Ichs festzuhalten und zu verwirklichen trachtet. Wer dahin gelangt ist, steht hoch über Lohn und Strafe, Haß und Liebe, Ruhm und Schande, Hoffnung und Furcht. Ich bin

Ich, den niemand mehr erhöhen, niemand herabdrücken kann. Das ist das hohe Selbstgefühl völliger Freiheit von der Welt und unerschütterlicher Festigkeit und Energie, wie wir es nur in großen Augenblicken erleben:

„Nehmen sie mir den Leib,
Gut, Ehr, Kind und Weib —
Laß fahren dahin,
Sie haben's kein Gewinn,
Das Reich muß doch mir bleiben.“

Und nun, gerade in dem Moment der völligen Unabhängigkeit von der Welt, die zweite Frage: Was ist das Band, das dich am innigsten und am beglückendsten mit dieser Welt verknüpft? Antwort: Dein Opfer.

Aus der ersten Kindheit kamst du als Egoist. Du fühltest dich als Mittelpunkt der Welt, als der „Fürst von Thron“: „Ihr anderen seid erschienen, mich fürstlich zu bedienen“. Wohl hat die Erziehung versucht und gewiß auch bis zu einem gewissen Grade verstanden, deine Ichsucht nicht auswachsen zu lassen, zur bloßen Selbstbehauptung zu dämpfen und dich willig zu machen, nach dem Maß deiner Kräfte auch anderen zu dienen. Du bist auch bereit dazu. Der Jüngling und die Jungfrau sind opferfähig, freilich mit dem Hintergedanken, daß Ehre und Ruhm ihnen für ihr gewaltiges Eingreifen zuteil werden wird. Aber deine Liebe zur Menschheit, zu denen, die dir nicht gerade näherstehen, ist doch etwas oberflächlich, ist schwach. Vorläufig liegen deine Kräfte brach. Kein Mensch braucht dich; sie laufen neben dir her. — Da plötzlich gerät einer in Not, Leibes oder der Seele. Oder du entdeckst den großen Schaden, die Lücke, die auf deine Kraft gewartet haben. Du kannst helfen, nützen.

Da wird dir wohl. Dein Leben hat plötzlich Zweck und Sinn gewonnen. Mit aller unverbrauchten Kraft machst du dich daran. Je mehr du den Hilfsbedürftigen oder die verfallene Sache kennen lernst, desto größer wird dein Interesse daran. Du fängst an, die zu lieben, denen du helfen willst, weil du ihnen nütze.

Das ist das große Mysterium der Liebe. Wer dich am meisten braucht, den liebst du am meisten; das Sorgenkind ist das Lieblingskind. Wer dich zwingt, dich selbst zu vergessen und zu verlieren, an dem richtet sich dein Selbstgefühl empor. Du bist jemand, denn du kannst dich opfern. Das Mädchen, dem ein fremdes Kind anvertraut

worden ist, genießt die vorzeitige Mutterfreude. Siehe Gretchens Bekenntnis von ihrem Verhältnis zum Schwesterchen! Der Knabe, dem die Verantwortung für einen anderen, für eine Aufgabe übertragen worden, kommt sich unendlich wichtig vor — und er ist auch wichtig. Ein Wink, den bekanntlich die Pädagogik längst beachtet hat, aber noch immer mehr beachten dürfte. Wie sollte man schließlich den nicht lieben, für den man Opfer bringt, die eine solche innere Glücksempfindung schaffen?

So hat sich der Mensch der Tiere bemächtigt. Seiner Haustiere, durch Sorge für sie. So wird er überhaupt Herr der Welt, indem er ihr dient. So lernte er sie lieben. Nicht ohne Irrtümer und Umwege. Tausendmal versuchte er es, nur sich selbst zu dienen und zu nützen, alles Existierende einfach zu seinem persönlichen Vorteil zu verwenden, Raubbau zu treiben. Bis er die Wahrheit lernte, daß auch hier ein Gegenseitigkeitsverhältnis von Geben und Nehmen bestehen muß. Ackerbau, Tierzucht, Wildpflege, Aufforstung, Kultur von Ödländereien, Moorentwässerung, Deichbauten, Stromregulierung, Talsperren, künstliche Fischzucht usw. sind Stationen auf diesem Wege, der noch lange nicht zu Ende gegangen ist. Doch führt uns dieser Ausblick hier zu weit. Jedenfalls nur im Einklang mit der Natur, dadurch daß er ihre Gesetze kennen lernte, nicht die seinen ihr aufzwang, wurde der Mensch Herr und Freund der Natur. Im Experiment lernte er es, ihr eindeutige Fragen zu stellen und von ihr, nicht von der phantastischen Spekulation, erhielt er die Antwort, die ihm zu seinem Wissen verhalf. Sie leiht ihm ihre Kräfte, um sich von ihm nach seinen vernünftigen Zweckgedanken leiten zu lassen, und schließlich ist sie der Quidborn, aus dem er, wenn er sich in seiner Kultur zu einseitig verstieg, wieder, wie Antäos durch Berührung der Erde, neue Kraft schöpft. Periodisch ertönt dann der Ruf: Zurück zur Natur, zur Einfachheit und Gesundheit, und die Menschheit kann dann in der Tat nichts besseres tun, als sich mit all dem Firlefanz der Überfeinerung und Hyperkultur recht gründlich an die Natur zurück zu verlieren, wenn sie wieder arbeitstüchtig werden will.

Vielleicht, daß sie auch endlich einmal resolut mit ihren religiösen Phantasmen einer übernatürlichen Jenseitigkeit aufräumt und dann ohne alle Hintergedanken ihre herrliche Heimat Erde zum endgültigen Erbwohnhaus eines freien und selbstverantwortlichen Geschlechtes ausbaut. Zeit wird's, wenn man bedenkt, daß wir als Menschen uns nun

über eine Viertelmillion Jahre (seit der Tertiärzeit) auf dem geduldigen Erdball tummeln und davon einen schönen Teil, sowohl auf der iranischen Hochebene, in Ägypten, Hellas, Rom, Scandinavien und Mitteleuropa, wie in dem damals noch nicht wiederentdeckten Mexiko, Nordamerika und Afrika mit dem Suchen eines unsichtbaren Himmels und übernatürlicher Wesenheiten verbraucht haben. Nicht als wenn diese Arbeit unfruchtbar gewesen wäre — sich über die Grenzen seiner Heimat orientieren ist immer wertvoll, und sie hat uns erzogen zu dem, was Goethe mit den Versen wunderbar schön gekennzeichnet hat:

In unsers Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträtselnd sich den ewig Ungenannten.
Wir nennen's: fromm sein!

Diese Frömmigkeit, die gern das Selbst an ein Höheres verliert und dahingibt, wir rufen sie vom überweltlichen Himmel herab zur Erde und weisen ihr das Ziel: die Gott-Natur, an der auch der Mensch sein bescheiden Teil hat.

6. Auf eigenen Füßen

„Glück auf! dem Mann, der auf sich selber baut,
Der seinem eignen Sinn, mit Recht, vertraut,
Der sorgsam selbstgewählte Pfade geht,
Und nicht in fremder Leute Stiefeln steht!
Der Hinz und Kunz für sich nicht denken läßt,
Nein, selber urteilt, prüfend, aber fest;
Der sein Empfinden nicht von andern borgt,
Nicht ängstlich um „der Leute Meinung“ sorgt;
Der nimmer einstimmt in des Pöbels Schrei'n,
Nein, stolz beiseit tritt, einsam und allein;
Der nicht sein Brot aus fremder Hand erwirbt,
Und nie „in Demut“ vor der Macht „erstirbt“;
Der nur die eignen Ohren braucht zum Hören,
Pfeift still sein Lied, läßt sich von niemand stören,
Der nicht durch andrer Leute Brillen schaut,
Des eignen Auges scharfem Blick vertraut —
Ein Eigner und ein Freier, ohne Stempel,
Baut unbewußt er an der Menschheit Tempel.“

Ich setze die Zeilen hierher, obwohl sie eigenes Fabrikat sind; nicht um für den Schillerpreis damit zu konkurrieren, sondern einfach, weil sie

die Grundstimmung dieses Abschnittes genau bezeichnen. Altruismus und Sozialismus sind sicherlich vortreffliche Willensrichtungen und Schlagadern des Gesellschaftskörpers; aber Egoismus und Anarchismus sind die Kräfte, die die Einzelzellen aufbauen und zusammenhalten. Das Geheimnis des ungeheuren und sicheren Erfolges der Robinsonade auf das normale Kindergemüt liegt — neben der Freude, den Menschen als Schöpfer seiner ganzen Kulturwelt zu erleben — vielleicht unbewußt in dem Behagen, einmal einen ganz auf sich selbst gestellten Menschen in seinem Empfinden zu begleiten und den Reiz der Einsamkeit und Eigenheit auszukosten.

Alle Menschenliebe in Ehren — aber wir werden, wohl ein jeder einmal, des ganzen Gewimmels um uns satt, satt der ewigen Mahnung, Rücksichten nach allen Seiten zu nehmen, fortwährend Bildner und Erzieher anderer und des eigenen Selbst im Hinblick auf die anderen zu sein, und wir sehnen uns nach der großen Einsamkeit und Stille, wo wir, allein mit uns, erst wirklich zu uns kommen können. Ich meine nicht, daß dies eine tadelnswerte Neigung ist. Von allen Genien der Menschheit hören wir, daß sie sich zeitweilig „in die Wüste“, in die Einöde zurückziehen, daß sie vielleicht ihre höchsten und schwersten Augenblicke allein erleben, nicht mußten, sondern wollten, und daß eine vornehme Scheu vor der großen Menge, die ihren letzten Grund nicht in Menschenverachtung, sondern eher in einer etwas enttäuschten Menschenliebe hat, mit ihrer rückhaltlosen Hingabe an und für diese Menge sich wohl vertrug. „Odi profanum volgus, et arceo“ (weg mit dem eiteln Pöbel; ich hasse ihn!) singt selbst der nicht übermäßig gemühtiefe Horaz. Auch Heuschreckenschwärme, Lemmingzüge u. ä. lehren uns, daß ein, einzeln betrachtet, durchaus niedliches und hübsches Tierchen durch einfache Massenanhäufung Ekel erwecken kann. Tiefer noch greift die Beobachtung, die sich auch in der Mißachtung der Herdenatur des Menschen ausdrückt, daß große Massenanhäufungen überaus leicht zu Beifalls- oder Mißfallensstundgebungen verleitet werden können, daß das „Hosiannah dem Erlöser!“ hart neben dem „Kreuzigt ihn!“ ruht, daß mit einem Wort die Leidenschaften durch bloße Anhäufung vieler in unglaublicher Schnelligkeit und Stärke sich gegenseitig steigern, während die ruhige Vernunftentschließung dagegen unempfindlich bleibt und Einsamkeit, nicht das Treiben des Marktes sucht. Es ist gut, wenn wir selbst diese „Suggestion der Massen“ hie und da an der

eigenen Seele erleben, wie uns durch den einfachen Nervenreiz des gewaltigen Massenrufes, der geschwungenen Hute oder — Säuste, auch der disziplinierten Massen, des Heeres z. B., bestimmte Handlungen selbst wider unseren ursprünglichen Vorsatz aufgedrungen und abgerungen werden, gut, sage ich, einmal um den eigentlichen Wert solcher Kundgebungen richtig einzuschätzen, andererseits um uns vor der bloßen Pseudovornehmheit, als wären wir etwas besseres, als diese Herdentiere, Publikum genannt, zu bewahren. Das Bewußtsein, daß jeder für den anderen ein untrennbarer Bestandteil jener urteilslosen, törichten Masse ist, steigert schließlich doch auch wieder die Achtung vor ihr (da ich ja dabei bin!).

Aufgehen in der Menge aber will niemand. Das „Individuum“ ist nicht nur das Wesen, das nicht, ohne an seiner Wesenheit Schaden zu erleiden, geteilt werden könnte, sondern auch ein „Incongruum“ und „Indiffusum“, d. h. ein Wesen, das sich mit keinem anderen deckt oder mit ihm unterschiedslos verschmelzen ließe. Dagegen streitet die Forderung des Sich-selbst-verlierens nicht, haben wir doch deutlich die Grenze bezeichnet, bis wohin diese Hingabe gehen darf, um noch sittlich zu bleiben, und haben wir doch ferner in dem Abschnitt, der „Sich selber treu“ überschrieben ist, verwandte Gedanken ausgeführt (die Treue gegen die eigenen Ideale des Wahren, Guten und Schönen), während hier die Möglichkeit einer völlig unsozialen und anarchischen Absonderung des einzelnen von der Menschengemeinschaft untersucht werden soll. Sie ist nämlich auch eine Bedingung der Selbsterlösung, wie folgender einfacher Gedankengang klar legen wird: Ganz und völlig sich selbst genügend und absolut unabhängig ist nur das Vollkommene (ein fast identischer Satz). „Der Starke ist am mächtigsten allein.“ Das ist — nebenbei gesagt — der Grundsatz, der den Monotheismus nicht nur gegen den Polytheismus, sondern auch gegen den Dualismus rechtfertigt. Einen „Höheren“ oder ein „Höheres“ hat über sich eben nur, wer über sich noch Raum läßt, also selbst nicht der Höchste ist. Regiert werden heißt unvollkommen sein, und zwar ist die Unvollkommenheit die Ursache des Regiertwerdens, nicht umgekehrt. Der absolute Anarchist müßte also der Vollkommene sein, oder anders ausgedrückt, je weiter man auf dem Wege der Vervollkommenung (Erlösung) fortschreitet, desto größeres Recht auf Unabhängigkeit erwirbt man. In diesem Sinne spricht überall auch religiöser Ernst so gut, wie religiöser Taumel

von der Freiheit der Erlösten. Das Ideal der Anarchie ist begreiflicherweise nur bei der Voraussetzung der Vollkommenheit aller Individuen zu erreichen, wenn man eine bloße Anhäufung solcher, ohne alle Über- und Unterordnung, noch als eine Gesellschaftsform ansehen will.

Daß nun der Mensch seiner ganzen Struktur nach weder imstande ist, die absolute Vollkommenheit zu erreichen, noch auch die völlige Unabhängigkeit und Herrschaftslosigkeit, liegt auf der Hand. Nur in einem ziemlich eng bedingten und begrenzten Sinne kann von Erlösung, wie auch von Selbsterlösung gesprochen werden. Wir suchen von einem wie vom anderen das innerhalb der heutigen Menschenatur mögliche.

Bei aller Einordnung in das All und Unterordnung unter den Gesellschaftswillen bleiben wir doch immer Persönlichkeiten; der Revers der Münze, auf deren einen Seite Sozialismus steht, trägt den Aufdruck Individualismus. Oder hier Menschheit, dort Ich. Die Welt ist einerseits das Ganze, wovon ich ein Teil bin, andererseits aber auch mein Gegensatz. Allein und unbegleitet treten wir in sie ein, allein und unbegleitet werden wir auch durch das dunkle Tödestor schreiten.

Darum gilt es auch, auf eigenen Füßen stehen zu lernen, seine Selbstständigkeit zu behaupten gegen den Strom, der uns mit sich fortreißen will, den Persönlichkeitsgeist herauskehren gegen den Allgeist. Ist das überhaupt möglich?

Die Naturwissenschaft scheint die Frage zunächst zu verneinen. Der Mensch ist Herdentier, Genossenschaftswesen, nur Gattungsexemplar, nur Splitter eines Ganzen, ohne Sinn und Bedeutung für sich allein. Die „Persönlichkeit“ ist eine bloße Abstraktion, zu der zwar jeder einzelne etwas beiträgt (nämlich das, was abgezogen werden muß), die aber nirgends anzutreffen ist; so wenig wie wir „das Pferd“, „den Schmetterling“, „die Urpflanze“ irgendwo antreffen in einer Wirklichkeit, die nur Rappen, Braune, Scheden — Schwalbenschwänze, Zitronenfalter, Fuchsschmetterlinge — Nessel, Rose, Bärlapp ußf. enthält.

Demgegenüber will das Persönlichkeitsbewußtsein (das immerhin nur eine Illusion sein könnte, wie das Bewußtsein der Willensfreiheit oder der zentralen Stellung der Erde im Sonnensystem) durchaus für sich eine Ausnahmestellung unter den Naturwesen. Von ihnen gibt es zu, daß sie nur mehr oder minder gelungene Abflatsche eines Typus

seien; das Ich aber soll mehr sein als eine bloße Wiederholung der Urform. Es beansprucht, nicht mit dem, worin es allen anderen ähnlich ist, sondern mit dem, was es von allen verwandten Wesen unterscheidet, eine Rolle zu spielen in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit. Der Religiöse schwärmt so von seiner unvergleichbaren einzigartigen unsterblichen Seele; der Dichter und Künstler preist die Persönlichkeit als „höchstes Glück der Erdenkinder“ und als schöpferisches Prinzip, und der Denker spricht vom Ich als der einzigen Pforte, die in eine Innenwelt führe und möchte am liebsten aus ihm das ganze Weltendasein erklären.

In unserer naturwissenschaftlichen Zeit stände nun der Prozeß für das arme Ich recht betrübend, wenn nicht auch gerade von dieser Seite her eine unerwartete Hilfe auftauchte. Je mehr sich die bloße Naturerkenntnis in Naturforschung verwandelt hat, je tiefer sie in die Entwicklungsgeschichte der lebenden Wesen eindringt, desto deutlicher wird ihr die Ahnung, daß es mitten unter der Fülle aller die künftige Gestaltung der Wesen vorausbestimmenden Faktoren, wie: Vererbung von angeborenen und erworbenen Eigenschaften, örtliche und zeitliche Bedingtheit, kurz Kausalitätseinflüsse aller Art, doch wohl noch etwas geben muß, das, obwohl es sich dem Seziermesser und Mikroskop hartnäckig entzieht, doch wenigstens mitwirkt in der großen Rechnung. Ohne dieses will nämlich die Rechnung nicht stimmen.

Wohl läßt sich nach den algebraischen Grundsätzen der Variation und Permutation konstanter Elemente begreifen, daß eine unendliche, übrigens immer von der Zahl dieser Elemente abhängige, jedenfalls über Jahresmilliarden fortlaufende Veränderung aller Wesens- und Lebensbeziehungen stattfände, ein bloßes Platztauschen. Wie in dem alten Spielzeug des Kaleidoskops könnten die Glasmosaikstückchen alles Bestehenden immer und immer wieder zu neuen Formen zusammenschießen, den ersten Anstoß und die Grundanordnung als einmal gegeben angenommen, ohne daß nach dem Gesetze der Erhaltung von Stoff und Kraft sich irgend etwas wesentliches änderte. Sterne und Sonnen, Erden, Tier- und Pflanzengattungen und Arten, Menschheitsrassen, Völker und Individuen kommen dann und gehen, tauchen auf und unter; was sich ändert, ist immer nur das Unwesentliche, die Form, die Anordnung in Zeit und Raum. Eine solche Anschauung vom Weltganzen, bei der auch der Gedanke der ewigen Wiederkehr des Gleichen für

Liebhaver seine Stelle fände, ist gewiß erhaben und schön. Sie herrscht wohl auch noch in nicht wenigen Köpfen.

Mit dem Augenblick indessen, daß ein einziger Gedanke hineingeworfen wurde, nämlich der Gedanke der Entwicklung, ist für alle schärfer Denkenden diese Weltanschauung unhaltbar geworden. Hier scheiden sich die Geister. Wer rein mit dem (unbegreiflichen) ersten Anstoß und der Kausalität als Welterklärungsprinzip auskommen will, der mag vom Weltgetriebe sagen: „Immer etwas anderes und doch immer daselbe. Plus ça change, plus c'est la même chose, der Wechsel ist das dauernde.“ Wer aber mit dem Darwinschen Entwicklungsgedanken behauptet: „Immer etwas anderes und stets schließlich ein Besseres“, der muß einen neuen Faktor in das Erklärungssystem einführen, ein zweites Prinzip, und zwar denselben Zweckgedanken, den Darwin so geistreich gerade durch den Evolutionismus hinauszu- manövrieren gedachte. Dort läuft das Weltgeschehen meinetwegen in einem unendlichen Kreise, hier in einer Spirale. Die Spirale aber steigt oder fällt. Damit ist der ewige Ring der Wiederkehr des Gleichen zerbrochen.

Vom Darwinschen Evolutionismus ist heute der eine Gedanke, der ihn seinem Schöpfer so lieb und wert machte, nämlich die rein kausale, mechanistische Auslese des Passendsten im Daseinskampfe fast von den meisten Anhängern der Entwicklungslehre notgedrungen aufgegeben worden. Er ist ein schätzbares heuristisches Prinzip, aber — er erklärt nicht alles oder er erklärt doch in allzu gezwungener Weise. Er braucht, auch für die Phylo- und Biogenese, die wahrhaftig mit großen Zahlen zu arbeiten pflegt, zu viel Zeit und zu viel glückliche Zufälle. Er erklärt die Variation nicht, sondern setzt sie vielmehr voraus; er beweist etwas Unbestreitbares, nämlich, daß schlecht der Umwelt angepasste Wesen untergehen müssen, aber er beweist nicht das Strittige, daß Lebensnot Anpassungen hervorruft, die ja doch für diesen Notfall viel zu spät kämen. Er ignoriert auch Anpassungserscheinungen, die sich fast vor unseren Augen vollziehen. So rechnen heute auch die einfachsten Theorien über die Vererbung erworbener Eigenschaften, über die Möglichkeit einer langwierigen Variation und der sprungweise erfolgenden Mutation (nach de Vries) notgedrungen mit einem noch unbekannten und vorerst nicht näher zu bestimmenden Faktor, der sich bisher der Kausalkette nicht einfügen ließ und plötzlich, gleichsam von Innen her-

aus, aus den Dingen hervorspringt und neue, besser dem Kommenden angepaßte Formen schafft. Es ist das die von den Neubelebten des Samaritanismus behauptete „Zellseele“, der nicht nur die Lebenserscheinungen der Ernährung, Fortpflanzung, Bewegung, das Wachstum usw., sondern auch Empfindung, eine Art Vorstellung, Gedächtnis und Wahlfähigkeit zugeschrieben werden.

Wir wollen uns über die Bedeutung dieses Neovitalismus nicht täuschen. Er hat auch nur den Wert einer Hypothese, freilich einer nicht schlecht begründeten; er braucht Analogien und Wahrscheinlichkeitschlüsse. Man wird darum auch nicht behaupten können, daß er die Erscheinungen des Lebens „erkläre“. Unser Erklären bedeutet ja so wie so schon ein Zurückführen verwickelter unverständlicher Vorgänge auf einfache unverständliche Vorgänge, die wir dann mit einem recht familiären Namen abtaufen — wie Schwere, chemische Verwandtschaft, Energie, Kraft usw. Nun ist gewiß nicht zu leugnen, daß eine mathematische Formel einfacher wird, je mehr man die vielen Unbekannten auf einige wenige oder gar nur eine reduzieren kann, nur ist sie leider nicht eher lösbar, als man die Unbekannte in einer, wenn auch noch so verwickelten Gleichung mit Bekannten ertappt. Und dies ist auch bei der Gleichung: Fortschrittsprinzip = Seele noch nicht der Fall. Denn wiewohl die eigene Seele, besser das einfache Ichbewußtsein, jedem einzelnen das ihm allein Bekannte ist, so fehlt doch — wie der erste Abschnitt gezeigt hat — sehr viel daran, daß diese Bekanntschaft ein detailliertes Wissen von sich selbst wäre. Man wird zugeben dürfen, daß die Gleichung besser ist, als die von der Selektionshypothese aufgestellte: Fortschrittsprinzip = Zufall, aber das ist auch alles. Unsere intime Bekanntschaft mit der eigenen Seele, die wir Ichbewußtsein nennen, sagt uns von Allgemeingültigem (und das allein ist ja wissenschaftliche Wahrheit) gar nichts, nichts über das Wesen der Seele u. dgl. Sie setzt uns einzig in den Stand, auf dem Wege der Analogie bei anderen Wesen (was wir so „andere“ nennen) aus ihren Äußerungen auf ein ähnliches Innenprinzip zu schließen, wie wir es für unsere Äußerungen in uns unmittelbar, aber auch unzergliederbar, vorfinden.

Besinnt man sich aber völlig ruhig und besonnen auf das, was das Seelenprinzip leisten kann und was nicht, dann ist allerdings gar nicht die geringste Ursache zu entdecken, warum wir bei der Erklärung der uns umgebenden Welt von der Hypothese einer wirkenden Seelenkraft

zwar bei völlig gleichgearteten Wesen, Menschen, und selbst Tieren, Gebrauch machen dürften, vor der niederen Tierwelt, Pflanzenwelt und der ganzen übrigen Natur aber damit halt machen müßten.

Das ist das ohne Zweifel Richtige und Brauchbare an der Neubelebung des Vitalismus mit seiner seelischen Lebensenergie. In einer bloßen Ursachlichkeitswelt, wo mit blindem Mechanismus und tödlicher Sicherheit jedes auf das andere folgt und nihil est in effectu, quod non ante fuerit in causa, d. h. in allem Gewirkten nichts ist, als was schon vorher in der Ursache gesteckt hat — dort brauchen wir keine Seele, es sei denn die gute Seele, die die ganze Maschinerie etwa gebaut hätte und ihr den Antrieb gegeben (Materialismus und Deismus vertragen sich vortrefflich!). In einer Welt aber der Entwicklung, wo dieses Wort nicht einfach „Auswicklung alles Eingeschachtelten“, sondern „Wachstum und Fortbildung zu neuem“ heißen soll, da ist nun einmal eine „Unruhe“, ein „aus sich rollendes Rad“, mit Nicksche zu reden, oder nennen wir's allgemein ein Urzeugungsprinzip, nicht zu entbehren. Daß wir aber dieses Fortschrittszentrum nun nicht außerhalb der ganzen Natur und Welt anbringen wollen, gleichsam im reinen Äther aufgehängt, als Idee eines außerweltlichen Gottes, oder Demiurgos (bloßen Weltfabrikanten, der sich danach um sie nicht weiter kümmere), sondern nach dem Grundsatz: Prinzipien seien nicht ohne zwingenden Grund zu vervielfältigen, einfach der ganzen Natur eine „Seele“ zuschreiben — das ist eine Weltanschauungshypothese, die sich zum mindesten neben den anderen wird sehen lassen dürfen, ohne daß ihre Vertreter schamerröten. Wir verstehen diese Seele natürlich nicht in dem Sinne eines seines Selbst bewußten pantheistischen Gottes, sondern als Identität von Kraft und Stoff, indem wir einfach „keine Materie ohne Geist, keinen Geist ohne Materie“, mit Goethe, postulieren, also jedes Ding und Wesen mindestens in seiner Form (die sich ja nur abstrakt von seinem „Stoff“ löst) an irgend etwas Seelischem teilnehmen lassen. —

Man kann selbstverständlich diese Gedankengänge ablehnen, auch den ganzen Glauben an die Dervollkommenungsmöglichkeit und einen wirklichen Fortschritt in Welt und Menschheit als trassen Aberglauben hinstellen. Für mehr als einen Glauben, d. h. eine vertrauensvolle Zuversicht dessen, was man nicht sieht, geben wir vorläufig diese Hypothese auch nicht aus — aber man muß sich dann darüber klar sein, daß man damit den Entwicklungsgedanken verabschiedet hat; der einfachste Begriff

der Anpassung eines Innen an ein Außen, die bloße Annahme irgendwelcher spielender und um den Normaltypus fluktuierender oder pendelnder Variationen, die Idee, daß der Ausbau eines strukturlosen Eiweißhäufchens zu der ungeheuren Menagerie der Arche Noah, will sagen, zu unserer gewesenen, gegenwärtigen und weiter werdenden Tierwelt, immerhin ein kleiner Fortschritt sei — das alles ist mit der Annahme einer geist- und seelenlosen Natur nicht zu vereinigen.

Wir nehmen also an, jedes lebende Wesen, ob Pflanze oder Tier, sei nicht nur die Summe der in einem Strahlenbündel und Zentrumspunkt zusammentreffenden kausalen Kraftstrahlen der Außenwelt, sondern noch ein bisher wissenschaftlich nicht zu erfassendes Mehr. Dieses Mehr zwingt die Atome und Moleküle von bestimmter Qualität, chemische Anziehung oder Abstoßung zu äußern, nötigt den Kristall, in bestimmten mathematischen Formen zusammenzuschließen; es veranlaßt die verschiedensten Stoffe, sich zu einer „lebendigen“ Zelle zu formen, bestimmt die Zelle selbst wieder in ihren Lebensäußerungen, vermittelt die Anpassung des Radiolars z. B. an seine Umgebung in den bekannten „Kunstformen der Natur“; es stellt in jeder Pflanze und in jedem Tier den festen archimedischen Punkt dar, von dem aus es seine Welt — nicht eben aus den Angeln hebt, sondern aufbaut; es ist die Quelle aller Variationen und Mutationen, endlich im Menschen das, was wir den Kern unserer völlig unerklärlichen und mit anderen unvergleichbaren Persönlichkeit nennen.

Mit dieser Auffassung würde sich nun auch das Nebeneinander der egoistischen und altruistischen Triebe in jedem Lebewesen, am deutlichsten aber im menschlichen Bewußtsein, erklären. Der Trieb zur Selbsterhaltung ist der ursprünglichste Trieb; ihm aber muß in dem Augenblick, wo das Alleinsein zugunsten irgendeiner Gemeinschaft aufgegeben wird, der Trieb zum Selbstopfer zur Seite treten. Das gilt nicht nur vom Menschen in seinem Verhältnis zu sozialen Organisationen, nicht nur von jeder Zelle als differenziertem Teil eines Organismus, sondern von allem Lebenden. „Jede Zelle“, sagt R. H. Francé, einer der bedeutendsten Neu-Lamarckisten unserer Tage, in seinem „Leben der Pflanze“ (II, 361 ff.), „ist ein kleines seelisches Einzelwesen für sich, das auf seine Bedürfnisgefühle hin, seiner bescheidenen Urteilskraft und seinen beschränkten mechanischen Kräften gemäß, Mittel zur Befriedigung seiner Bedürfnisse hervorbringt, das aber außer diesem

abgeschlossenen Einsiedlerdasein auch noch gemeinsame Interessen mit den ihm angegliederten und auch körperlich verbundenen Mitzellen hat, die sich in Gemeingefühlen und Gemeinhandlungen äußern. So sind wir denn auch seelisch Doppelwesen und leben zwiefach, einmal als Zelle in den egoistischen Sonderinteressen unserer Körperzellen (d. i., was ich Körperseele nenne), und einmal als Organismus in den altruistischen Verbrüderungen der Zellen zu Organen und in ihren Handlungen (dies wäre der Gemeinbegriff menschlicher Seelentätigkeit).“ Damit ist die Persönlichkeit als etwas, das „auf eigenen Füßen“ neben der Welt, obwohl in ihr, stehen könnte, zunächst einmal gerettet, wenn auch nur als Annahme eines wissenschaftlich noch zulässigen Denkens.

Nur im Vorbeigehen sei darauf hingewiesen, daß derselbe Gegensatz einer rein materialistisch-mechanistischen und einer biologischen Betrachtungsweise in der Auffassung der Menschheitsgeschichte waltet. Wer in ihr nichts als einen ewig wechselnden Wirbel sieht, einen Mischmasch von Irrtum und Gewalt, ohne inneren Zweck und erkennbares oder doch vorstellbares Ziel — der braucht keine Persönlichkeiten als Träger des Geschehens; sie sind ihm rein ursächlich geleitete Drahtpuppen. Der historische Materialismus eines Marx steht dieser Auffassung bedenklich nahe. Wer aber Persönlichkeiten, und damit Zwecke und Vernunft in diesen Wirrwar einführt, dem erst gewinnt die Menschengeschichte ein Ziel, gleichviel, welches. Er kann von einem Reiche der Vollkommenheit, der Glückseligkeit aller und des Friedens träumen, von der Hegelschen Vernunftwerdung der Natur und dem Übermenschlichen Nießes; er mag aber auch, pessimistisch gerichtet, mit Schopenhauer und E. v. Hartmann die Selbstvernichtung der bewußten Welt als die Selbsterlösung des Alls feiern.

Haben wir nun die Persönlichkeit, so gilt es zweitens, sie zu erhalten im Stoßen und Drängen der Dinge und Menschen und gegen den eigenen gewaltigen Drang nach Vergesellschaftung.

Diese Aufgabe ist gerade in unserer Zeit überaus schwierig, aber auch drängend geworden, weil heute der Zug durchaus zur Sozialisierung geht, nach langer Atomisierung, ja nach einer überspannten Uniformierung und Gleichmacherei. Die Kraft der Menge, die den einzelnen anzieht und in ihren Bann zu zwingen sucht, scheint zu wachsen im Quadrat der Annäherung aller an alle, wie diese durch unsere Verkehrsbeziehungen hergestellt worden ist. Man klagt heute, wie

übrigens seit langer Zeit, über das Verschwinden der sog. „Originale“, und wenn wir auch die schrullenhafte Originalität gern preisgeben, so scheint doch die Zeittendenz nach Uniformierung in der Tat kaum mehr Platz zu lassen für „Eigene“, Eigendenker und Eigenempfindende und -wollende. Die wenigen, die dergleichen noch versuchen, gelten nur allzu leicht als verstiegene Ideologen, Sonderlinge, Eigenbrödler und seltsame Käuze.

Und doch verlangt — wie der Sozialismus nach dem Gegenbild des Individualismus, ja Anarchismus geradezu schreit — unsere intensiv für das Gemeinwesen zugeschnittene Erziehung die Gegenwirkung einer anti-sozialen Erziehung, d. h. eine Begünstigung der Selbsterziehung und Selbstbildung, die das Ich fest (immun) macht gegen die Ansteckung durch die Masse, gegen das Fieber und die Delirien der kollektiven Instinkte, Urteile, Vorurteile, Stimmungen und Herdenleidenschaften.

Es klingt fast sonderbar in unserer als idealismusfeindlich verrufenen Zeit: wir haben zuviel, zu kräftige Begeisterungen, zuviel Massensuggestion und Herdensinn — und zu wenig Eigenheit und Eigensinn. Auch viele unserer Besten haben es verlernt, auf eigenen Füßen stehend die alles mit sich fortreißende Woge der Klassen-Rassen-Massen-Leidenschaft an der breiten Brust zerschellen zu lassen. Die „idola tribus“, wie sie Hobbes nennt, die Götzenbilder des Volkes, bilden ein merkwürdiges Pandämonium und haben noch immer, und heute sogar mehr als früher, ungezählte Anbeter, darunter viele, die sich dessen gar nicht einmal bewußt sind. Denn wir sind sehr geneigt, uns für freier zu halten, als wir sind; wir spotten der Ketten des „Chauvinismus“, in denen wir andere liegen sehen und meinen selbst nur mit den zarten geistigen Banden des „Patriotismus“ gebunden zu sein; wir verurteilen den Klassenhaß des Proletariats und stecken selbst bis an die Ohren in Klassenvorurteilen; wir verlangen volle Gleichberechtigung der Juden im Rechtsstaat — und huldigen vielleicht einem feinen Salonantisemitismus, indem wir auf seinen plumpen Radaubruder schimpfen; wir protestieren im Namen der Humanität, vor der alles, was Menschenantliß trägt, gleichwertig sei, gegen die Brutalitäten einzelner „Afrikaner“, und finden es völlig korrekt und richtig, daß die minderwertigen Rassen für ihre Unfähigkeit, ihre eigene Heimat nach unseren Kulturrezepten auszubeuten, mit dem Verlust dieser Heimat an die höherstehende Rasse bestraft werden; ultramontane Intoleranz ist uns ein Greuel — und wir unterstützen protestantische Missionen oder

verurteilen als Freidenker alle Gläubigen in Bausch und Bogen als unmündige Toren oder gar Heuchler. Darum lieben wir heute die großen Kongresse und Massenversammlungen, die festlich begeisterte Menge oder den dumpfen Schritt der Arbeiterbataillone; wir sind vereinsfroher denn je und unterliegen völlig der Hypnose der großen Zahlen. Wahre Epidemien der Geschmacklosigkeit, um nicht zu sagen des Blödsinns, brechen periodisch alle 2—3 Jahre über uns herein — man denke an Kinderspielzeug, Gassenhauer u. ä., Modeseuchen — aber wir schütteln die Köpfe über die entsetzliche Unselbstständigkeit früherer Jahrhunderte, wo sich Hunderttausende von dem Ruf: Gott will es (nämlich die Befreiung des hlg. Landes von der Türkenherrschaft), oder von dem Beispiel der Geißler, die Gottes Zorn abwenden wollten, oder von Prophezeiungen des Weltendes — oder ähnlichen Bagatellen hypnotisieren ließen.

Nein, es ist wahrlich an der Zeit, hie und da einmal einem wahren Selbstdenker zu begegnen, der, die Sohlen gegen die feste Erde gestemmt, die Flut der andringenden Menge mit den Schultern teilend, mit eigenem Auge zu sehen, mit eigenem Kopfe zu urteilen unternimmt und so seine Persönlichkeit behauptet.

„Auf eigenem Urteil ruht ein großer Mann,
Und der betrogenen Menge setzt er still
Gerechter Achtung Vollgewicht entgegen.“

Goethe sagt hier nichts von der beliebten „Verachtung des Pöbels“, wenn er auch die Menge als betrogen bezeichnet. Nein, gerade das Vollgewicht einer gerecht abwägenden Achtung auch gegenüber solchen Masseninfektionen und Kollektivurteilen hilft ihm, sich auf eigenen Füßen zu bewahren. Er erkennt auch das relativ Berechtigte solcher Gesamtbegeisterungen, aber höher steht ihm und uns das Selbst, das weder von Liebe noch von Haß trunken werden, taumeln und das Gleichgewicht verlieren darf.

Schwer ist's — geben wir es ruhig zu —, in solchen Augenblicken einer sich durch das eigene Gewicht steigernden Massenkundgebung klar, nüchtern und kühl zu bleiben, und unsere Jugend bedürfte dazu einer sorgfältigen Gewöhnung und Erziehung, während die Staatspädagogik im Gegenteil für patriotische Zwecke, die Kirchenpädagogik für pseudo-religiöse Zwecke hier im Trüben zu fischen sucht. Was sind vorgeschriebene Schulandachten und patriotische Schulfeste anderes, als solche Versuche? Aber der Knabe oder das Mädchen, das sich dem Klassengeist beugt,

mit den Wölfen heult, Dummheiten mit macht, um nur nicht Spielverderber zu heißen, sind dieselben Leute, die dann später dem Korpsgeist weiterer Vereinigungen willenlos anheimfallen, jeglicher Mode — sie sei noch so törricht — ihren Tribut zahlen, „um nicht aufzufallen“, die als Heranwachsende ängstlich danach schielen, was wohl die Leute dazu sagen werden, und doch nichts sehnlicher wünschen, als „selbständig“ zu werden, d. h. in 90 Fällen vom Hundert die liebevolle Autorität der Eltern mit der erbarmungslosen Tyrannei des Publikums, der Mitwelt, zu vertauschen! — Sie werden nie auf eigenen Füßen stehen. Wie sagt doch Rückert?

„Wer stets nur will wie die andern handeln,
Und nur, wie andere wollen, wandeln,
Dem haben die andern sein Selbst verhandelt,
Und andere haben sein Leben durchwandelt.“

Nein, es gilt das eigene Leben zu leben, nach eigenem Rezept, kühn und fest. Mögen die „anderen“ sagen, was sie nicht lassen können; darauf kommt es an, was ich zu meinem Leben sage.

Brauche ich erst hinzuzufügen, daß gerade hier noch wieder eine Gefahr lauert? Die Gefahr, die den eigenen Sinn mit Eigensinn verwechselt, die mit der Verachtung der Menge das Selbst beräuchert und in Naturburschenmanier das bloße Anderssein als andere auch sofort in ein Bessersein umfälscht? Jene erbärmlichste der Eitelkeiten, die da meint, weil man sich nach dem Muster der Welt nicht richte, man sei von ihr frei geworden? Es gibt auch eine Einsiedlerkofferterie, eine Sonderlingspose, die reklamehaft in die Welt schreit: Seht, wie ich die Menge verachte, wie stolz ich auf eigenen Füßen dastehe! Niemandem verpflichtet, ganz auf eigener Kraft ruhend!

Auch ihr hat Goethe schon den Geleitbrief geschrieben mit den köstlichen Versen:

Ein Quidam sagt: „ich bin von keiner Schule,
Kein Meister lebt, mit dem ich buhle,
Auch bin ich weit davon entfernt,
Daß ich von Toten was gelernt.“
Das heißt, wenn ich ihn recht verstand:
Ich bin ein Narr auf eigne Hand!

Grob, aber verdient. Denn Eitelkeit ist Abhängigkeit vom Urteil der anderen, gleichviel ob ich ihnen nach dem Munde rede oder aus reiner Oppositionslust widerspreche. Wer nicht „ins Horn anderer blasen will“, mag zusehen, daß seine eigene Querpfeife nicht allzu närrisch schrillt.

Auf eigenen Füßen stehen, heißt gar nicht einmal: sich isolieren; im Gegenteil. Wer dort fest gegründet ist, der hat auch Lust und Kraft, mit beiden Händen hineinzugreifen ins Leben und andere, Sinkende, Taumelnde, Fallende, aufzuhalten und zu sich hinaufzuziehen. Das eben ist der unermessliche Segen einer Persönlichkeit, daß sie vielen, die erst danach ringen, Persönlichkeit zu werden, ein Halt und Vorbild wird. Sie gibt, aus sich heraus, einen neuen kräftigen Anstoß mitten in das Getriebe der bloß Getriebenen hinein; sie ist wahrhaft schaffend, Zwecke setzend und Fortschritt fördernd.

Wie das Tierwesen Mensch seine große Auferstehung damals erlebte, als es sich aus der gebückten Haltung, der Erde nahe, zur Sonne aufrichtete, und zum ersten Male die Hände zum Greifen benützend, auf eigene Füße trat, so wird die Menschheit dem Auferstehungsmorgen der geistigen Selbsterlösung immer näher kommen, je mehr ihre Glieder es lernen, wieder auf die eigenen Füße der Vollpersönlichkeit zu treten, eigene und freie zu werden, die dann nicht als Über- und Herrenmenschen hochmütig abseits treten von dem großen Haufen, sondern sich freudig und freiwillig in den Dienst des Ganzen stellen, um „mitzubauen an der Menschheit Tempel“.

7. Das Selbst als Richter

„Ebbe und Flut — Folgt fremden Gesetzen; — Sein eigen Gesetz — Trägt der Mensch in sich . . . — Sterne fallen — Ihre Spur verweht. — Aber die Bahn, — die der Mensch durchläuft, — Ist nimmer verwischt. — Das Recht zu ehren, — Beugt er den Nacken — Unter dem Henkerbeil. — Den Bruder zu retten — Stürzt er in die Wogen. — Der Pflicht zu gehorchen — Verspricht er sein Herzblut. — Sein Wort zu besiegeln — Besteigt er den Holzstoß! — Mensch, der du aufrecht wandelst — Und zum Himmel schaußt, — Du bist ein Gott! . . . — Umsonst hält die Erde — Ihren Schuldbrief dir vor. — Was sie dir geliehen — Gibst stolz du zurück, — Und forderst dein Erbteil: — Dein himmlisches Selbst!“¹

Ein stolzer Hymnus. Fast so prächtig, als der bekannte sophokleische: „Vieles Gewaltige lebt — Doch nichts ist gewaltiger — Als der Mensch!“ Der Mensch ein Gott. Also ein Weltenrichter? Zunächst wohl! sein eigener Richter!

¹ Nach A. Schreiber.

Darf er das sein? Und kann er das sein? D. h. hat er die Befugnis, hat er die Befähigung zum Richter?

Wir erkannten im vorigen Abschnitt die Persönlichkeit als das — ich will nicht sagen: wertvollste — aber doch als ein überaus wichtiges Element in der Entwicklung. In ihrem Schoße bargen wir alles neue, das in die Weltenrechnung gebracht werden könnte. Sie trat als Bringerin von Zwecken in die Kausalwelt ein, und unterlag dann natürlich ohne Ausnahme deren Gesetzen, wenn sie auch den Antrieb zu einem Fortschritt unbekannten Geistestiefen entnahm. Gleichzeitig — und folgerichtig — war das Persönliche natürlich das, was in dieser Form eben nur ein Wesen haben konnte; war es doch eben der Widerspruch des Typischen und Normalen; es ist das absolut Originale, das anders ist als alles andere.

Daraus folgt die völlige Inkomparabilität (Unfähigkeit, verglichen zu werden) des Selbst, seine Einzigkeit und Eigenheit. Steht aber die Sache so, dann ist offenbar eigentlich alles Richten Mißbrauch und Unvernunft. Denn richten heißt „recht machen“, recht, d. h. normal, gradlinig, wie alle sind. Der Richter ist der Zurechtbringer. Nur der Mißbrauch der Strafjustiz hat aus ihm statt dessen einen Zutoebringer gemacht. Aber ob ich ein Haus, ein Balkengerüst richte mit der Wasserwaage, daß es in Zukunft fest und gerade allen Stürmen troge, oder ob Frau Justitia mit ihrer Zungenwaage einen schiefgewordenen, sinkenden Menschen richtet, das sollte nach der Spruchweisheit unserer Altvorderen das gleiche sein. Erst die Einwanderung des Rache- und Sühnecedankens hat uns die Justiz verpfuscht. Auf die Herstellung des Normalen weist auch die Forderung der völligen Rechtsgleichheit hin. Das Recht ist für alle, darum sind umgekehrt alle vor dem Gesetze gleich. Auf Originale, auf die Tiefe der Persönlichkeit kann die Justiz keine Rücksicht nehmen; dafür trägt sie die Binde. Und wenn sie einmal unter ihr vorschließen sollte, dann pflegt sie leider, kurzichtig, eher die auffallenden Rang- und Vermögensunterschiede, als die bunte Verschiedenheit persönlicher Motive zu sehen. Die Ungleichheit der Herzenstiefe macht alles Richten über andere, in deren Herz eben niemand sehen kann, zum Unfug. Eine Ahnung davon lebt in der bei verschiedenen Völkern und in alten Zeiten herrschenden Vorstellung vom letzten Weltgericht und dem göttlichen Weltenrichter, der sich schließlich das letzte Wort über Wert oder Unwert einer Menschenseele vorbehalten hat, nämlich der

richtige Gedanke, daß Geist nur von Geist, die Teilseele nur von der Allseele beurteilt werden kann. Negativ drückte das Jesus, der ja auch im Banne der bilderreichen orientalischen Vorstellung von einer letzten Rechnungslegung stand, mit der feinen (und darum von uns gänzlich überhörten) Mahnung aus: „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet“. Denn gerichtet werden heißt unter allen Umständen: Zwang erleiden. Es ist nur eine Abart des Regiertwerdens und setzt Autorität an die Stelle der Freiheit der Selbstbestimmung und des Selbstrichtens.

Gewiß ist es „der höchste Augenblick“, der Gipfel der Selbstmacht und Selbstherrschaft, wenn es uns gelingt, uns selbst aus einer zeitlichen Verirrung wieder dem selbstgewählten Ziele zuzurichten. Nietzsche hatte ein tiefes Gefühl für diese Erhabenheit, wenn er vom „bleichen Verbrecher“ schrieb:

„Daß er sich selbst richtete, das war sein höchster Augenblick: laßt den Erhabenen nicht wieder zurück in sein Niederes, ihr Richter und Opferer.“

Der Zwang zur Sühne, zur Strafe, zum Wiedergutmachen, schließlich zum Opfer vergiftet — das ist die feine psychologische Wahrheit, die hier liegt — das ganze Streben, das sich von selbst aufrichten möchte aus tiefem Fall. Zwang leiden geht wider Menschennatur. Wir sehen mitunter den Verbrecher, der soeben noch mit dem Aufgebot aller erfinderischen List oder mit Gewalt seinen Häschern zu entspringen trachtete, nach wenigen Stunden oder Tagen hocherhobenen Hauptes sich der Justiz stellen — und unsere Kurzsichtigkeit murmelt etwas von der Stimme Gottes, von Angst vor dem Weltenrichter u. dgl.; wir erkennen gar nicht, daß der Mann mit diesem Entschluß, sich freiwillig der gesetzlichen Strafe zu unterziehen, dieser die Giftzähne ausgebrochen hat; er handelt jetzt als ein Freier, als Selbstrichter, an Stelle dessen, daß man ihn wie ein wildes Tier jagt, fängt und fesselt. Er nimmt sich seine Ehrenrechte als Mensch wieder mit seiner freiwilligen Bestellung, ob sie ihm nachher der Richter absprechen mag oder nicht.

Ähnlich nennt es unsere Sprache ein „Stehen“, wenn jemand freiwillig „gesteht“, statt daß er „überführt“ oder „überwiesen“ werden muß.

Wo wir aber auf Zwang stoßen, da ist die volle Moral nicht zu Hause. Auch in unserer Rechtspflege nicht. Hinter der Strafe hört Nietzsche noch das heisere Hohnlachen der „Rache“ — und nirgends haben sich Bosheit, Unvernunft, Neid und Dünkel so gut verbrochen, wie im

Richtertalar. Mit dem Richtscheit und dem Richtschwert werden seit Menschengedenken die festen Knochen der Eigenpersönlichkeit gebrochen.

Ich spreche hier nicht von der Rechtspflege im engeren Sinne, und insbesondere der von heute, in der gewiß schon vielfach Ansätze zum Besseren enthalten sind.

Über das Maß ihrer Notwendigkeit, Zweckmäßigkeit und weiteren Ausgestaltung wäre so viel zu sagen, daß es den Rahmen dieser Ausführungen sprengen würde. Lassen wir es heute dahingestellt sein, ob sie dem Volke noch eben so nötig ist, wie dem Kinde der Erziehungszwang. Alle Zwangseinrichtungen unserer Kultur haben ja nur unter der Bedingung eine Existenzberechtigung, daß sie daran arbeiten, sich selbst unnötig zu machen und damit aufzuheben. Auch die Rechtspflege ist einzig aus dem Gesichtswinkel der Erziehung zu verstehen. Beiseite bleiben mag darum auch das Sophisma, mit dem sich der „christliche Staat“ über das ausdrückliche Verbot des Richtens hinweggesetzt hat. Nur das eine Richten soll uns beschäftigen, das da bedeutet: ein Werturteil fällen über den inneren Eigenwert, und das gipfelt in einem: Sich-selbst-zurechtbringen.

Es ist nicht unmöglich, daß eine sich bescheiden gebärdende Psychologie hier den Einwand macht: gerade das Selbst sei der allerungeeignteste Richter, weil es in eigener Sache urteilen solle. Vielleicht gibt man zu, daß allerdings kein anderer dich so kennt, wie du dich kennst, daß kein anderer so in die tiefsten Fältchen deines Gewissens hineinspähen kann — und daß schließlich auch kein anderer so genau weiß, wo in deinem Innern die Hebel und Schrauben anzusetzen sind, um dich wieder in die Richte zu bringen, als du allein. Aber schließlich lehnt man dich als befangenen Richter ab.

Im wesentlichen ist auf diesen Einwand schon im ersten Abschnitt dieses Kapitels geantwortet. So viel darf zugegeben werden, daß ein unbefangenes Urteil über den eigenen Wert, das nicht getrübt wird von Selbstliebe, der Neigung alles zu entschuldigen und zum Besten zu lehren, nicht eben leicht ist.

Seine Möglichkeit aber leugnen heißt grundsätzlich auf Selbsterlösung verzichten, heißt den Menschen von rechts wegen für alle Ewigkeit zum bloßen Objekt der Rechtspredchung und — der moralischen Beurteilung machen, heißt also mit anderen Worten: Recht und Sittlichkeit zu himmlischen Fremdlingen in der Menschenwelt stempeln. Damit ständen

wir auf dem Standpunkt der Offenbarung, einer Offenbarung, wie sie Paulus im Auge hatte, der selbst das Gesetz und die bloße Erkenntnis von gut und böse — geschweige denn die Gesetzeserfüllung — zu den alleinigen Taten Gottes in und an der Menschheit rechnete.

Ich bestreite nicht die Möglichkeit einer solchen Weltanschauung — ich lehne sie nur, für mich, mit vollster Entschiedenheit ab. Notwendig war es aber, zu zeigen, daß sie, und nur sie, hinter jener bescheidenen Psychologie steckt. Klarheit ist alles; der Leser mag und muß sich dann selbst entscheiden.

Seit jeher hat die dichtende und vergegenständlichende Phantasie der Völker das sich selbst richtende Ich mit dem Namen der Gottheit geschmückt. Sie wollte es hinausretten aus der Leidenschafts-durchwehten Welt in die reine Sphäre der Unweltlichkeit, Übernatürlichkeit. Dorthin allein schien es zu gehören. Nicht nur als Richter, sondern auch als Gesetzgeber, Aufgaben, die ursprünglich in einer Person vereinigt waren. Und gerade diese letzte Funktion, die Aufstellung eines Gesetzes des Sollens, war doch etwas, das mit der ganzen umgebenden Natur, die sich mit der Tatsache des: „So ist's“ begnügt, aufs schärfste kontrastierte. Gibt es eine gewaltigere Geistesart, als die des Menschen, der zuerst den Strom des Geschehens und Handelns nach reinen mechanischen Ursachegeetzen an sich vorüberfluten sieht, und dieser erdrückenden Fülle von Tatsachen kaltblütig eine bloße Vorstellung des gedachten Geschehens und Handelns entgegenstreckt mit dem Stempel: So sollte es sein!? Der da neben die Wirklichkeitswelt eine neue Welt seiner Ideale aufbaut und der sein: „So will ich, daß es sei!“ gebieterisch neben das schöpferische „Werde!“ der Allmacht stellt? Tritt er damit nicht in die Reihe der Götter?

Man kann dies in bestimmtem Sinne bejahen und doch hinzusetzen: er verläßt aber deswegen auch nicht die Reihe der tierischen Vorfahren. Denn — wie ich im vorigen Abschnitt andeutete — gilt wohl auch von der einfachsten lebenden Zelle, soweit sie Anpassung an die Umwelt üben will, cum grano salis das schöne Wort:

„Vor jedem steht ein Bild
Des, das er werden soll;
So lang er dies nicht ist,
Ist nicht sein Friede voll!“

Das „Du sollst“ im Sinne eines „Du willst, daß du seiest“ also nicht nur im engeren moralischen Sinne, durchzieht alles fortschreitende

Leben. Wir müssen unwillkürlich die uns vertrauten Ausdrücke aus diesem Gebiete auf die Natur anwenden; denn was heißt es denn anders, von Naturgesetzen sprechen, von dem Gesetz, nach dem der Kristall aus der Mutterlauge die Atome an sich zieht bis zu dem verwickeltesten Lebensgesetz der höheren Tierwelt, als daß wir, meinetwegen anthropomorphisierend, annehmen: die Wesen hätten sich etwas vorgelegt, ein Ziel, eine Methode, was weiß ich? Jede lückenlose Folge von Geschehnissen, von denen a niemals ohne b, b niemals ohne a auftritt, so daß wir die Beziehung von Ursache und Wirkung zwischen ihnen setzen, gilt uns als ein solches Gesetz, und der Dichter macht nur den rückläufigen Prozeß, wenn er an die Stelle der gesetzlichen Naturkraft Ausdrücke aus dem Menschenempfinden setzt, wie „der Magnete Hassen und Lieben“.

Ob ich das bewegende Grundprinzip der Welt mit dem neutralen Namen der Energie, Kraft u. dgl. bezeichne, oder mit dem intimer bekannten Wort: Wille, macht sachlich keinen Unterschied. Weil „es will“, darum „ist etwas“, ist „das All“. Der Imperativ des Legendarischen: Es werde! ist wahrhaftig der Weltenschöpfer. Um einmal ganz grob zu sprechen: „ich will wachsen“ sagt die Amöbe zu sich, und sie wächst; „ich will mich teilen“ das Infusorium im Wassertropfen, und es macht aus eins zwei; dem „Ich will“ verdanken die Krebstiere ihr Außenskelett, die Wirbeltiere ihr Rückgrat — und wenn heute die *Oenothera Lamarckiana* des Professor de Vries ihren Kopf aufsetzt, so wird sie *Oenothera gigas* oder *Oenothera nana*. An diese Reihe schließt sich das moralische „Ich will“ des Menschen lückenlos an.

Stets war der sittliche Mensch ein schaffender, und jede echte Moral ist nie etwas anderes, als Selbstgesetzgebung gewesen, auch dann, als der Mensch meinte, sein schwaches Wollen mit der himmlischen Autorität eines göttlichen Befehls bekleiden zu müssen. Wie sein eigener Gesetzgeber, so war der Mensch, zum mindesten der bewußte Vollmensch, stets der alleinige Richter über seine Gesinnung und sein Handeln — schuf er sich doch selbst die Götterbilder, denen er seinen Spruch ebenso unbewußt zuraunte, wie eine gewitzigte Priesterschaft später ihre Stimme durch die resonanzreichere Göttermaske über das profane Volk hinrollen ließ.

Nur die Schwachen und Armen an Geist und Willen, vielfach aber reich an Einbildungskraft, schielten nach den Verboten und Geboten Gottes, ihrer Führer und leitenden Geister; denn willig machten sie

auch aus Menschen Heroen und Heilige. Ihre Sittlichkeit ist Sklavengehorsam geblieben bis auf den heutigen Tag. Sie verantworten sich zitternd und stammelnd dem fremden Herrn gegenüber, mag dieser nun die Maske des blitzeschleudernden Zeus, des eifrigen Gottes der Rache, des leutseligen Gottes der Liebe oder selbst den rein abstrakten Namen eines apriorischen Imperativs tragen. Aber sie müssen — und sie werden, dafür bürgt uns die Geschichte der Menschheitsentwicklung — aus der Knechtseligkeit einmal erwachen durch das Zauberwort der Freiheit und Selbstverantwortlichkeit.

Selbstverantwortlichkeit — das ist das Wort der Menschenwürde. Keine Macht Himmels und der Erde darf mich fürder fragen: „Adam, wo bist du? Was hast du getan?“ — ich würde ihm die Antwort weigern. Der einzige Richter, auf dessen Frage ich lausche, dem ich willig und gern antworte, ist mein Selbst.

Was heißt denn antworten? Es heißt: Gründe, innere Beweggründe und äußere Ursachen angeben für das, was ich getan. Der Richter urteilt, d. h. er nimmt die Ur-Teilung vor in der Fülle dieser Gründe; er zerlegt mein Handeln in seine Ur-Bestandteile, Ur-Sachen, um abzuwägen, was davon mir zuzuschreiben ist, was nicht. Wer wäre besser dazu imstande, als eben mein Selbst?! Die ganze Gefahr der Selbsttäuschung und Befangenheit wird aufgewogen durch die, von niemand anders zu erreichende Klarheit über das, was ich mir persönlich zur Last legen (oder zum Verdienst anrechnen) darf, und was nicht. Denn das Bewußtsein der Verantwortlichkeit stellt sich begreiflicherweise nur bei der ersten Kategorie von Handlungen oder Geschehnissen ein, und gibt auf diese Weise eine gute Unterlage für die Selbstbeurteilung ab.

Nun kann das Verantwortlichkeitsgefühl selbstverständlich irren — wie denn Gefühle stets der kritischen Besonnenheit eines rechtfertigenden Urteils bedürfen; es kann stärker oder geringer entwickelt sein, und vor allem kann es durch Erziehung und Selbstzucht gekräftigt, durch leichtsinnige Gewöhnung geschwächt werden. Wir sprechen hier von ihm, wie wir von „Gewissen“ „Gedächtnis“ reden, als ob damit eine völlig bestimmte Funktion und ihr Organ damit gemeint wäre; es ist darum nützlich, daran zu erinnern, daß wir nur theoretisch, aus reinen Zweckmäßigkeitsgründen, eine bestimmte Richtung der Urteilskraft und des Selbstempfindens so bezeichnen. Es kann überzart sein, krankhaft gesteigert, so daß ein Mensch sich als schuldigen Urheber aller denk-

baren und undenkbaren Scheußlichkeiten empfindet; es kann auch — beim verstockten Verbrecher — annähernd gleich Null werden, wenn die Gewohnheit einer Rechnungsablegung über das eigene Tun konsequent abgewiesen wird: in beiden Fällen aber haben wir ausgesprochene Geisteskrankheit vor uns. Zum normalen Menschen gehört es ganz sicher.

Mit wenigen Worten sei hier nur das leider weit verbreitete Mißverständnis abgewiesen, als ob der Determinist, d. h. der Leugner einer menschlichen Willkürfreiheit, auf das Verantwortlichkeitsbewußtsein, dieses zarte Thermometer der sittlichen Beurteilung, verzichten müsse. Die landläufige Logik urteilt: „Wenn mein ganzes Ich mit allen seinen ererbten und erworbenen Eigenschaften und Fähigkeiten nichts anderes als das Produkt einer Ursachenkette ist, und mitten in einer nur ursächlich bedingten Welt darin steht und sich nach ewigen Gesetzen äußern muß — dann „kann ich nichts für meine Handlungen“, d. h. ich kann sie weder rechts noch links von der einmal (durch die Kausalität) vorgezeichneten Bahn ablenken, folglich bin ich auch nicht verantwortlich dafür, und aller Lohn und alle Strafe ist Unsinn.“ — Ich bin geneigt, das letztere für Erwachsene bis zu einem gewissen Grade zuzugeben (Lohn und Strafe sind sehr grobe und nicht unbedenkliche Erziehungsmittel); ich stelle weiter völlig das Ich in die Welt zwingender Naturnotwendigkeiten hinein und kenne weder ein motivationsloses Handeln, noch Motive, die nicht in die Ursachenreihe eingingen — der Fehler aber, der dort gemacht wird, besteht darin, daß das Ich völlig passiv, als bloßes Produkt und Endergebnis von Ursachenreihen, aufgefaßt wird, während es doch, obwohl ursächlich bedingt, auch als wirkender, gleichberechtigter Faktor neben den anderen wirkungsausstrahlenden Ursachen in das Weltgeschehen eingestellt werden muß. Es ist Kraftzentrum, wie der Stein, der am Wege liegt und auf seine Unterlage drückt. Auch er ist nach seiner Form, Zusammensetzung, Herkunft usw. rein ursächlich bedingt; seine Wirkung kann ich — mehr oder minder genau — messen und nenne sie je nachdem Schwere, Kohäsionskraft u. a. Ich scheue mich auch gar nicht, ihn, obwohl er kein Bewußtsein hat, als verantwortlich für sein Wirken anzunehmen; denn ich entferne ihn einfach, ihn, den an seiner Schwere doch gewiß „unschuldigen“ Stein, wenn er mir z. B. im Wege liegt oder eine aufsteimende Pflanze drückt.

Genau in demselben Maße, und nirgends darüber hinaus, gilt die Verantwortung für den ursächlich bedingten Menschen. Er ist Wirkender und darum Täter seiner Taten. Die Verantwortung schlägt einzig die Brücke zwischen Handlung (bzw. Geschehen) und Täter (Urheber oder Ursache); darüber hinaus, wie der Täter so oder so geworden sei, sagt sie nichts aus und kann sie nichts aussagen. Aber das genügt vollkommen für die sittliche Beurteilung, die da Werturteile fällt über das Handeln, nicht über das Sein. Ob der deterministische Satz nun weiter gilt: alles Handeln fließt unverrückbar aus dem Sein (*operari sequitur esse*), oder ob die Freiheitsfreunde recht haben, die zwischen Sein und Handlung noch einen unbegreiflichen motivlosen freien Willen schieben — man weiß nicht recht wozu — das hat zum mindesten mit der Frage der Verantwortlichkeit nichts zu tun, die damit erledigt ist, daß die Kausalkette zwischen Tat und Täter geschlossen ist, und ist eine reine metaphysische Doktorfrage.

Der Determinismus wird übrigens auch nicht einmal durch die im vorigen Abschnitt erörterte Forderung der Annahme eines seelischen Prinzips als des Urhebers aller Variationserrscheinungen und des schöpferischen Aufbaues einer Idealwelt gestört. Denn darüber kann kein Zweifel bestehen, daß auch dies biologische Element ganz und voll in die natürliche Ursachenreihe hineingeht, wie es sich selbstverständlich, obwohl zweckmäßig wirkend, der Kausalität zu seiner Auswirkung bedient. Es wurde nur die Annahme gemacht, daß die — dem Entwicklungsleben mit seinen Anpassungen eigentümliche — Vorstellung eines Zukunftszustandes als ursächlicher Faktor neben die rein mechanisch wirkenden Ursachen tritt; eine Willkürfreiheit oder motivlose Willensentscheidung wurde nicht etwa in die „Zellseele“ hineingeschmuggelt.

Getrübt wird die oben gegebene einfache Darstellung des Tatbestandes bei dem Verantwortlichkeitsbewußtsein einzig durch die mehrfach erörterte Teilung zwischen empirischem Ich und idealem Selbst, aber diese Trübung verschwindet vor klarerem Denken. Nachdem nämlich die einfache Tatsachenfrage des Verantwortlichkeitsbewußtseins, die sich noch ausschließlich vor dem empirischen Ich abspielt: Warst du der Täter, Urheber, dieser Tat? erledigt ist, tritt die sittliche Beurteilung und Wertung der Handlung ein, in der allerdings das Selbst als Richter über das Erfahrungssich auftritt. Noch immer darf der Leugner der Willensfreiheit sagen: „ich handelte so, weil ich mußte“, d. h. mein

Gehandelthaben beweist zwingend, daß mein empirisches Ich zur Zeit des Handelns keiner anderen Handlung fähig war; aber völlig unbekümmert um diese Tatsachenfrage erhebt das ideale Selbst seine Stimme und sagt: der ideale Mensch, wie ich ihn verstehe, hätte anders handeln sollen, d. h. dein Handeln, gleichviel wie es zustande gekommen ist, entspricht nicht dem Ideal; an ihm gemessen ist es minderwertig. Mehr bedeutet das nicht, auch dann nicht, wenn wir in einer sehr erklärlichen Verwechslung unseres erfahrungsmäßig gewordenen Ichs mit unserem idealen Ich sagen: „ich hätte anders handeln sollen.“ Denn in diesem Satze ist Subjekt der (in mir lebende) Ideal mensch; in dem anderen Satze: „ich handelte so, weil ich mußte“ das Erfahrungs-Ich.

Wie nun in der biologischen Entwicklung die dunkle Vorstellung oder, will man so lieber, Vorahnung eines neuen, besser angepassten Zustandes zum Zweck wird, als Motiv in die Ursachenreihe eingeht und tatsächlich den Fortschritt der Lebewesen bewirkt, so wirkt auch dieses menschliche Ideal-Ich als Gegenstand der Sehnsucht auf künftige Motivenreihen des empirischen Ichs und ergibt so die Möglichkeit der Erziehung und Selbstzucht. Sittlichkeit wird so begriffen als die Anpassung eines Vernunftwesens an die Umwelt mit der Richtung, aus ihr einen besseren Zukunftszustand zu erzielen. Wir lernten sie ja kennen als freiwillige und bewußte Unterwerfung des Individualwillens unter einen vorhandenen oder vorgestellten Gemeinshaftswillen. Was dort Anpassung hieß, wird hier Unterordnung; was dort mit „Richtung“ bezeichnet ist: Gemeinshaftswille.

Das Selbst also ist, als Gesetzgeber und als Richter, der eigentliche Träger der Anpassung der Menschenwelt an eine bessere Zukunft, besser ausgedrückt, der Vorbereitung der Menschheit für die Erreichung einer höheren sozialen Organisationsstufe, des Fortschrittes in der Menschheit oder der Sittlichkeit, die alle drei wesentlich ein und dasselbe bedeuten.

Wie aber die Mythologie vom Weltenrichter voraussetzt, daß er alle Zusammenhänge der Welt in Vergangenheit und Gegenwart (die Zukunft ist ja beim Weltgericht abgeschnitten) überschauet, in die winzigsten Herzensfalten jedes Individuums hineinblickt und auch die gewaltigen Strömungen der Menschengeschichte zu würdigen verstehe, so gilt auch vom Selbst als Richter, daß es immer weiter, immer tiefer vertraut werde mit den unzähligen Fäden und Bändern, die jedes Einzelwesen

an die Gesamtwelt in fast unentwirrbarem Geflecht knüpfen. Das heißt mit anderen Worten: Unser Verantwortlichkeitsbewußtsein muß noch unendlich vertieft und erweitert werden; noch klebt unser in den Rahmen des individuellen Daseins gespannter Geist allzu sehr am Äußerlichen; so wenig unser Auge weiter reicht als unser Horizont, so wenig vermag er die ungeheure Fülle der Wirkungen zu erfassen, die von jedem Kraftzentrum, auch von unserem Ich, ausgehen. Auch unser ideales Ich kennt Wachsen und Vertiefung; das Idealbild des Vollmenschen erweitert sich und wird schärfer mit jeder Generation.

Ein Stein fällt ins Wasser. Du siehst 5, 10, 20, 100 Ringe; du beobachtest vielleicht noch, wie am Teichrande eine winzige Welle aufbäumt — und dann sagen uns unsere stumpfen Sinne nichts mehr. Die Vernunft aber denkt weiter und setzt die Kette fort ins Unendliche. Dein Stein ist ein unentbehrliches Glied in der Ursachenreihe, die vielleicht nach 100, 1000, oder 10000 Jahren den Uferrand so verändert hat, daß auch das Menschenauge die Wandlung merkt; denn nichts kann zunichte werden, auch die winzigste Wirkung ist mehr als Null — und kein Dammbruch, Berg- oder Lawinensturz ist etwas anderes, als die Summe unzählig vieler unserem Auge unmerkbarer Wirkungen.

Darum ist die gewaltige Mahnung alles gesteigerten Verantwortungsgefühles bei jedem Gerichtstag, den dein Selbst über dich abhält, immer wieder: Du bist die Quelle unzähliger und unendlicher Wirkungen. Nichts tust du allein für dich. Alles, auch das versteckteste Handeln im stillen Kämmerlein, selbst der Gedanke, das Phantasiebild, das in deiner Seele auftaucht, und dort entweder willkommen geheißen oder zurückgedrängt wird, zieht einen unabsehbaren Schweif von Geschehen hinter sich her. Gib es doch endlich auf, von Groß und Klein zu reden im Hinblick auf Wirkungen. Im Naturgeschehen wie im Menschenhandeln ist nichts groß, nichts klein. Unsichtbare, aber unzerreißbare Fäden verknüpfen alles, aber auch alles, Werden und Sein und Handeln und Leiden miteinander. Von diesem Zusammenhang wissen, heißt Gewissen haben, heißt seiner Verantwortlichkeit bewußt werden.

Wie das Gebirge die Gesamtheit der Berge an einem Ort bezeichnet, so ist das Gewissen der Menschheit nichts weiter, als die Sammlung dieses Wissens um unsere unlösliche Gesamtverflechtung mit allen Mitmenschen in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, ja mit allem Existierenden.

Unverantwortlich handeln heißt gewissenlos handeln, das ruft dir dein Selbst zu, wenn es von dir Antwort heischt über dein Handeln.

Gewiß, Berge von Unsittlichkeit sind noch abzutragen — aber wir wollen über dieser Aussicht auf das noch zu leistende Werk nicht vergessen oder unterschätzen, was bereits in den Tausenden von Jahren erreicht worden ist. Hunderte von Leuten, die über die Schlechtigkeit der Menschheit im allgemeinen, über die Begehrlichkeit der Massen im besonderen, auch über den Mangel an Pflichtgefühl zetern, setzen sich täglich — ohne das allergeringste Bedenken, mit einem fast strafbaren blinden Zutrauen, in Kästen, die mit ungeheurer Schnelligkeit Nacht und Tag durch uns völlig unbekannte Gegenden sausen; sie wissen, daß ein falscher Griff, vielleicht veranlaßt durch ein winziges Gläschen über den Durst, des ruhigen unbekannten Mannes da vorn auf der Maschine, sie und hunderte von Mitreisenden mit Sekundenschnelle in eine Masse zuckender Leiber und verstümmelter Leichen verwandeln kann; aber wem fällt es auch nur ein, sich diesen Herrn über Leben und Tod auch nur flüchtig anzusehen! Ob im Norden oder Süden unseres Vaterlandes, in Italien, Frankreich, Rußland, Amerika oder Asien: blindes riesengroßes Vertrauen bringen wir Menschen entgegen, die wir nie kennen und wiedersehen werden! Wir genießen in aller Stille die Erziehungsarbeit von hunderten unbekannter Mütter und Väter, die vor 20—30 Jahren ihre Elternpflicht ernst genommen und ihre Kinder zu strenger Pflichterfüllung angehalten haben. Wie du heute dein Kind behandelst, das wird nach 30 Jahren für Unzählige andere die Quelle von Leid oder Freud sein; denn es gibt keinen Beruf ohne sein voll gerüttelt und geschüttelt Maß von Verantwortlichkeit.

Bekämpft bis aufs Messer werde darum von der Stimme des Richters in uns selbst die leere und gedankenlose Redensart: „Es kommt ja nichts darauf an!“ Ob ein Schulkind heute seine Aufgabe für morgen mit Sorgfalt oder liederlich schreibt, ob der Handwerker ein wenig Pfuscherarbeit abliefert, ob der Arzt gerade diesen Krankheitsbericht studiert oder über ihn weglieft, ob der Kaufmann heute nur um einen halben Pfennigswert von der Gewissenhaftigkeit abweicht, ob ich mir soeben einen Genuß versage oder erfülle — alle diese winzigen und lächerlichen Kleinigkeiten haben ihre unabwendbaren notwendigen Folgen und Wirkungen, die nicht mehr in deiner Hand stehen, sobald

sie geschehen, die du aber zum guten wenden kannst, ehe sie geschehen. Wie nichts Großes und Kleines, so gibt es für den seiner Verantwortung Bewußten nichts Wichtiges und Unwichtiges.

Eine kindlicher denkende Zeit brauchte wirklich nicht erst Gott die Sünden der Väter bis ins dritte und vierte Glied rächen zu lassen; denn für Gott bleibt heute gar nichts zu tun übrig. Wir selbst sind die unfehlbaren Rächer und Vergelter unserer Taten; wir bauen mit großer Geschicklichkeit uns und unseren Kindeskindern die Hölle auf Erden oder ein erträgliches Dasein. Wenn uns aber diese Tatsache bereitwillig zugestanden zu werden pflegt, so folgern wir wohl auch ohne Fehler: auch Retter und Erlöser können wir sein für uns und kommende Geschlechter, wenn wir, im kleinen treu, „Schneeballposten“ der Freundschaft, Güte und Liebe in die Welt hineinsenden.

Kleinarbeit baut die sittliche Gewissenswelt, wie Milliarden winzigster Schnecken die Kreidefelsen im Meer aufstürzten; und für sie das Bewußtsein der Verantwortlichkeit zu wecken, das ist die Hauptaufgabe des richtenden Selbst!

Denn sonst ist nicht eigentlich zu „richten“. Müßig die Frage, ob dieser Richter streng gegen uns sein soll oder mild; beides hat seinen Sinn verloren, denn der Richter in uns urteilt wohl, aber er verurteilt nie. Er ist kein Häschler und Henker, aus dessen Auge die Rache glüht oder der Fanatismus des „Sühnens“. Er sitzt nicht über den Wolken, zu lohnen und zu strafen mit ewiger Himmelseligkeit und unendlicher Höllequal, sondern er scheidet in dir das Lebensmögliche von dem zur Vernichtung bestimmten; er kennt kein Segnen, kein Fluchen, sondern einzig das ruhige und gleichmäßige Sondern und Trennen, Umformen und Bessermachen. Wir alle merken das an uns: mit steigender Weisheit und Reife schwindet die Neigung zum richten.

„Man darf nur alt werden, um milder zu sein“, urteilte Goethe, „ich sehe keine Fehler begehen, die ich nicht selbst begangen hätte.“ — Unwillkürlich übernehmen wir das Richteramt an unserer eigenen Jugend und Vergangenheit. Die freundliche Teilnahme und ein klein wenig wehmütige Ruhe, mit der wir zurückblickend unsere Kinderjahre und Jugendzeit betrachten, hier den Kopf schüttelnd über Unbesonnenheit und Torheit, dort mit ernstem Blick und dem Gefühl der Scham Handlungen bereuend, die wir vielleicht noch keinem Lebenden beichteten, über die Summe der verpaßten Gelegenheiten zu unschuldiger Lebensfreude trauernd,

in der Erinnerung an bestandene Kämpfe wieder froh, im ganzen aber alles verstehend und vieles verzeihend — das ist auch die Grundstimmung des Richters in unserem Selbst; denn er ist noch viel älter und weiser, als das bloße empirische Ich mit seiner handvoll Lebenserfahrung. Dieses unser ideales Selbst ist die Verkörperung aller guten Gefühle, Gedanken und Willensrichtungen, die durch Vererbung und Erziehung, Belehrung, Beispiel und Gewöhnung in der Gattung homo sapiens L. konstant zu werden beginnen (nicht ohne gelegentliche Atavismen!); es ist die millionenfach geklärte und durch das Einzeldasein gesiebte Essenz alles Guten, das in der Menschenbrust Platz hat, das Lebenselixier, das immer ein Geschlecht dem anderen reicht, damit es sich daran erquicke und es mehre.

Es ist das Ideal ewiger Vernunft, Wahrheit, Güte und Schöne, von dem die Menschheit sich Bild und Gleichnis zu machen nicht müde geworden ist; es leuchtet als das, was ich „eigentlich und wesentlich“ neben und hinter allem Augenblicks- und Zufallswollen möchte, noch als Funke in dem härtesten und verstocktesten Sünderherzen. Ob wir wollen oder nicht — hier liegt das große Existenzgeheimnis — das gute, edle, ideale Selbst in unserer Brust ist der Magnetpol, nach dem sich unser kleines Einzeldasein richtet, das Selbst unser Richter.

8. Selbsterlösung durch schenkende Liebe

Über den schwierigen und mühseligen Weg der Selbsterkenntnis, der Selbstbeherrschung als Schöpferin und Erbauerin der eigenen Welt, egoistischer Selbstbehauptung, altruistischer Selbsthingabe haben wir das Ich begleitet auf seinem Wege zur Selbsterlösung; wir haben es gelehrt, auf eigenen Füßen zu stehen, der gewaltigen sozialen Suggestion gegenüber, haben ihm die Selbstverantwortlichkeit ins Gewissen geschoben und es damit zum alleinigen Richter über Gut und Böse gemacht.

Aber damit ist gewissermaßen nur die Ausrüstung und Ausstattung geschaffen, die es zur erlösenden Tat fähig machen soll. Über allem Richteramt und aller Selbstkritik steht das Schaffen eines neuen Menschen, eines Vollkommenen, die eigentliche Göttertat: die Selbstvervollkommnung.

Daß auch sie, wie die unbeschränkte Herrschaft über alles Natürliche, die uns zum schöpferischen allmächtigen Künstler machen würde, wie

das Schauen der vollen Wahrheit, die uns Allwissenheit bescherte, nicht in dem Erreichen des Zieles völliger Heiligkeit bestehen kann, sondern einzig in einer bescheidenen Annäherung an dies Ideal, ist selbstverständlich. Der Gott-Natur stehen wir, aller unsrer Technik und Kunst zum Trotz, doch wesentlich nur mit offenen Händen, als Empfänger unzähliger Gaben, gegenüber.

Das Fahrzeug, mit dem wir im Sternenhimmel durch Sonnensysteme schiffen, der Erdball, entzieht sich unserer Lenkung durchaus; haben wir doch noch nicht einmal die meteorologischen Gesetze der Winde und Wolken, die in dem eigenen Dunstkreis unserer Atmosphäre gelten, erkennen, geschweige denn nach unseren Wünschen lenken gelernt. Und wenn wir uns mit kindlicher, d. h. künstlerischer Phantasie als die Bringer des Lichtes der Vernunft auf unserer Erde bezeichnen, so mag unseren prometheischen Stolz nur die Überlegung dämpfen, daß, so wenig wir die wirkliche Drehung unseres schiefen Erdballes „durch Nacht zum Licht“ beeinflussen können, so wenig auch der große Gang der Entwicklung alles Erdgeborenen vom Unbewußten zum Bewußten, vom Anorganischen zum Organischen, von der Unvernunft zur Vernunft wirklich unser Werk ist. Wir sind ja selbst nur Werkzeuge eines Weltgeschehens. Wo blieben wir „Aufklärer“ ohne die von unserem Rennen und Laufen völlig unabhängige Kraft der vernünftigen Wahrheit, auch Widerwillige unter ihren Bann zu zwingen! Handlanger des Lichts, wenn wir schon sehr üppig sein wollen; Laternenanzünder, die sich in der Prometheusrolle gefallen, weil sie ein winziges Fünkchen der Flamme in ihrer Blechlampe tragen dürfen!

Dieselbe Bescheidenheit der Hoffnungen auf unsere Leistungen ziemt sich bei dem Werke der Willensreinigung, der Dervollkommnung auf sittlichem Gebiete, der Heiligung.

Ein für allemale sei es gesagt: unser Weg zur Selbsterlösung kann nicht konkurrieren mit den Dichterträumen irgendeiner Religion, die von dem Erlöstsein, von der Heiligkeit der Gläubigen, von ihrem Besitz der vollen Wahrheit und ihrer völligen Freiheit schwärmen. Uns gelüstet überhaupt nicht nach einem Sein; wir fühlen uns wohl nur im Werden. In diesem Sinne könnten wir, wenn nur damit überhaupt etwas gesagt wäre, von der Gottheit das von den Theisten so inbrünstig geforderte Sein, mit Allmacht, Allwissenheit und Heiligkeit, aussagen — schade nur, daß der vollste Begriff nach Umfang immer

auch der leerste an Inhalt wird. Aber am erträglichsten ist es noch, Gott als das unendliche Ziel alles Welt-Werdens und -Geschehens anzusehen, wobei es pantheistischer Mystik unbenommen bleiben mag, Ausgangspunkt und Ziel zum Schließen des Ringes zusammenfallen zu lassen.

Der Weg aber, der zur allmählichen Dervollkommenung und damit zum Selbsterlösungswerke führt, ist uns dreifach, als fühlenden, denkenden und wollenden Wesen gewiesen, nicht durch eine wunderbare in die geschichtliche Welt wie ein Fremdkörper hineingeratene Offenbarung, sondern durch unsere menschliche Erfahrung. Er heißt: Liebe. Unser Empfindungs- und Gefühlsleben gipfelt darin, unsere Vernunft zeigt sie uns als das über allen Daseinstampf und Streit Triumphierende, unser Willen findet darin seine höchste Befriedigung, nämlich in der schenkenden, gebenden, sich entäußernden und gerade damit so recht innerlich und innig werdenden Liebe. Sie ist nur ein anderer Ausdruck für Vollkommenheit. Auch der Religiöse weiß nichts Höheres von seinem Gott zu sagen, als daß er die Liebe sei. Nur die in sich vollkommene Persönlichkeit kann schenken ohne sich je zu erschöpfen; ja ihr Geben und Sichtheilen bedeutet, wie bei der Flamme, ein Sichmehrnen, Sichausbreiten. In dem Maße, wie jemand vollkommener wird, wächst sein Liebesdrang sich mitzuteilen, über die Grenzen zu fluten, wie der schwere Tropfen am Blütenkelch, der sich rundet, um befruchtend zerfließen zu können.

Mit wunderbarem Takte und feinsten Seelenkenntnis ist im echten Christentum — abseits von allen störenden Bekenntnissen — diese Liebe, die ein wertvollstes Ich, eine Persönlichkeit hingibt an die Welt, in den Mittelpunkt der Religion gerückt worden. Damit hat die rohe Anselmische Opferlehre nicht das geringste zu tun; sie trübt nur den von allen zeitlichen Beimischungen freien klaren Gedanken höchster Sittlichkeit: Liebe lebt und stirbt gern für die Welt. Ja, man darf das Paradoxon wagen: schon die rein geschichtliche Auffassung der Kreuzigung des Nazareners ist, weil sie Zufallsmomente historischer Art in den reinen Gedanken einmischt — eine Vergrößerung und ein plummes Mißverständnis dieser feinsten sittlichen Erfahrung.

Der Menschensohn braucht nicht am Kreuze zu verbluten, um seine Gottheit zu beweisen. Mit der Golgathalegende tritt Jesus nur in eine Reihe mit den glücklicherweise zahlreichen Menschen, die für ihre Überzeugung, für ihr Werk zu sterben wußten. Das ist schön und erhaben, aber nicht überwältigend; nichts vermöchte zu erklären, warum gerade

dieser Märtyrer seiner Lehre, neben einem Sokrates z. B., als unvergleichlich durch die Menschheitsgeschichte wandert. Aller Wunderkram und alle theologische Spekulation über seine Gottessohnschaft, und was alles damit zusammenhängt, beweist nichts weiter, als daß ihre Urheber den wundervoll einfachen Gedanken: das Ich muß vor dem All verschwinden — nicht begriffen haben. Sie glaubten das Ich aufzuheben zu müssen zu einem übernatürlichen, übersinnlichen Wunderwesen, weil ihnen die köstliche Lebensweisheit: die menschliche Persönlichkeit, das wertvollste, das wir kennen, ist für die Welt da, ist bestimmt, im Dienste des Ganzen aufzugehen — zu ärmlich schien. Der Weg zur Vollkommenheit, zur Heiligkeit, zu Gott ist die sich selbst schenkende Liebe — das ist die Predigt Jesu gewesen; nichts mehr, nichts weniger; unendlich einfach, wahrhaftig nicht übermäßig tief oder neu, aber zusammengefaßt in einer harmonischen Persönlichkeit. Auch diese Persönlichkeit ist nicht das wertvollste im Weltgeschehen; sie muß vergehen, damit Höheres werde.

Das Reich Gottes ist das Reich der Liebe. Man sagt wirklich nicht übermäßig viel neues damit. „Du sollst Gott über alle Dinge lieben und deinen Nächsten wie dich selbst.“ „Darin hanget das Gesetz und die Propheten.“ Es gibt nichts einfacheres zu sagen — und nichts schwereres zu tun. Mit dieser „guten Botschaft“ aber, der er, wie es scheint, in seinem kurzen Leben treu nachgelebt hat, ist uns die Bedeutung Jesu für das Erlösungswerk erschöpft. Insbesondere geht aus dieser Auffassung hervor, daß wir — von den Spekulationen über seine Gotteseigenschaft, Sündlosigkeit, sein Weltenrichteramt u. dgl. gar nicht zu reden — weder seinem Leben noch seinem Tode irgendwelche mystische Bedeutung „für die Menschheit“ beimessen, daß wir pietätvoll an der liebenswürdigen Gestalt der Evangelienbildung unsere durch historische Kritik und Exegese ungetrübte Freude haben, daß uns sein Name, an den zwei Jahrtausende ihre edelsten Hoffnungen und Sehnsüchte geknüpft haben, der freilich auch zum mißbrauchten Bannerzeichen für unerhörte und entsetzliche Verirrungen der Menschheit geworden ist, verehrungswürdig bleibt trotz alledem; und daß wir endlich die merkwürdige und unverständliche, fast etwas künstlich anmutende Begeisterung, mit der die moderne Theologie trotz schärfster Kritik des altkirchlichen „Gottesohnes“, an dem unzeitlichen, lebendigen Christus festhält, nur als eine der vielen Inkonsequenzen auffassen können, an denen jeder Versuch, Vernunftserkenntnis mit religiöser Inbrunst zu verbinden, seit Jahrhunderten leidet.

Wir lehnen also ganz ausdrücklich auch jede Art eines nichtkirchlichen, nichtkonfessionellen, mehr oder weniger „echten“ Christentums für uns ab, obwohl unter voller Würdigung der wahrscheinlich von dem jüdischen Reformator für seine Zeit und sein Volk zum erstenmale, jedenfalls am ausdrücklichsten ausgesprochenen Erlösungsmaxime und seines bis zu einem gewissen Grade vorbildlichen Lebens.

Er war ein Prediger und ein Vorbild der Selbsterlösung des Menschen durch hingebende, schenkende Liebe.

Der Durchschnittsmensch war damals und ist noch heute ein Stümper darin. Er begnügt sich zumeist mit einer Pseudoliebe, einem sehr unvollkommenen Surrogat, oder, wenn man so will, einer Vorstufe der die ganze Persönlichkeit durchleuchtenden Liebe zum All (zu Gott, nach religiösem Sprachgebrauch). Jene Liebe liebt genau so weit und betätigt sich, schenkend und sich hingebend, nur in dem Maße, als ihr „Gegenstand“ „liebenswürdig“ ist, so daß also ein Gegenseitigkeitsverhältnis obwaltet. Das ist die Stufe des griechischen Eros, lateinischen Amor, eine Liebe, die nicht etwa einzig und allein in den Beziehungen der Geschlechter waltet, sondern auch einer hohen geistigen und seelischen Steigerung fähig ist.

Sie kommt aus der Tierwelt und der ganzen Natur mit gewaltiger Stärke herauf und darf genau so als erziehende und vorbereitende Vorstufe der Ewigkeitsliebe gelten, wie das Zeitlichkeits-Ich Träger des Ewigkeits-Ichs war, und wie wir in der Familie die Urzelle sozialer Organisation erblicken. Die Ewigkeitsliebe dagegen, wenn man uns diesen Ausdruck verstatten will, also die uninteressierte Liebe zum All, die recht eigentlich eine Begleiterscheinung der Selbstvervollkommnung ist, lateinisch caritas, griechisch agape, unterscheidet sich von ihr vornehmlich auf dem Gebiete der Hingabe, des Schenkens. Auch die erotische Liebe, obwohl wesentlich egoistisch und allerdings auch eine gewisse Vervollkommnung bedingend, nämlich die höchste Anspannung der in der geistig-leiblichen Persönlichkeit wirkenden Lebenskräfte erfordernd, treibt auch zu gewaltigen Opfern, sogar zum Opfer des eigenen Selbst und zur Geringschätzung aller übrigen Güter der Welt, aber unter dem Druck der Leidenschaft, also eines passiven Verhaltens:

„So ein verliebter Tor verpufft
Euch Sonne, Mond und alle Sterne
Zum Zeitvertreib dem Liebchen in die Luft.“

— und ist darum doch in allem Wesentlichen Selbstgenuß. Die

himmelsstürmende Leidenschaft zieht ihre ganze Stärke aus der, vorgestellten oder vorhandenen, Liebenswürdigkeit ihres Objekts und erlischt in dem Augenblicke, oder schlägt gar in die konträre Leidenschaft des Hasses um, wo diese Liebenswürdigkeit scheinbar schwindet. Sie beruht zwar nicht immer auf Gegenseitigkeit, aber sie strebt doch danach mit allen Kräften — und darum gilt auch von ihr das Wort: „So ihr nur liebet, die euch lieben, was tut ihr Sonderliches? Tun nicht die Heiden auch also?“

Die karitative Liebe aber ist nichts weniger als Leidenschaft, sie ist nicht passiv, sondern aktiv, schaffende Tätigkeit; sie schöpft ihre Kraft gerade aus der Widerspenstigkeit, Störrigkeit und Unliebenswürdigkeit des Objekts. Sie wächst am Widerstande, wie der Muskel. Ihr gilt der große berühmte Hymnus Pauli im Korintherbriefe: „sie leidet alles, trägt alles, duldet alles, sie läßt sich nicht erbittern, sie blähet sich nicht und wird nicht ungeduldig“ — und gerade darum ist sie das eigentliche Werkzeug der Selbstvervollkommnung.

Sie ist auch alles andere, als etwa im hergebrachten Sinne „natürlich“, etwa ein bloßer Ausfluß angeborener Herzensgüte (wiewohl selbstverständlich für ihre Anlage auch Vererbung eine Rolle spielen wird), sondern sie ist doch wesentlich Produkt der sittlichen Selbsterziehung. „Natürlich“ ist es durchaus, den Feind zu hassen, sich bis zu seiner Vernichtung zu wehren, den Unliebenswürdigen stehen zu lassen, den Abstoßenden ohne Rücksicht darauf, ob er schuld oder nicht schuld an seinem Wesen ist, zurückzuweisen, körperliche und seelische Häßlichkeit zu fliehen. Wie wenige von uns kommen über diese Stufe hinaus!

Und doch — in dem sozialen Geiste unserer Zeit, dem langsam eroberten Produkt sittlichen Gemeinschaftslebens, haben wir bereits einige Fortschritte in dieser Liebe gemacht. Wir empfinden es bereits als Pflicht — für die meisten freilich noch eine saure, unangenehme Pflicht, uns auch der verkümmerten und ausgestoßenen Exemplare der Gattung anzunehmen. Wir üben Selbstüberwindung allem Häßlichen, Kranken, Schmutzigen, Erbärmlichen gegenüber; über die Brücke des Verstehens und des sich Versetzens in die Seele des anderen suchen wir zum Verzeihen zu kommen: wir steigern uns zu einer zunächst noch etwas gemachten Nächstenliebe. Aber diese notgedrungene, sauertöpfische Liebe blähet sich gar zu leicht, wird ungeduldig oder eifert, wenn die Objekte unserer Fürsorge, die wir, um uns nicht allzu sehr zu beschmutzen, mit Glacéhandschuhen anfassen,

unsere Bemühungen so undankbar aufnehmen, gar kein rechtes Verständnis zeigen für die Opfer, die wir ihnen bringen oder sogar Wohltaten höhnisch zurückweisen, auf Menschenrechte pochen und sich lieber den Stolz des Elends wahren, als die Hundedemut des Beschenkten dafür einzutauschen.

Schenken ist eine schwere Kunst. Millionen von guten, braven Menschen leben so nebeneinander hin, jeder sein eigenes Leben, mit einem kleinen Schuß mitfühlenden Verständnisses für die Nächsten, gewiß, aber doch ohne ein rechtes Eingehen auf ihren Schmerz und ihre Freude. Man beschenkt sich auch, zu bestimmten Tagen, und gern — freilich ohne immer genau zu wissen, was dem anderen Freude machen wird! Ihre Vollkommenheit ist noch nicht trächtig, ihr Liebestropfen noch nicht rund und voll genug, um bei der geringsten Berührung überzufließen. Gleichgültig und einem guten Herkommen treu stellt der Fabrikant, dessen Auge ein Jahr lang unbewegt über „seine Arbeiter“ und ihr persönliches Leben wegleitet, zum Jahreschluß oder zur Weihnacht einen Posten als Geschenk für die Bediensteten oder an die Armen ins Hauptbuch. Unser ganzes Gesellschaftsleben kommt mit seiner Isolierung mitten im Verkehrsgerühl und seiner unpersönlichen Art diesem Zug der Bequemlichkeit schenkender Wohltat entgegen — aber man merkt kaum, wie diese (aus anderen Gründen gewiß zu rechtfertigende) Generalisierung des Wohltuns ihm den Charakter einer Liebestat entzieht und es zu einer bloßen Versicherungsprämie gegen soziale Unzufriedenheit und — eigene Gewissensbisse herabdrückt.

So stehen wir mutatis mutandis — wesentlich noch auf dem pseudo-sittlichen Standpunkt des Mittelalters, das Almosen gab, um sich eine Leiter in den Himmel zu bauen. Auch die religiös-kirchliche Sittlichkeit suchte gerade die Elendesten, Armseeligsten, die Siechen und Verbrecher mit ihren körperlichen und seelischen Schwären und Wunden, nicht um ihrer selbst willen, sondern um an ihnen Exerzitien der Selbstüberwindung und des Opfers anzustellen zu höherer sittlicher Vervollkommenung. Aber eine Liebe, die über das Bewußtsein des Opfers nicht hinauskommt, ist noch keine wahre Liebe und kein großer Schritt zur Selbstvervollkommenung. Die schenkende Liebe folgt keinem ihr fremden Zwang, sondern innerem Drang; sie muß von ihrer überfließenden Fülle mitteilen und empfindet das eigene Tun demütig als höchstes Glück und Seligkeit. Sie sucht die Armen und Kranken nicht, aber sie findet sie ungesucht überall auf

ihrem Wege. Wer von ihr beseelt ist, der lebt das Leben aller anderen Wesen, des Weltalls, mitfühlend, mit ihnen sich freuend und leidend, weil es ihm jetzt „natürlich“, d. h. zur höheren, zweiten Natur geworden ist. Er versetzt sich in jedem Augenblick in Seele und Empfinden der anderen. Er braucht keinen umständlichen Apparat zur Hilfeleistung; er gibt nur sich selbst; mit jeder lieblosenden Miene, jedem freundlichen Wort und herzlichem Gedanken streichelt er die wunde Seele. So gehen von der schenkenden Liebe Ströme des Segens aus:

„So du ein Wort der Liebe hast,
Verbirg es nicht im Herzen;
Brich du als Blütenzweig es ab
Zur Heilung bitt'rer Schmerzen!
Es ist die Welt des Hasses voll.
Es bluten rings die Wunden;
Ein Wort, das aus dem Herzen quoll,
Macht manch ein Herz gesunden!“

Die harmonische Persönlichkeit, getragen von dem Gefühl des höchsten inneren Glückes wachsender Selbstbefriedigung, in einer von allem Selbstzwang oder fremder Autorität befreiten natürlichen Herrschaft über sich selbst und alle Dinge, voll verstehender Weisheit, kann nicht mehr anders, als ihre schenkende Liebe ausströmen lassen auf alle; sie schafft sich gewissermaßen einen zweiten, feineren und zarteren Ätherleib, eine zur höchsten Leistungsfähigkeit gesteigerte Sinnenausrüstung. Mit einem ziemlich oberflächlichen Wort nennen wir das „Takt“; d. h. sie hat sich eine Berührungsfläche mit der ganzen Welt geschaffen, die ganz mit unsichtbaren Fühlfäden und sympathischen Nerven durchzogen ist, so daß der Liebende ohne viel Besinnen ahnt, wie es dem Mitwesen zumute ist, was es reizt, drückt oder quält. Er hört alle Unter- und Nebentöne in der Stimme des Nächsten und versteht die große Kunst, mit dem Betrübten zu klagen und mit dem Lustigen sich zu freuen, und nicht nur „so zu tun“. Er weiß den Wert eines freundlichen Blickes, eines heiteren Gesichtes oder einer Trostgeberde zu würdigen und hat begriffen, daß für unser tägliches Zusammenleben die winzigsten Kleinigkeiten des Umganges unendlich viel wichtiger sind, als die großen heldenhaften Entschlüsse und Opfertaten. Diese Liebe gibt sich in Pfennigen aus, nicht in Tausendmarktscheinen. Sie übt seelische Samariterkunst, weiß jedem das Seine zu geben, nicht im Sinne der bloßen Gerechtigkeit, sondern in dem der Güte, und versteht den Zurück-

geſetzten, den nervös Erregten, den Kranken und Empfindlichen, wie den grob Zufahrenden mit der ihr eigenen ſanften Stille zu bändigen und zu heilen.

Nicht Wohlthaten erweiſt ſie — geſchweige daß ſie Opfer brächte —, ſondern empfängt allen Ernſtes die Wohlthat des Gebendürſens und die Seligkeit des Schenkens als einen Freundschaftsdienſt von dem, der ihr Gelegenheit zum Schaffen bot. „Goldgleich leuchtet der Blick dem Schenkenden,“ ſagt Zarathuſtra, „eine ſchenkende Tugend iſt die höchſte Tugend. Das iſt euer Durſt, ſelber zu Opfern und Geſchenken zu werden; unersättlich trachtet eure Seele nach Schätzen und Kleinodien, weil eure Tugend unersättlich iſt im Verſchenkenwollen.“

Derſelbe Zarathuſtra hat auch das ernſte Wort: „Wehe allen Mitleidigen, die nicht noch eine Höhe haben über ihrem Mitleid.“

Die Höhe, das iſt's: die höchſte eigene Vervollkommenung iſt die Vorbedingung. Bloßes Leiden — auch Mit-Leiden — erniedrigt; niemand darf ſich darin verzehren, aufgehen im Mitleid. Von höherer Warte iſt alles Leiden und Leben zu betrachten, als Anstoß zum Schaffen. Die rechte Hilfe iſt die Hilfe zur Selbſthilfe. Auch die anderen, die Leidenden, ſind verſappte, verſteckte, nur unter augenblicklicher Not und Irrtum und Schuld verummte Selbſtſchöpfer und Selbſterlöſer. Du darſt ihnen nicht in ihre Menſchenrechte, aus eigener Kraft in die Höhe zu kommen, hineingreifen, ſie nicht zu Objekten deiner ſchenkenden Liebe, zu bloßen Mitteln, herabwürdigen. Kurzſichtig iſt oft genug das Mitleid, blind die Liebe, und führungslos der gute Wille. In Mechanismen mag die täppiſche Sauſt oder die zarte Sonde eingreifen; Organismen wollen ſich ſelbſt helfen und aufbauen.

Hier bleibt dir kein anderer Weg: mit Fremdem darſt du nicht kommen; ſo muß dein eigen Ich ſich aufgeben und mit dem fremden Ich zeitweiſe verſchmelzen; du verſeßeſt dich ganz und gar in die Seele des anderen, an der Flamme deines Selbſt entzündet ſich die ſeine. Viel Ruß mag ſich um ſie gelagert haben; ſie will nicht brennen; es kniſtert und dampft. Mißgunſt, Verachtung, Undankbarkeit, Haß des Kleinen gegen den Großen, des Nehmers gegen den Geber, Neid und allerhand Brutalität ſchwält auf. Die ſchwache, törichte, mitleidige Liebe hätte ſich längſt zurückgezogen vor ſo viel Erbärmlichkeiten; die ſchenkende Liebe ſteigert ſich, fragt nicht nach Gut und Böſe — ſtrahlt doch die Sonnenglut auch über Gerechte und Ungerechte; ja ſie kann

auch das Schwerste: einmal das eigene Recht wegschenken zugunsten des anderen, Kranken, der krankhaft danach verlangt, Recht zu haben. Recht bleibt Recht, auch wenn du es wegschenkst, um damit zu heilen. Du hast den Überschuß an Kraft, um dich und dein Recht zu verschenken, ohne ärmer zu werden — und siehe: endlich leuchtet dort eine neue, reine, eigene Flamme auf. Der andere hat sich wiedergefunden — und dich reicher gemacht um den Inhalt seiner Seele.

Und vor dir liegt die ganze Welt, dich ihr zu schenken und ihr Wesen in dein Selbst aufzunehmen. Da fällt es dir wie Schuppen von den Augen: Selbsterlösung ist Welterlösung. Deine Vollkommenheit ist keine Vollkommenheit ohne die Vollkommenheit des Alls. Der Schleier der Maja fällt. Ich und du und Gott und All — wir sind eins! Und du stammest mit Goethe, dem großen Gott- und Welt-, deiner und seiner selbst -Kundigen:

„Weltseele, komm, uns zu durchdringen!
Denn mit dem Weltgeist selbst zu ringen
Wird unsrer Kräfte Hochberuf!
Teilnehmend führen gute Geister,
Gelinde leitend, höchste Meister
Zu dem, der alles schafft und schuf!“

Die Weihe unseres Gemeinschaftslebens



arwin und Hegel, die beiden Antipoden, dürften in einem Satze wohl zusammenkommen, nämlich in dem oft mißverstandenen Worte: Alles, was besteht, ist vernünftig. Tatsächlich kann man mit Darwin das Bestehenbleiben, die Fähigkeit des Sicherhaltens, da es die verhältnismäßig vollendetste Anpassung an die Umwelt einschließt, mindestens bei den Wirbeltieren mit dem Namen der Vernunft ansprechen; andererseits ist bei der von Hegel behaupteten Identität von Denken und Sein dem absoluten Wissen gegenüber das Wirkliche auch immer das Logische. Lassen wir aber alle solche Spitzfindigkeiten beiseite, so lehrt jedenfalls das Bestehen, nämlich das geschichtliche Geworden- und noch nicht Vergangensein bestimmter Institutionen, daß sie einem Bedürfnis entsprechen haben und noch entsprechen.

Das gilt vor allem auch von der allgemein menschlichen (wofür uns die Völkertunde nicht täuscht) Einteilung des Jahres oder der Zeit überhaupt in festliche und festlose Abschnitte. Stellen wir uns einmal die Frage, ob heute ein Mensch, der nicht gerade bis zur Erschöpfung seiner körperlichen und geistigen Kräfte arbeitete, also nicht aus Erwerbszwang, sondern nur um seinem Tätigkeitsdrange zu genügen (etwa ein wohlsituiertester unabhängiger Gelehrter), ob dieser für sich ein unabweisliches Bedürfnis einer Unterbrechung der Tagesfolge durch einen regelmäßig wiederkehrenden Ruhetag, und des Jahreskreislaufes durch hervorstechende Festesfeiern haben würde? Es würde, wenn man ganz von sozialen und Familienbeziehungen absieht, ganz gewiß nicht dringend sein, arbeitet doch heute schon glücklicherweise ein großer Teil von Kopf-, aber auch Handarbeitern aus Liebe zur Sache ruhig über die Sonntage und Feste hinweg. Das Bedürfnis ist also immerhin, wie es scheint, nicht absolut zwingend. Ob freilich auf die Dauer das „ermüdende Gleichmaß der Tage“ nicht doch zu einer mehr oder minder regelmäßigen Ausspannung oder doch zu einem Wechsel der Beschäftigung führen würde, mag hier dahingestellt bleiben¹.

Denn sicherlich haben wir in einem derartig glücklich temperierten Leben einen seltenen Ausnahmefall vor uns. Es kann gar keinem

¹ Vgl. meine „Laienpredigten von neuem Menschentum. 2. Das Recht auf Muße“. Gottesberg, Oscar Henjel. 1905.

Zweifel unterliegen, daß für irgend absehbare Zeiten eine Festordnung des Jahres, auch völlig abgesehen von religiösen und kirchlichen Bedürfnissen, aus rein sozialen und wirtschaftlichen Gründen notwendig bleiben wird. Sehen wir doch bei Völkern, die eine Kirche in unserem Sinne gar nicht gekannt haben, eben aus sozialen Gründen (trotz dem Bestehen der Sklaverei und der dadurch bedingten Ablehnung aller bannaussischen Erwerbsarbeit für den freien Bürger) diesen Wechsel von Ruhe- und Arbeitstagen überall. Die Griechen rechneten ihre Wochen nach Dekaden, die Römer nach acht Tagen und achteten sorgsam auf eine, wenn auch nicht ganz schematisch-regelmäßige, so doch ausnahmslose Unterbrechung dieser Arbeitszeit durch Festtage; in jedem Monat gab es eine Anzahl bestimmter Tage, an denen nicht nur dieser oder jener Gottheit, der vom Staate ein Heiligtum geweiht war, von Priesterhand Opfer gebracht wurden, sondern die auch von allen Geschäften, gerichtlichen Verhandlungen usw. frei bleiben mußten. Dazu kamen dann, feststehend oder beweglich, die Nationalfeste, Spiele, ordentliche und außerordentliche Feiertage usw.

Unsere siebentägige Woche geht bekanntlich auf babylonischen Ursprung zurück — oder verliert sich doch dort im Dunkel der überlieferungslosen Zeit. Während sie aber in der assyrisch-babylonischen Zeitrechnung noch mit jedem Monat neu einsetzte — so daß die überzähligen Tage (über $4 \times 7 = 28$) die letzte Woche belasteten, scheint das Volk Israel bei seiner Übernahme dieser Zeiteinteilung zuerst die fortlaufende Zählung eingeführt zu haben. Besondere Namen für die Wochentage finden wir bei ihm nicht, außer dem Sabbat, dem siebenten, und seinem Vorgänger, dem „Rüsttag“. Babylonische Erbschaft, die etwa mit dem ersten Jahrhundert vor Christus von Ägypten aus sich über das Abendland verbreitete, sind auch unsere an die Planeten: Saturn, Jupiter, Mars, Venus, Merkur, sowie Sonne und Mond anknüpfenden Tagesnamen (bei den romanischen Völkern unter Zugrundelegung der lateinischen, bei den germanischen der altdeutschen Götter bzw. Gestirnsbezeichnungen).

Das Christentum — um diesen geschichtlichen Exkurs hier gleich abzuschließen — übernahm nun zunächst keineswegs den jüdischen Sabbat mit seiner Feiertagsruhe, sondern stellte sich naturgemäß eher gegensätzlich zu ihm, wie gegen seine ganze Priestergezeslichkeit.

Wohl änderte man nichts an der jüdischen Woche, aber man kam

nicht etwa am Sabbat, sondern am ersten Tage dieser Woche, also an dem auf den Sabbat folgenden Tage zusammen zum Gedächtnis des Herrn (Dies Dominica); später wohl auch zur Feier des Tages seiner „Auferstehung“.

Bis zur Umwandlung der Sekte in die konstantinische Staatskirche ist von einer „Verlegung“ der Sabbatsfeier auf den Herrentag (Sonntag) oder gar von einem göttlichen Gebot der Sonntagsruhe überhaupt keine Rede.

Erst die folgenden Jahrhunderte mit ihrer gesetzmäßigen Ausprägung der anfänglich freien Sitten und Gebräuche, mit der immer schärferen Trennung von Klerus und Laientum und der Arbeitsteilung, wonach die „geistlichen Geschäfte“ einen besonderen Tag neben der weltlichen Arbeitsfolge verlangten, haben die Sonntagsfeier in einen unverlierbaren Schatz des Volkes umgewandelt.

Daß diese Bezeichnung nicht zu überschwänglich ist, erhellt schon aus den früheren Andeutungen. Es kann sich also für uns — man muß manchmal leider auch das Selbstverständliche deutlich sagen — nicht im entferntesten darum handeln, trotz einer grundsätzlichen und weitesten Abkehr von der Kirche etwa auch die gesamte Jahrtausende alte Lebensführung unseres Volkes in Arbeit und Erholung, Zeiteinteilung und Festesfreude umzustößen und auf völlig neue Grundlagen zu stellen. Wer dennoch so ungeschickt und ungeschichtlich radikal vorgehen möchte, den kann das Schicksal der Kalenderreform in der ersten französischen Republik darüber belehren, daß an dem Schwergewicht jahrtausende alter und fest im Volksleben verwurzelter Sitten und Bräuche leidenschaftliche Neuerungsucht so gut wie vernünftiger Reformeifer sich wundstößen. So wenig die Umwandlung unseres Pseudochristentums in ein reines Menschentum etwa mit der Niederreißung sämtlicher Kirchen, von der Peterskuppel bis zum letzten Holzkirchlein in Norwegen, beginnen oder dergleichen auch nur als Folge einschließen soll, so wenig ist auch auf Jahrhunderte hin daran zu denken, die Festordnung der zivilisierten Welt bzw. des deutschen Volkes umzuwerfen. Was immer von den ehrwürdigen Trümmern der Kirche — zumal da auch sie zu ihren Bausteinen das alte heidnische Urgestein verwendet hat — noch irgend brauchbar erscheint, das wird und soll in unseren Neubau treulich eingefügt werden; und das gilt natürlich, wie von der Kirche, so vom Kirchenjahr.

Außerhalb streng kirchlicher Kreise führt das Kirchenjahr heute schon seit geraumer Zeit ein überaus stilles und bescheidenes Leben.

Ganz unmerklich hat es sich, seit dem Ende des 16. Jahrhunderts etwa, von dem weltlich-bürgerlichen Jahr aus seiner Vorzugsstellung, die es von Konstantin d. Großen (321) ab das ganze Mittelalter hindurch genoß, verdrängen lassen.

Der julianische Kalender Roms wurde zwar zunächst, ganz wie die jüdische Wocheneinteilung, stillschweigend von der Kirche übernommen (ein christlicher Kalender vom Jahre 354 n. Chr. rechnet die Wochen sowohl nach römischem Brauch je achttägig, daneben jüdisch=christlich siebentägig aus); nachdem aber etwa im 4. Jahrhundert das Geburtsfest Jesu auf den 25. Dezember unbeweglich festgelegt wurde, bildete sich unter nestorianischem Einfluß die kirchliche Sitte, das Kirchenjahr mit dem ersten Sonntage der Adventszeit (21 Tage vor Weihnachten) beginnen zu lassen. Dem römischen Kalender wurde nur das Zugeständnis gemacht, den 1. Januar als Fest der Beschneidung Jesu ebenfalls in den Festkreis aufzunehmen. Bei der unumschränkten Vorherrschaft der Kirche über alle weltlichen Interessen wurde im ganzen Mittelalter die einseitig nach dem Kirchenjahr erfolgende Festsetzung der Termine und Datierungen gar nicht störend empfunden; die Kalenderverbesserung Gregors XIII. um 1582, wie die späteren Korrekturen von evangelischer Seite (1700) entsprangen auch nicht etwa dem Bedürfnis des Volkes, sondern rein wissenschaftlich-theoretischen Erwägungen. Die Säkularisation der Zeitrechnung ist seitdem ein beinahe unmerklicher Prozeß geworden; heute findet man bekanntlich nur noch in weltentlegenen Dörfern die Berechnung bestimmter Fristen nach kirchlichen Gedenktagen (Lichtmeß, Johannis u. ä.).

An die Stelle der heidnischen Opfer und Tempelfeste wurden schon gegen Ende des 5. Jahrhunderts die christlichen Erinnerungsfeste eingetragen, und überaus bekannt ist die Geschicklichkeit, mit der die missionierende Kirche überall, so vor allem auch bei den Germanen, ihre Feste den heidnischen heiligen Gebräuchen anzupassen gewußt hat.

Denn natürlich fand sie überall dergleichen vor. Die augenfälligsten Erscheinungen am Himmel, scheinbare Sonnenbewegung und Mondwechsel, Solstitien, Äquinoktien u. dgl. luden ebenso zur Heraushebung bestimmter Tage und Zeiten ein, wie der Anfang oder die Beendigung primitiver Kulturarbeiten (Ackerbestellung, Ernte, Weinlese) und später

die Gedenktage geschichtlicher Begebenheiten, oder das Andenken an hervorragende Personen. Auch heute zeigt der Festkalender eine Mischung kirchlicher und weltlicher bzw. staatlicher Feiertage, es sei nur an Neujahr, Geburtstage der Fürsten, Bußtag, Totenfest, Reformationsfest, Sedantag usw. neben den altkirchlichen Ostern, Pfingstfest, Weihnacht, Epiphänias, Trinitatis usw. erinnert.

Dazu kommt, daß die ursprüngliche Naturgrundbedeutung der meisten Feste im Bewußtsein der Gebildeten immer mehr und mehr durch die kirchliche Übermalung durchbricht.

Nicht nur in freireligiösen Kreisen, sondern selbst auf den Kanzeln liberaler Prediger hört man heute zu Ostern von der heidnischen Göttin Ostara, von Auferstehung der Natur aus Wintersbanden, zum Pfingstfest von dem Geist des Lebens, der Fruchtbarkeit und Freude, der über die Menschheit und Welt ausgegossen sei, zu Weihnachten selbst von dem neuen Licht, das in der Finsternis aufgegangen sei usw. usw. beinahe nicht weniger oft reden, als von den eigentlich kirchlichen Gestalten und Gedanken. Es mag seinerzeit schwer genug gewesen sein, auf die Naturverehrung unserer Vorfahren die jüdisch-christliche Kirchenlehre zu pflanzen — alle Hochachtung vor der geistigen Arbeit, die darin steckt, die aber der Wildling auch durch wunderbare Blüten und Früchte gelohnt hat! — Das umgekehrte Verfahren, die geil und unfruchtbar gewordene Pflanze wieder durch Rückkehr zur Natur mit neuer Lebenskraft zu erfüllen, wird bei der germanischen Naturliebe nicht schwer fallen.

Das im tiefsten Sinne Religiöse (nicht Kirchliche), der Geist einer dankbaren Unterordnung unter die Naturmächte, der frohen Teilnahme an den Segnungen der Elementarkräfte, die stille Ehrfurcht vor ihrer Größe, auch da, wo sie Menschenwerk zerstören, ist so alt, wie die Menschheit selbst und braucht nicht auf orientalische Offenbarung zu warten.

Einordnung in die Natur — das ist ja Leben, bewußtes Glücks- und Gesundheitsgefühl! Vor fünftausend Jahren, oder heute: Du trittst hinaus, nach erquickendem Schlaf wohligh alle Glieder in ihrer unverbrauchten Kraft spannend. Tief atmet die Brust die duftige Morgenfrische; küssend schmeichelt wohlige Luft um Wange und Loden. Weit schweift das erwachte Auge über die dunkelgrüne Bürste der Bergwälder. Im Ohr klingt das sonnentrunkene Lied der Lerche, der fröhliche Sinkenschlag, das Rucken der Wildtaube im Forst; vor

dem entzückten Blick breitet sich ausgespannt die blaue Himmelstiefe, ausgezäht am Rande durch kühne Bergeshäupter mit schimmernden Firnen. Und nun, dort aus der roten Glut im Osten zuckt der erste blendende Sonnenpfeil, Goldglanz sprühend und Wärme hauchend über den lebenatmenden Horizont. Millionenfach glitzert es auf in den Taupfropfen, die an den Kelchen hängen zu deinen nackten Füßen — und du breitest die Arme aus, hocherhobenen Antlitzes mit halbgeöffneten Lippen, diese Herrlichkeit hineinzusaugen in dich, du selbst ein Teil, ein lebendes, atmendes, glückseliges Atom in dieser Unendlichkeit; deine Knie sinken und die Zunge formt stammelnde Laute der Seligkeit von Licht, Luft, Leben und Liebe!

Oder der Herbstabend sinkt auf dich mit grauem Nebelschleier. Kommende Kälte durchschauert deinen Leib; der süße und erkältende Geruch modernden Laubes füllt die Luft. Langsam löst sich das gelbe Blatt vom schütterten Wipfel und schwebt lautlos, still ergeben, zur feuchten Erde. Krächzend ziehen Krähen Schwärme über die Stoppelfelder, weit fort — wer weiß, wohin. Starr und stumpf stehen die Stämme gegen den dunkelroten Abendhimmel. Du fühlst das Sterben in der Natur, ein Sterben in Schönheit! Und du stirbst mit. Ohne Kampf, ohne Leid — ja die gedämpfte Traurigkeit um dich flutet Ruhe in dein Herz. Es ist schön zu vergehen nach reicher Maienlust und Sommerglut der Arbeit. Ein Atemzug der Sättigung und Fruchtbarkeit streicht durch die Welt. Vergehen, Ruhen, Schlafen, Eingehen in die Ordnung, die wie eine Mutter die müden Sommerkinder zudecken möchte. Und doch alles so harmonisch und schön! Keine Gewalt! Wie selbstverständlich und ruhig rollt die Nuß aus dem kaum bewegten Wipfel zum wärmenden Grunde! Und mit dem brauenden Nebel, der die Waldschlucht einwickelt, sinken deine Wünsche und Hoffnungen zu Boden, nicht nutzlos und trostlos, sondern in stillem Vertrauen: es wird und muß alles gut werden!

Sind denn diese Stimmungen unseren Vorfahren fremd gewesen — und sind sie nicht Religion, Religion in viel tieferem Verstande, als die spekulierende Sophistik, die von marmornen Kanzeln tönt? Sind wir denn nicht reicher an Naturgefühl und Ahnung höherer, geistiger Macht in allem Geschehen, als unsere armen, frierenden Vorfahren vor ihrer Höhle, gerade weil wir ihr ferner stehen, d. h. in richtiger Sehweite? Wo uns die Angst nicht mehr das Auge trübt und das Ohr überdröhnt

von geheimen Schrecknissen und wildem Übelwollen der unbegreiflichen Gewalten um uns her, wo uns fern bleibt die Sucht, schmeichelnd und opferbringend das Wohlwollen tyrannischer Willkür zu gewinnen?!

Vielleicht, daß germanischer Tiefsinn von selbst, ohne fremde Hilfe, seine alten Göttersagen und Mythen umgeformt hätte zu einer frohen Religion des Vertrauens in göttliche Liebe und Güte! Lagen doch fern schon hinter dem in der Geschichte auftauchenden Deutschen die Sagen von den Reifriesen und bergewälzenden Thursen, hatte doch Wodan der gewaltige Wind- und Geisteskönig, mit seinen Raben: Gedanken (Hugin) und Erinnerung (Munin) den Frostriesen Hmir erlegt und auf seinem knochenstarrenden Leib, der Erde, den Menschen seine Heimat Midgard zwischen Riesenreich und Asgard angewiesen. Lichtkultur und Geistesverehrung, freudiges Vertrauen in die Güte der gewaltigen Natur mit ihren Kräften, urwüchsiges Behagen an der schönen Welt, dabei kräftige Sinnlichkeit und doch Ehrfurcht vor allem Geistigen — das waren die Grundzüge der germanischen Götterdichtung, wie sie aus der indisch-arischen Heimat mitgebracht war. Fremd mußte sie zuerst das semitische Element anmuten, mit dem slavischen Gehorsam des Knechtes gegenüber dem Herrn, dem Baal, mit seiner Absonderung von allen anderen Völkern, der Mißachtung des Sinnlich-natürlichen, der steten Furcht vor dem Mißfallen des obersten Herren und der düsteren Vorstellung von den Mächten der Finsternis. Gott und Mensch wesensgleich! jauchzte der Germane — Abgründtief göttliche Reinheit von menschlicher Sündhaftigkeit geschieden! seufzte der Semit.

Dazu kam natürlich die ungeheure Verschiedenheit der Lebensweise: dort im Norden der unablässige Kampf mit den wilden Elementargewalten, ein hartes Leben in frostiger Höhle, am tobenden Meer und im Urwaldschrecken; hier im Süden der ewig heitere Himmel, die entnervende Sonnenglut, die schenkfrohe Fruchtbarkeit der Natur. Lichtfroh mußte der Nordländer werden, weil er durch lange schwere Wintermonde des Lichtes entbehrte; den Orientalen schreckte eher die Strahlenfülle, die sich unbarmherzig über das Land ergoß, es zur Wüste wandelnd.

Wenig erfuhr er von dem herrlichen Wechsel der Jahreszeiten, während der Germane in innigem Wechselspiel mit der Natur ein Gemeinschaftsleben führte. Dort ein Zurückweichen vor der Naturgewalt in das Innere des Gemüts, hier ein Ausströmen des Ichs ins All, ein Leben mit den Göttern von Gemeinschaftswegen; im Orient dagegen

die Absonderung von der Gemeinschaft, Askese, in Abkehr von allem Natürlichen, Monopolisierung der Gottheit für ein auserwähltes Volk, in ihm wieder nur für wenige Fromme, und doch auch diese in hoffnungslosem Abstand von der Gottheit.

Auf diesem Grunde war der Messiasgedanke erwachsen, die Hoffnung auf einen Erlöser, der das Unmögliche möglich machen, das zertretene Volk erhöhen würde, der die Rettung brächte, fertig, von außen, ohne die eigene Kraft des Volkes. Im germanischen Geiste schlummerten tiefere Gedanken. Seine Götter waren menschenähnlicher auch durch ihre Schuld. Jene wesenlose Heiligkeit, die einen Abgrund aufreißt zwischen Schöpfer und Geschöpf (gleichviel ob Gott als MenschenSchöpfer oder der Mensch als Schöpfer der Gottesidee gedacht wird), eignete seinen Göttern nicht. Darum waltet auch über ihnen das Gesetz des Werdens und Vergehens, das Schicksal, verkörpert in den drei Nornen der Urvergangenheit (Urd), der Gegenwart mit ihrem ewigen Werden (Werdandi) und der Zukunft das Sein Sollenden (Skuld). Wider Verabredung, in schnödem Wortbruch, fesseln die Asen den Fenriswolf der Vernichtung — Ziu, der Schwinger des Sonnenschwertes muß seine Schwurhand dabei lassen und in der Götterdämmerung wird Wodan, der Gewaltige, von ihm verschlungen werden. Aber auch die helle, lichte Gestalt der Sündlosigkeit fehlt ihnen nicht: Baldur, der strahlende Jüngling, rein und licht, wie der Frühlingstag, der Liebling der Götter und Menschen, von dem „nur Gutes zu sagen“, wie die Edda naiv versichern, der Gemahl der lieblichen Nanna, der lichtsehnenenden Blumenseele. Trifft ihn auch auf des listigen Lofis Rat Hödurs Mistelpfeil — er kann zurückkehren aus Hels Reich, wenn — alle Wesen der Welt ihn beweinen! Das hohe Lied der Sympathie, der allumfassenden Liebe! Wäre der nordischen Mythenwelt die natürliche Entwicklung nicht abgeschnitten worden — wer weiß, ob wir nicht den gewaltigen religiösen Gedanken der Selbsterlösung des Menschen aus aller Niedrigkeit, Irrtum, Qual und Schuld dem deutschen Gemüt verdanken!

Mit ihrer Gemüdstiefe haben unsere Vorfahren aber auch das fremde Gut von jüdischen Festen und kirchlichen Gebräuchen geadelt. Das Reich Gottes wurde ihnen zu Asgard und Walhalla, dahin der Heliand als Heerführer die tapferen Streiter, die ihr Leben im Kampf um die sittlichen Güter der Tapferkeit, Treue, Gerechtigkeit verschenkten, geleiten wird. Die frohe Botschaft, daß die Gottheit nicht neidisch und übel-

wollend auf das Treiben der Menschen schaue, nur schwer durch Opfergaben versöhnt, sondern gütig und verzeihender Liebe voll aus der Erde ein Zukunftsreich der Harmonie und Freude machen wolle, möchte aus christlichem Munde ihnen eine Verfrühung und Vorwegnahme der Ergebnisse ihrer eigenen religiösen Entwicklung bedeuten, aber der Gott der Liebe lag auf ihrem Wege und das Evangelium der Versöhnung war für sie die Erfüllung eigener Gedankengänge. So kann man in der Tat zweifelhaft sein, ob das Christentum nicht mehr dem germanischen Geiste, als dieser jenem zu danken habe.

So wird man es keineswegs als eine Vergewaltigung, sondern als eine Erfüllung unseres sittlich-religiösen Geisteslebens ansehen dürfen, wenn im Laufe der kommenden Jahrhunderte den christlichen Festen — ohne daß man etwa den aussichtslosen Versuch machte, die nordische und germanische Mythologie wieder neu zu beleben — ihre Naturbeutung wiedergegeben und ihr menschlich-gesellschaftlicher Wert gesteigert werden soll. Es wird und soll sich gar nicht so viel ändern. Die unzähligen Kirchen und Tempel in Dorf und Stadt werden ihrem ursprünglichen Beruf, nicht Wohnungen Gottes zu sein — echt deutsch und fromm ist der Gedanke, daß die Gottheit nicht wohnet in Häusern, von Menschenhänden gemacht! — sondern Versammlungshäuser der Gemeinde zu geistiger und sittlicher Erhebung, wieder völlig wiedergegeben werden. Sie bleiben Tempel der Schönheit, Güte und Wahrheit, wenn man nur erst mit der Idealität der Wahrheit, zu der hin wir uns durch Irrtum entwickeln, Ernst machen wird und nicht mehr von den Kanzeln die enge Offenbarungsweisheit konfessioneller Sonderverbände verkündigt.

Neben dem wöchentlichen Gemeinschaftsfeste der Ruhe und Erhebung über die Last und Hitze des Arbeitslebens werden die natürlichen Hauptabschnitte des jährlichen Gemeinschaftslebens zu besonderer Feier Anlaß geben. Schon heute darf man fast sagen, daß die Volksüberlieferung die kirchlichen Feste sinnig dazu benützt hat, einem jeden Lebensalter sein Hauptfest zuzuweisen, an dem dieses, den Reigen führend, seine besonderen Wünsche und Hoffnungen zum Ausdruck bringt. Unwillkürlich eignen wir das große Fest der Auferstehung der Natur aus der harten Winterhaft, Ostern, mit seinen wiederum lustig rinnenden Quellen, der sprießenden Saat und den knospenden Bäumen unseren Knaben und Mädchen zu, wie sie in frischer Jugendkraft hinausstreben

aus dem Banne der Arbeitsstube in die freie Luft der Natur. Pfingsten, das köstliche Fest der Blütenpracht und der Ausgießung des zeugenden und gebärenden heiligen Schöpfergeistes auf die lachende Welt, ist das Fest unserer Jünglinge und Jungfrauen. Das Erntefest mit seinen hochgetürmten Garben, dem bunten Herbstsegen der Obstbäume und Weinlese eignet den Männern und Frauen, die nach harter Sommerarbeit sich der Früchte ihrer Mühen freuen dürfen. Aber wenn dann am letzten Sonntag des Kirchenjahres die Glocken des Totenfestes unseren greisen Mitmenschen das Fest der Erinnerung an die schon in den Erdenstoß zurückgekehrten Lieben und der Vorbereitung für den eigenen, nur zu bald bevorstehenden Tod eingeläutet haben, dann erhebt sich wieder, ganz wie in der Natur unter der Schneedecke und im Winterfrost, ein leises Adventklingen. „Es ist nicht alles aus!“ tönt die Weise; wohl sterben die Menschen dahin und vergehen, wie die Blätter im Herbstwinde fielen, aber der Menschheit unerschöpflicher Schoß birgt schon neue Knospen, werdende, kommende Blüten. Licht, Wärme und Glanz der Sonne mag wohl schwächer werden, in trüben Novembernebeln dahinschwinden und ersterben, aber einmal kehrt sie doch auf ihrem Wege fort von der Erde um und nähert sich wieder unserem Mutterboden, um ihn nach einer kurzen Spanne Zeit wieder mit jauchzendem Leben zu füllen.

Er kommt, er kommt, der neue Weltenheiland, der Menschensohn, nach Nacht und Tod und Graus. Ein Kindlein wird er immer wieder neugeboren; es erneuert sich alljährlich, alltäglich, allstündlich das große Wunder der Menschenwerdung in der Weihenacht, da schaffende Liebe aus zwei Engverbundenen die heilige Dreiheit von Eltern und Kind ins Leben ruft.

„Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren“, kann wahrlich der Trostseufzer des Greises sein, dem dieses Fest nicht weniger gilt, als dem Neugeborenen. Mag die alte Generation ins Grab sinken, die lebende den frischen Stempel ursprünglicher Kraft und Gesundheit unter den Mühen des Tages und der Schuld und dem Irrtum der Lebensführung schon eingebüßt haben, mag selbst die heranwachsende Generation, noch unfertig und doch schon in bestimmter Richtung gebunden, beginnen zu straucheln und zu irren: immer wieder strömt frische, unverbildete, reine Kraft nach aus dem Mutterschoße des Werdens. Unermüdllich sendet der Baum des Lebens frische Triebe aus,

und aus altem, verbrauchtem Stamm wächst ein neues Geschlecht, das die ewige Aufgabe der Erlösung der Menschheit aus den Banden geistiger, leiblicher und sittlicher Unzulänglichkeit mit frischer, ungeschwächter Energie unternehmen soll.

Unbegreiflich erscheint vielleicht dem Leser, der mir bis dahin willig gefolgt ist, mit welchem Kultusinhalt denn nun alle diese Feste gefüllt werden sollen, wenn ausdrücklich mit dem legendarischen Apparat des Christentums aufgeräumt werden und doch keinerlei Anleihe bei irgendwelcher alten mythologischen Vergangenheit gemacht werden soll. Mit „Stimmungen“ und „Gefühlen“ so verschwommener Natur, wie sie von dem Jahreszeitwechsel ausgelöst werden, lasse sich doch kein regelrechter „Kultus“ bestreiten. Soll denn nicht einmal Gott mehr verehrt, oder etwa durch ein „höchstes Wesen“, einen „Urgrund“ nach dem Muster der französischen Republik ersetzt werden? Die Geburt des Christuskindleins, die Passion Jesu, die geistbeseelte Apostelversammlung, ja selbst die „Himmelfahrt“ — all dies biete doch, ganz abgesehen von der Frage der historischen Beglaubigung, selbst wenn man darin nur „materialisierte Ideen“ sehen wolle, doch eine ganz andere, lebendige und gegenständliche Anknüpfung für die Gemüts-erhebung, als die ewigen Sonnen- und Winterpredigten!

Darauf wäre zunächst zu antworten, daß im Sinne der geschichtlichen Kontinuität gegen eine solche — freie — Verbindung der alten christlichen Mythen und Legenden mit dem Kultus der neuen Zeit gar nichts wesentliches eingewendet werden könnte. Wie ein Moralunterricht keineswegs etwa die sittlichen Heroen der Bibel völlig aus dem Gesichtskreis des Kindes auszuschalten braucht, um sich ängstlich an weltliche, gut beglaubigte geschichtliche Beispiele zu halten, wie Religions- und Kulturgeschichte nicht etwa die großen völkerpsychologischen Erscheinungen des Religionslebens unterschlagen müssen, so wenig dürfte Einspruch erhoben werden gegen die vorurteilsfreie Würdigung der den christlichen Festen zu Grunde liegenden angeblichen Ereignisse und realen Vorstellungen. Es würde sich da nur am Christentum eben dasselbe wiederholen, was von allen Religionen gilt, und was der bekannte Religionshistoriker Chantepie de Saussane in die Worte kleidet:

„Wohl muß man anerkennen, daß unter dem Material, über das wir verfügen, das den Kultus betreffende das ursprünglichste ist, das zähste Element. Kultusgebräuche dauern Jahrtausende fort, werden

verschieden kombiniert, mit anderen Gedanken verbunden, gehen bisweilen aus dem offiziellen Kultus in die Volkssitte über, sind aber immer der am weitesten hinaufreichende stabile Faktor der Religion."

Man muß dieses — uralte — Kultusbedürfnis wohl unterscheiden von dem kirchlich-priesterlichen Gottesdienst in allen seinen Formen. Selbst bei dem alten Opferkultus verriete es große Kurzsichtigkeit, wenn man darin nur das reine Do-ut-des-Verhältnis im Auge haben wollte. Gewiß suchte man nach dem bei den Griechen sprichwörtlichen Satz, daß „Geschenke auch die Götter umstimmen“, häufig genug, bei den Juden und Medern, Semiten und Germanen die Gunst der Götter zu erkaufen; man gab ein Weniges, manchmal nur symbolisch, um ein Viel zurückzuempfangen — aber dieser Krämerstandpunkt war sicherlich denen ursprünglich nicht eigen, die jene Idealgestalten der Götter geschaffen hatten, auch nicht den wahrhaft Frommen, sondern wesentlich eine Unterschlebung der Priester, denen die eigene Habsucht für die Hier der Götter Modell stand. Vielmehr ist es das Grundbedürfnis unserer menschlichen Natur, die ja auf Vergesellschaft, Mitfreude so gut wie Mitleiden, angelegt ist, Teil zu geben und Teil nehmen zu lassen, das Mitgefühl zu betätigen und erst dann volle Freude am Genuß zu haben, wenn man die Freude durch Teilung verdoppeln konnte. Wie bei einem zufriedenen und glücklichen Kinde, so drängte auch Glücksüberschwang und schwellende Lebensfreude, nicht schnöde Berechnung und bittere Not, den Menschen der Urzeit dazu, abzugeben von seinem Reichtum. Die ersten Opfer waren reine und schöne Dankesopfer, wie denn auch die Gottheit, der sie galten, nicht die Verkörperung schädlicher und drohender Gewalten darstellte, sondern die freundlichen Züge des Gebers aller guten Gaben trug. Ein schönes Beispiel bietet dafür der Vedismus, die Religion unserer indischen Vorfahren. Zu freundschaftlichem Gastmahl und festlichem Umtrunk werden ursprünglich der Himmelsvater Dyauspitar, der Sonnengott Mitra, Varuna, Indra und Agni geladen; es besteht Tischgemeinschaft zwischen Mensch und Gott. Das Opferfeuer, Gebet und Gesänge holen sie herab aus der Einsamkeit des Himmels zu traulich-menschlicher Geselligkeit. Auf dem heiligen Gras, das vor dem Altar ausgebreitet ist, bittet man sie Platz zu nehmen, und Korn und Reis, Milch und Butter, Fett und Fleisch der Opfertiere mit dem köstlichen Somatrank sind in Fülle vorhanden. Aber mit dem Wachsen des Einflusses der Brahmanen wird diese harmlose

Gebefreudigkeit verwandelt in ein stürmisches Heischen um Gunst: „Hier ist die Butter, wo sind deine Gaben?“ heißt es jetzt. Die Götter sind abhängig geworden vom Menschen, der ihnen Verpflegung gibt. „Sie wachsen beim Opfer“ heißt es in den Veden, „wie der Ochs nach Regen brüllt, so verlangt Indra nach Soma.“ Die Menschen schmieden ihm — in letzter Instanz — seinen Donnerkeil und setzen seine Arme in Bewegung. Nur noch ein Schritt — und diesen Schritt tat die indische Religion wirklich — und die Götter sind abgeschafft als lästige Kostgänger des Menschen, denn die Gottesverehrung, der Kultus, das Brahman selbst, ist Selbstzweck geworden.

Ich kann auf diese Entwicklung, wie sie sich ähnlich in allen Religionen, auch im Christentum, vollzogen hat, hier nicht weiter eingehen: genug, daß das Dankopfer allmählich Selbstzweck und so der Grundstock alles Kultus wurde.

Auch heute noch sind unsere Feste, der ganze Kultusapparat usw. für alle Denkenden Befriedigung eines Bedürfnisses der Menschen, aber nicht Gottes. Und was hier des Breiteren für das Dankopfer angeführt worden, das gilt ebenso von der anderen Art des Opfers dem Sühneopfer, oder dem Entziehungsoffer.

Gastfreundschaft wird auch unter kleinen Entbehrungen der persönlichen Bequemlichkeit von jeher gern geübt, um so lieber, wenn die Gäste als vornehme heilige Persönlichkeiten gedacht werden. Man reinigt sich zu ihrem Empfang durch Waschungen und allerhand Zeremoniell. Das weltliche Alltagsleben soll verschwinden, mit ihm auch viel von dem sittlichen Alltagsgenuß des Lebens. Einen gewissen Verzicht und einige Entsagung verlangte jedes Opfer; unter dem Druck der Vorstellung von der Heiligkeit der geladenen Gäste versuchte man sich selbst würdig vorzubereiten, durch Fasten und Kasteiung, Abkehr von dem Tagestreiben bis zur Flucht in Wüstenhöhle und Waldeinsamkeit, Enthaltung von natürlichen Trieben, bis zur Verstümmelung und blutigem Kindesopfer — von den hysterischen Ausgeburten mönchischer Selbstvernichtungslust gar nicht zu reden. Der ursprüngliche Sinn, seinem Gotte wohlgefällig zu erscheinen, ertrank in dem Schwelgen in einer selbstgeschaffenen „Heiligkeit“, Natur- und Gottentfremdung.

Die Selbstkreuzigung meistert endlich Gott selbst; der allem Irdischen abgekehrte Priester tritt an seine Stelle und über ihn hinaus. Muß sich doch der Gottessohn selbst nach fromm katholischer Lehre heute

gefallen lassen, von jedem Kaplänlein nach Bedarf immer von neuem geopfert zu werden!

Überall ist der Kultus in der Hand der Priester Selbstzweck geworden, oder doch das Mittel, die Daseinsberechtigung des Priestertums täglich neu zu erhärten.

Wurde so aus dem Gottesdienst Priesterdienst, so gehen wir nur folgerichtig weiter, wenn wir aus ihm nun, unter Aufhebung der privilegierten Mittlerkaste, Menschendienst werden lassen wollen. Wer denkt noch naiv genug, um für die Feier des Sonntages das Ruhebedürfnis Gottes selbst (mit der Genesis) oder seinen Bedarf an Weihrauch und Gebet verantwortlich zu machen? Auch ohne daß es Jesus uns gesagt hätte, wissen wir, daß der Sabbat um der Menschen willen da ist. Die rohe und geschmacklose Auffassung des Messopfers als einer Versicherungsprämie für das Jenseits führt nur noch in entlegenen Winkeln ein unfrohes Dasein. Ebenso die Mechanisierung des Gebets, aus dem trunkenen Stammeln und Jauchzen des gottbegeisterten Herzens zu einer regelmäßig wiederholten und gelobten Leistung. Der ganze heillose Gedanke, als täte man mit dem Kultus Gott eine Ehre an, leiste ihm einen Dienst (wofür er freilich nobel genug sei, sich mindestens durch den erfahrenen Gebetstrost zu revanchieren), muß aus unserem Denken heraus! Er war es ja, der das ganze Priestertum als die einzig Sachverständigen für den richtigen und erfolgreichen Gottesdienst geschaffen hat. An seine Stelle muß wieder das Bedürfnis einer Erhebung des Menschen über sein Alltagsleben treten, was ja nie ganz verschwunden ist, aber in der Mehrzahl unserer Gott, nicht dem Menschen geweihten Kirchen keine Nahrung fand. Und diese Erhebung muß und soll der Gesellschaftsnatur des Menschen entsprechend nicht eine isolierte, egoistische sein, sondern gerade durch die Verbindung mit den anderen allen zu gleichem Zwecke leisten wir einander wechselseitig Hilfe zu wahrhafter „Erbauung“. Es soll etwas „erbaut“ werden, ein Tempel für alle!

Jedermann weiß, daß heute dieses schöne Wort Erbauung nur noch mit Gänsefüßchen und ironischem Lächeln zitiert wird. Solange die Menschen alle gleich primitive Vorstellungen von der Götterwelt hatten und sich zu praktischem Opferdienst um die Altäre scharten, war eine ungefähr gleichmäßige Erhöhung des Bewußtseins vielleicht möglich. Die Differenzierung aller religiösen Empfindungen, Anschauungen und Vor-

stellungen, die nicht nur den Pastor auf der Kanzel und den Hörer unten, sondern Nachbar um Nachbar etwas völlig anderes, eigenes, persönliches unter den Dednamen Gott, Gnade, Versöhnung, Friede usw. usw. verstehen läßt, hat den gemeinsamen Kultus in der bisherigen Form unmöglich gemacht. In der kleinsten Dorfkirche würde ein durchdringender Blick, der in all den demütig gesenkten Köpfen die Gedanken während der Predigt oder des gemeinsamen andächtigen Gesanges erkennen könnte, ein ganz unglaubliches Chaos der verschiedensten religiösen Vorstellungen, vom dumpfsten Fetischismus bis zu Schleiermacherscher Philosophie und Ritschlschen Gedankengängen zutage fördern! Der Großbauer und die arme Magd, der joviale Gutsherr und der Hüterjunge, die alte Almosengängerin und der Pferdeknecht, die Frau Pastorin und die flachsköpfigen Konfirmanden, der Herr Kantor und Lehrer und der Herr Inspektor usw. — alle diese Köpfe, einmal aus ihrer passiven Dumpfheit aufgeweckt und zum Aussprechen dessen gebracht, was sie sich wohl unter jenen rollenden Worten: Gott, Erlöser, Himmelreich usw. vorstellen, würden ein Sprachgewirr hervorbringen, gegen das die Unterhaltung beim babylonischen Turmbau ein Unisono wäre. Und nun erst eine Modedkirche in der Hauptstadt! Man könnte wirklich auf den sehr unprotestantischen Gedanken kommen, daß die römische, noch mehr die griechisch-katholische Kirche das bessere Teil erwählt hätten, wenn sie für die gemeinsame Feier das vieldeutige Wort möglichst ausschalteten und in kindlich-symbolischen Bräuchen, Reverenzen, Befreuzigungen, Weihwasserbesprengung und Räucherungen, Klingeltönen und unverständlichen (weil eben nicht in der Volkessprache abgefaßten) Responsorien ußf. das eigentlich erhebende und erbauliche Moment gemeinsamer Feier erblickten. Daß es auf diesem Wege zum mindesten auch geht, beweisen die vollen Kirchen und die unleugbar tiefe Andacht in den katholischen und orthodoxen Ländern! Wer die religiöse Inbrunst messen könnte, würde vielleicht sogar ein recht unbequemes Gesetz entdecken, wonach ihr Wachs- tum im umgekehrten Verhältnis steht zu ihrem Gehalt an bewußtem Verständnis! —

Auf diesem Wege würde dann auch in protestantischen Kreisen vielleicht ein wenig mehr Klarheit darüber verbreitet werden, wieviel eigentlich der Kultus der Kunst im weitesten Sinne des Wortes zu danken hat. Es liegt ja im Wesen künstlerischen Genießens, daß die wache

und klare Verstandestätigkeit dabei mehr oder weniger ausgeschaltet wird; selbst Schulknaben müssen bekanntlich auf unseren Gymnasien sich meist schon über die engen Beziehungen zwischen religiöser Hingabe und künstlerischem Genießen verbreiten. (Die „Beziehungen zwischen Religion und Kunst“ pflegen ein beliebtes Aufsatzthema für Prima zu sein.) Ihre enge Verbindung ist einfach mit Händen zu greifen. Das Bewußtsein davon ist auch in der Predigtkirche insofern stets lebendig geblieben, als die Predigt selbst durchaus ihrer Idee nach eine künstlerische Leistung sein sollte; wird doch in der „Homiletik“, der geistlichen Rhetorik, der angehende Geistliche mindestens mit viel gutem Willen, wenn auch vielleicht nicht gerade mit überaus großem Kunstverständnis, durchaus zu einem „guten Redner“ nach formalen und materialen Ansprüchen geformt. Der ungeheure Anteil, den die Musik und die bildende Kunst an der Erweckung von Andacht haben, ist gar nicht hoch genug anzuschlagen. Ich verzichte auf alle nähere Ausführung dieses Themas, um einfach zu fragen: liegt denn nicht in dieser psychologischen und historischen Tatsache der allerdeutlichste Fingerzeig für die fernere Ausgestaltung unserer Gemeinschaftsfeste? Wir brauchen nur den Weg konsequent zu Ende zu gehen, von dem wir drei Viertel bereits hinter unseren Fersen haben.

Die Künstler selbst sind uns vorangeeilt. Es gibt bekanntlich keine rechtgläubige, orthodoxe Kunst. Die Kunst in ihrem Verhältnis zu religiösen Stoffen muß einfach von selbst kezerisch sein oder werden, einfach, weil sie mit ihrem Gegenstande spielt. Man denke, mit so ernstesten und heiligen Sachen! Weil sie sich nicht im geringsten um theologische Auslegung oder selbst mystische Weisheit kümmert und einfach nach ihren eigenen, künstlerischen, nicht christlichen oder mohammedanischen Grundsätzen verfährt. Was haben denn die unzähligen Madonnenmaler gemalt, die Göttlichkeit oder die Menschlichkeit? Antwort: einfach die ideale Mutterschaft, ob ihr Beschauer sie nun göttlich oder menschlich nennen wolle. Was rollt so majestätisch durch ein Magnifikat der alten Meister, flagt so ergreifend im Agnus Dei oder Crucifixus? Wahrhaftig nicht die Lehre der Genesis vom Schöpfer und Erhalter der Welt, die Anselmische Opfertheorie, sondern Preis, Ehre, Anbetung vor der Herrlichkeit des Alls, das Seufzen der gepeinigten und unter ihrer Sündenlast zusammenbrechenden Kreatur. Der Mose des Michelangelo ist nicht theologischer als der Zeus von Otricoli. Wundersam verbildet

muß das Gehirn sein, daß bei einer Palestrinaschen Messe an die Transsubstantiationslehre denkt! Und wenn der alte Bach über den cantus firmus der Bässe, die ihr erbarmungsloses Schicksalslied singen: „Es ist der alte Bund: Mensch, du mußt sterben!“ die jubelnden Engelsestimmen aufflattern läßt: „O komm, Herr Jesu, komm!“ — wer denkt da an das Verhältnis des „neuen Bundes“ zum alten, wie es die Kirchenhistoriker und Schriftdeuter bis zum braven Neander hin ausgetüftelt haben!

Wozu die Beispiele häufen? Die Kunst ist überall, Gott sei dank, so ehrlich unkirchlich, untheologisch — fast möchte ich unchristlich und irreligiös sagen, wenn nicht die Mißverstehenwoller nur darauf lauern —, daß es eine Pracht ist. Wir dürfen sie alle, die Heiligenmaler und Kreuzbildner, die Messefänger und Oratorienkomponisten, die Meister der Orgel und des Chorgesangs, die Abendmahlskünstler und Marienschöpfer nur recht hineinlassen in unsere neuen Menschheitskirchen — und sofort zieht der beengende konfessionelle Nebel, die theologische Aftersphilosophie in dichten Schwaden aus den großen gotischen Fenstern!

Durch die Kunst also zurück zur wahren, erhebenden Feier unserer Gedenktage! Der Gedanke ist natürlich uralte; jedermann erinnert sich an das Goethesche Epigramm von Wissenschaft und Kunst, jedermann an den Rat David Friedrich Strauß'. Nur haben beide versäumt, diesem Bestreben die soziale Wendung zu geben. Es handelt sich gar nicht darum, einem literarischen Feinschmecker oder Kunstkenner die tröstliche Gewißheit zu verschaffen, daß seine Beschäftigung mindestens so erbaulich sei, wie eine langweilige Predigt. Sondern es gilt, Kunst und Wissenschaft, mindestens als Feiertagspeise, jedermann, reich und arm, gebildet oder ungebildet, Weltkind oder Frommen zugänglich zu machen. Es gilt eine Umwandlung unseres ganzen Gemeinschaftslebens, die langsame Beseitigung der Trennung zwischen Gebildeten und Ungebildeten, die Abschaffung der verruchten Meinung, als ob die kirchliche Religion als „Philosophie des kleinen Mannes“ für das Volk gut genug wäre, während Wissenschaft und Kunst dem Besitzenden vorbehalten sei; es gilt nicht zum wenigsten auch eine Umwandlung des Geschmacks weitester Volkskreise, denen eine saftige Himmel- und Höllenpredigt lieber ist, als irgendwelcher künstlerischer Genuß oder wissenschaftliche Belehrung.

Niemand kann leugnen, daß dazu eine lange Erziehung nötig sein wird. Nicht nur, um Sinn für irgendwelche Erweiterung des Wissens zu bekommen, sondern auch um künstlerisch genießen, sehen und hören zu lernen, bedarf es anhaltender Schulung und Erfahrung. Es werden sicherlich noch Jahrhunderte vergehen, bis im letzten Fischerdorfe eine Mozartsche Sonate lieber gehört wird, als der freischende Gemeindegefang, und ein Vortrag über Pierre Lotis „Meer“ besser Anklang findet als die Auslegung einiger belangloser Worte, die Paulus vor zweitausend Jahren an die Galater schrieb. Vielleicht wird dort stets derbere Kost gereicht werden müssen. Aber Zeit ist das wenigste, was uns für die Kulturentwicklung fehlt. Nur ein Anfang muß gemacht werden.

Und dieser Anfang ist gemacht. Alle die Bestrebungen für Volksunterhaltung, Volksbildung, Volkskunstgenuß, die in den letzten Jahrzehnten in allen großen Städten lebhaftesten Anklang finden, leiden zurzeit noch immer unter den beiden Mängeln, daß schwer die nötige Muße für das arbeitende Volk aufzutreiben ist und daß die Kosten, namentlich auch zur Beschaffung der nötigen Räumlichkeiten, zu hoch sind. Beiden Mängeln hilft der resolute Gedanke ab, diese Veranstaltungen an den Sonn- und Feiertagen in den kirchlichen Räumen abzuhalten. Hie und da, ganz vereinzelt, hat man auch damit — in der Schweiz z. B. — begonnen, leider, wie vorauszusehen, gegen den scharfen Protest der Kirchenmänner. In großen Städten ist wenigstens die Idee, als könnte ein „Gotteshaus“ durch „weltliche Konzerte“ entheiligt werden, im Schwinden begriffen; zu „Vorträgen“ freilich gibt man die Kanzel noch immer nicht her. Und doch ist die Entwicklung nicht aufzuhalten. Wenn mit brüderlicher Schonung selbst unberechtigter Empfindlichkeiten vorgegangen wird, namentlich auch, wo er noch begehrt wird, der reguläre „Gottesdienst“ nicht darunter leidet, wird es immer mehr üblich werden, die Kirchen für derartige Zwecke zu gewinnen. Das Haupthindernis freilich bleibt die Vorstellung von einer sakramentalen Weihe und Heiligkeit dieser bestimmten Räumlichkeiten, die ins Moderne übersehte Tabu-Vorstellung des Wilden und Fetischanbeters, die von der Priesterschaft aus begreiflichen Gründen unterstützt wird. Wir dürfen uns damit trösten, daß später, wenn erst einmal die erste Scheu überwunden sein wird, die weihervolle Grundstimmung und heilige Scheu vor dem Orte auch der Achtung vor den Darbietungen aus Kunst und Wissenschaft zugute kommen wird.

Möglich auch wäre es, daß die Reform von der Kanzel selbst ausginge. Nicht nur in Bremen, sondern bereits öfter haben geistvolle Prediger mit der Überlieferung kühn gebrochen, als dürfe eine Predigt nur mit geistlichem Öl gesalbt sein, als dürften die Worte weltlicher Dichter und Denker höchstens ganz sparsam als pikante Blüten in die Kanzelsprache geflochten werden. Die Kanzelreden der Herder und Schleiermacher waren vor hundert Jahren schon freier in der Wahl des Themas und der Art der Ausführung als heute. Immerhin haben wir eine ganze Reihe von Schillerpredigten gehabt, sogar Nietzschezyklen! — und in der Schweiz, wohl auch hie und da in Arbeitervierteln deutscher Städte, sind die Predigten mit sozialem Einschlag nicht selten. Da indessen auf diesem Wege wirklich so etwas wie eine Volks- oder Gemeindefirche zustande kommen könnte und durch kirchliche Konzessionen eine Art Ausöhnung zwischen Laientum und Geistlichkeit zu befürchten wäre, so ist zehn gegen eins zu wetten, daß die kirchlichen Oberbehörden, Konsistorien oder Synoden, rechtzeitig dem Unfug steuern werden. Denn auch die Leibgarde Gottes stirbt, aber sie ergibt sich nicht.

Wenn nun hier in diesem Zusammenhang von der Wissenschaft die Rede ist, die neben der Kunst zur festlichen Ausgestaltung der Feierzeiten berufen sei, so bitte ich, dabei keineswegs etwa an „belehrende Vorträge aus allen Wissensgebieten“ zu denken. So leicht möchte ich es doch dem Spott über die „Kraft- und Stoffpredigten“, die an die Stelle des „Evangeliums des Geistes und der Kraft“ treten sollten, nicht machen. Eigentliche Belehrung gehört m. E. in diese Veranstaltungen so wenig hinein, wie in die christliche Predigt selbst. Wenn ich sie wissenschaftliche Vorträge nenne, so ist damit nur die Grundlage festgelegt, die als selbstverständliche Voraussetzung dient. Auch die heutige Predigt soll ja nicht gegen die anerkannten Ergebnisse der Wissenschaft, diesmal der theologischen, verstoßen. An dem Zweck der Vorträge ändert sich nicht das geringste: sie sollen der geistigen Erhebung des Menschen über seine Berufs- und Lebensnöte, über die notgedrungene Gleichgültigkeit gegen „höhere“ Fragen, über die Alltagsmisère dienen. Diese Erhebung kann durchaus auch in einem weiteren Sinne, über die Konfession hinausgreifend, religiös sein, sie kann sittlich sein, ästhetisch, künstlerisch, unter besonderen Umständen wohl auch einmal rein intellektuell. Glücklicherweise haben unsere Dichter

dafür gesorgt, daß uns Beispiele für eine „religiöse“ Erbauung, abseits von allen kirchlich-dogmatischen Stoffen, genug zur Verfügung stehen.

Religion nannte ich die Anerkennung übermenschlicher bzw. übernatürlicher als existent vorgestellter Kräfte und Mächte. Es ließe sich verteidigen, wenn man unter solche Mächte und Kräfte auch alles das einrechnen möchte, was wir nach Platos Vorgang mit dem Wort Ideal bezeichnen. Das Ideal gehört der Wirklichkeitserfahrung nicht an; es ist ein „Gedachtes“, als existent nur Vorgestelltes; es übersteigt ohne Zweifel die Grenzen des natürlichen, einzelmenschlichen Vermögens; trotzdem „wirkt“ es als Motiv oder Ziel tatsächlich und ist doch seinem Wesen nach niemals als „erfüllt“ dem Schicksal irdischer Vergänglichkeit unterworfen. Der menschliche Geist tritt in ein Verhältnis zu ihm. Obwohl Produkt des über die Grenzen der Individuation hinaus-schweifenden Denkens, Wollens und Empfindens (in den Idealen des Wahren, Guten, Schönen), also meinetwegen Phantasiegebilde der Menschheit, gewinnt es der endlichen Einzelseele gegenüber eine gewisse gegenständliche Wirklichkeit, die sich in der Kindheit der Menschheit zur Verpersönlichung steigerte. Aber ganz gewiß ist die geistige Erhebung zu solchen Zielen und die Begeisterung dafür nicht an solche Erstlingsversuche, das Ewige in die Zeitlichkeit hineinzubeziehen, gebunden.

Der Weckung solcher Begeisterung haben nun gewiß alle solche Sonntags- oder Festtagsansprachen in erster Linie zu dienen. Sie verlangen durchaus künstlerische Form und eine gewisse Vollendung. Nur selten wird heute diesem berechtigten Verlangen, und nur bei großen Erinnerungsfesten, Gedenkfeiern oder besonderen Gelegenheiten entsprochen, indem man für die „Festrede“ eine wirklich rhetorisch geschulte und künstlerischen Genuß garantierende Persönlichkeit wählt — und so sind der Mißgriffe bei dem notorischen Mangel an guten Rednern, die gleichzeitig auch dem Hörer etwas zu sagen haben, nicht wenig. Es ist noch nicht allgemein durchgedrungen, obwohl jeder von uns hundertemale unter langweiligen, schlecht vorgetragenen, oder unhörbaren oder unverständlichen Festreden zu leiden gehabt hat, daß man ein ganz vortrefflicher Gelehrter, ein vorzügliches Vorstandsmitglied, ein überaus ehrenwerter Mann sein kann, selbst mit schöner Figur und Löwenstimme, und doch ein ermüdender und wirkungsloser Redner. Aber es ist kein Zweifel, daß eine verstärkte Nachfrage ein sehr viel größeres Kontingent guter Redner wird entdecken lassen, als man heute

meint. Das regere öffentliche Leben, besonders in den Parteien, schult heute bereits vorzügliche Kräfte.

Die Gerechtigkeit verlangt zuzugestehen, daß der oft beklagte Mangel an Anziehungskraft, unter dem tüchtige Geistliche, die auch gute Redner sind, zu leiden haben, nicht den Personen, sondern der Sache zur Last zu legen ist. Ihre Gebundenheit an bestimmte Gedankenkreise, ihre Unfreiheit in der Wahl des Themas, der halb von der Kirchenbehörde verlangte, halb unwillkürlich angeeignete Kanzelton, die völlige Sicherheit, daß niemand von der Kanzel her geistige Überraschungen zu gewärtigen hat uß. — im Bunde mit der herrschenden Unkirchlichkeit erklärt ihr Mißgeschick zur Genüge.

In reformfreundlichen Theologenkreisen wird denn auch der Umgestaltung unseres Predigtwesens lebhaft Aufmerksamkeit geschenkt und namentlich auch die Bindung an die Perikopen, an Evangelien und Epistel, an die ganze einseitig konfessionelle oder doch christlich-religiöse Atmosphäre bekämpft. Jedenfalls wird zugegeben werden müssen, daß die Gefahr des „Sichauspredigens“, gleiche Begabung und Bildung vorausgesetzt, selbst bei berufsmäßigen Rednern unendlich viel geringer ist, als bei ihren geistlichen Kollegen, weil vor ihnen das ganze gewaltige und unendliche geistige Leben der Menschheit zur Auswahl liegt.

Nur um ein Beispiel zu geben, daß es möglich ist, sehr heterogene Dinge und Gedankenkreise doch in die verlangte Sphäre des „Erbaulichen“ oder geistig Erhebenden zu rücken, ohne in bloße Belehrung zu verfallen, aber auch ohne zu „andächteln“, setze ich hierher die Titel einiger Vortragsreihen, wie ich sie seit 8 Jahren vor einem meist aus sog. kleinen Leuten, Handwerkern, Kaufleuten, aber auch einer nicht ganz kleinen Anzahl akademisch gebildeter Hörer bestehenden Sonntagspublikum zu halten pflege. Ich bemerke dabei, daß die Anordnung in Vortragsreihen dem direkten Wunsche der Hörer entgegenkommt, daß keinerlei künstlerische Genüsse helfender Art (Musik, Gesang) geboten werden, und daß die Hörerschaft regelmäßig eine volle Stunde angestrengter Aufmerksamkeit verträgt. Ich behandelte also z. B.:

Die Predigt Zarathustras. 1. Vom Übermenschen. 2. Vom Schaffenden. 3. Von Hinterweltlern und Predigern des Todes. 4. Von den Taranteln der Gleichmacherei. 5. Von den Tugendhaften. 6. Von Kind und Ehe. 7. Von alten und neuen Täfeln. 8. Die ewige Wiederkehr. 9. Genesung. 10. Das Ja- und Amenlied.

Urväterglaube und Urväterweisheit. 1. Wodan. 2. Der Bauerngott Donar. 3. Sonnensöhne in Himmelshallen. 4. Die weiblichen Göttergestalten unserer Vorfahren. 5. Das böse Prinzip in der germanischen Göttersage. 6. Die Sputzgestalten der deutschen Volksage. 7. Götterdämmerung und Welsterneuerung.

Vom Chaos zum Kosmos. 1. Erkenntnistheorie und Weltbild. 2. Zeitlichkeit und Ewigkeit. 3. Was uns die Erdgeschichte lehrt. 4. Organisches aus Unorganischem. 5. Die Menschwerdung. 6. Der Fortschritt in der Menschheit. 7. Kultur und Moral. 8. Menscheng Geist und Elementarkraft. 9. Der Anteil des Individuums an der Kulturgeschichte. 10. Der erzieherische Wert der Weltanschauung.

Zur Ethik der Arbeit. 1. Der sittliche Wert der mechanischen Arbeit. 2. Das Recht auf Arbeit. 3. Die sittlichen Grenzen des Rechtes auf Streik. 4. Massenstreik. 5. Das Recht auf Muße. 6. Die Arbeit der Frau. 7. Die Leistung des Kindes.

Aus Rüderts Weisheit des Brahmanen. 1. Heimat und Fremde. 2. Liebesfrühling. 3. Am rechten Ort das rechte Wort. 4. Halt ein! Halt aus! Halt an! Halt ab! 5. Der Leib ein Tempel. 6. Aufrecht und Aufrichtig! 7. Menschensehen und Weltflucht.

Heiligt der Zweck die Mittel? 1. Die Staatsraison. 2. Das Strafgesetz. 3. Erziehungsmittel. 4. Das Erwerbsleben. 5. Gewalt und List.

Das Vaterunser. 1. Das Beten und der heilige Gottesname. 2. Das Kommen des Gottesreiches. 3. Willenshingabe oder Eigenwille. 4. Brotsorgen oder göttlicher Leichtsin? 5. Was heißt Schuldvergebung? 6. Versuchung. 7. Erlösung. 8. Die Herrlichkeit des Menschengottes.

Vom Hoffen und Harren. 1. Was erhoffen wir von unseren Kindern? 2. Was hoffen wir von und für uns selbst? 3. Was hoffen wir vom Leben? 4. Das Harren der Kreatur. 5. Macht Hoffen und Harren besser? 6. Die Erfüllung aller Hoffnung.

Kindererziehung gleich Selbsterziehung. 1. Wie wecken wir die Kindesseele? 2. Erziehung zur Elternwürde. 3. Die Gehorsamsforderung und ihr Maß. 4. Züchtigung oder Zucht? 5. Das Wort als Lehrmeister der Sittlichkeit. 6. Die Ehrfurcht vor der Jugend. 7. Der Kampf gegen die Lüge. 8. Die Schuld des Irrtums. 9. Heiliger Geist in der Erziehung? 10. Erziehungshilfe durch andere.

Das mag genügen. Man sieht, es ist nichts ausgeschlossen, was Menschenherzen zu weihervoller Stimmung und Erhöhung über das bloße Kampfleben anleiten kann: ästhetische und religionsgeschichtliche Stoffe, Kulturgeschichte, Philosophie, Ethik, Pädagogik, Naturwissenschaft, Sozialismus, Persönlichkeitskultur ußf.

Begreiflicherweise wird es nicht wohl möglich sein, alle diese Dinge in rein neutraler, lediglich referierender Form zu bringen; wir wollen ja gerade mitreißende Wärme des Überzeugten. Es ist also natürlich — und auch völlig unbedenklich —, daß sich diejenigen kleineren Gemeinschaften, die derartige Anregung wünschen, im wesentlichen aus Gleichgesinnten, das gleiche Wollenden, rekrutieren. Das bedeutet nicht etwa die Einführung wiederum einer Art von Bekenntnis durch Hintertüren, am wenigsten eines politischen. Erinnert mag immerhin daran werden, daß sich bekanntlich in unserer Zeit auch selbst innerhalb der kirchlichen Gemeinden solche ecclesiolae in ecclesia vielfach bilden, und nicht immer nach rein religiösen oder kirchlichen Gesichtspunkten (rechtgläubig, liberal, evang. Bund usw.), sondern auch nach sozialen und politischen, abgesehen von persönlicher Anhängerschaft an hervorragende Geistliche. Aber was schadet es, vielmehr, wie sollte es nicht im höchsten Grade nützlich sein, wenn sozialdemokratische Arbeiterbildungsvereine oder Gewerkschaften ebensogut ihren Laienprediger oder Kultusbeamten haben, wie bürgerliche Bildungsvereine oder das Geheimratsviertel, das Quartier latin, die City, die Universität die ihrigen? Vorausgesetzt nur, daß bei allen Sprechern die klare Erkenntnis ihrer Pflicht vorhanden ist, das menschlich-Einigende überall über das politisch-, sozial-, konfessionell-, ja national-Trennende zu stellen! Sie können ja kaum anders, wofern sie sich nur ernsthaft in die menschliche Geisteskultur vertiefen, weil überall bei Dichtern und Denkern der Weltliteratur, in allen großen Ideen und weltumspannenden Idealen das rein Menschliche, die Humanität im Sinne der Renaissance wie in dem der Schiller und Goethe, sieghaft aus allen zeitlichen und örtlichen Beschränkungen hervorbricht!

Ethisch-ästhetische Prediger also — keineswegs, wie jetzt wohl deutlich geworden: Moralprediger! — soweit ein Bedürfnis danach vorhanden ist, neben den konfessionellen Predigern, die wir konfessionellen Gemeinden ja keineswegs nehmen wollen: das scheint mir der Weg zur Versöhnung der Gegensätze und zur Hebung der

allgemeinen Kultur. Voraussetzung ist natürlich scharfe Trennung von Staat und Kirche. Die religiösen Kultusvereinigungen würden, unter Wahrung ihrer geschichtlichen und Besitzrechte an Kultusgebäuden, Stiftungen u. dgl., mit allen anderen Vereinigungen auf eine Stufe gestellt. Staatliche Mittel dürften in keinem Falle für ihre Zwecke (und die der Humanisten, Freireligiösen, Sekten usw.) gegeben werden, es sei denn, es ließe sich ein Gerechtigkeitsprinzip finden (die Quadratur des Kreises vermutlich!), wonach allen solchen Vereinigungen eine proportionelle Unterstützung zuteil werden könnte. Am reinlichsten ist ohne Zweifel das amerikanische Geschäftsprinzip, wonach die Interessenten die nötigen Kosten selbst aufzubringen haben.

Doch führt uns das hier zu weit. So weit ich sehen kann, eilt es in Deutschland auch noch nicht übermäßig damit. —

Vergegenwärtigen wir uns indessen unser Vaterland nach einigen hundert Jahren, falls wirklich trotz unserer Schnellebigkeit eine solche Zeitspanne nötig sein sollte. Von Staats wegen ist der gesamte Wechsel von Arbeitszeit und Ruhepausen geregelt. Als Grundlage dient der Achttundentag nicht nur in der Industrie, im Handel, in der Beamten-schaft, sondern auch — mit den aus der Art der Beschäftigung sich ergebenden, z. T. sehr starken Modifikationen — für das Hausgefinde, die Landwirtschaft, die freien Berufe. Die Volksbildung und das Bedürfnis nach edleren Vergnügungen sind gestiegen. Erzwungen wird, ganz wie bisher, Sonntagsruhe und das Stillstehen aller öffentlichen Arbeit an den staatlichen Feiertagen. Abgesehen davon ist natürlich keinerlei „Feier“ obligatorisch. Die Festtage sind wahrscheinlich dieselben wie heute; auch eine Änderung der Namen Weihnacht, Neujahr, Ostern, Pfingsten, Sommersonnenwende, Erntefest, Bußtag, Totenfest dürfte kaum eingetreten sein. Gewiß wird es in Stadt und Dorf, namentlich hier, noch alte Christengemeinden geben, die in ihren alten, historisch ehrwürdigen Gotteshäusern die alten Feiern unter Erinnerung an ihre geschichtliche Bedeutung begehen. In den meisten Städten aber, auch wohl in allen nicht allzu entlegenen Dörfern, bestehen eine Anzahl freier Gemeinschaften, Vereine, Gesellschaften, Kultusgemeinden oder ethische Vereinigungen — wie sie sich nennen, ist ja gleichgültig — die ihren Mitgliedern an solchen Festtagen einen besonderen Genuß geistiger Art bieten wollen. Sie versammeln sich zu genehmer Zeit (ob in den „Kirchstunden“ oder abends ist natürlich völlig in ihr

Belieben gestellt) zu ansprechender Feier in ihren oder gemieteten Räumen. Natürlich auch in Kirchen, wenn das Eigentumsrecht an solchen kraft städtischen oder staatlichen Patronats, oder mangels einer zum Alleingebrauch berechtigten Kirchengemeinde, oder durch Ablösung und dgl. an die weltliche Behörde übergegangen ist und von dieser ohne Privilegierung irgendwelcher Sondergesellschaften diese Orte dem öffentlichen Gebrauch freigegeben sind. Aus dem gewaltigen Schatz der Nation und der Menschheit an erhebender, schöner und befreiender Musik wird von kunstverständiger Hand jeweils ein Programm zusammengestellt; der Versammlungsort ist von der bildenden Kunst entsprechend ausgeschmückt. Rezitation von Dichtung, Chorgesang, Orchester, Orgel wechseln ab; es fehlt auch nicht ein der Feier gerecht werdender Vortrag. Größere Vereinigungen, die allsonntäglich ihre Mitglieder erfreuen wollen, haben ständige Kultusbeamte angestellt. Alles natürlich ohne den geringsten äußerlichen oder innerlichen Zwang. Es mag Tausende geben, denen überhaupt diese Art gemeinschaftlicher Feier nicht zusagt. Sie mögen (ganz wie heute) zu Haus bleiben, sich in die freie Natur begeben, ihre persönliche Feier abhalten. Keinerlei gesellschaftliche Nachteile knüpfen sich daran, oder an die Zugehörigkeit bzw. Nichtzugehörigkeit zu einer dieser Vereinigungen. Nichts geschieht „von Staats wegen“. Die staatliche Autorität verzichtet allerdings auch auf die Mitwirkung bestimmter anerkannter oder privilegierter Kultusgemeinden bei ihrer Arbeit so gut, wie bei ihren Festen. Sie bleibt neutral im allerbesten Sinne. Kein Priester hat mehr im Auftrage des Staates Rekruten zu vereidigen, Fahnen und Waffen zu segnen, für das Landesoberhaupt zu beten; aus den Gerichtssälen ist mit dem religiösen Eid das Kreuzifix verschwunden.

Die Zugehörigkeit zu dieser oder jener oder zu keiner Kultusgemeinde unterliegt keinerlei behördlicher Feststellung; ist sie für das Gemeinwesen doch genau so bedeutungslos, als die Mitgliedschaft an irgendeinem wissenschaftlichen oder künstlerischen Verein. Die Verfassungsbestimmung, die schon seit Jahrhunderten — auf dem Papier stand, wonach keinem Deutschen die Übung seiner staatsbürgerlichen Rechte durch seine „Konfession“ beschränkt werden könne, ist als selbstverständlich in der gesamten Verwaltung durchgeführt. Die öffentliche Einheitschule erteilt gewissenhaft religionsgeschichtlichen (kulturgegeschichtlichen)

Unterricht; ebenso werden die Kinder in das Verständnis des geltenden Rechts und der Staatskunde eingeführt. Ein stufenweise dem Verständnis der Kinder angepaßter Unterricht über Moral und Lebenskunde sucht ihre Einsicht und ihren Willen für die großen Aufgaben des menschlichen Gemeinschaftslebens vorzubereiten. Ein Wochentag bleibt frei für aller Art Privatunterricht, also auch religiösen, der außerhalb der Schule und ihrer Lehrer erteilt werden kann. Die Schule entläßt ihre Abiturienten mittels einer angemessenen Feier ins Leben. Die private Lebensführung unterliegt keinem direkten oder indirekten Druck. Ob jemand an die standesamtliche Befundung seiner Eheschließung eine Kultusfeier anschließen will oder nicht, ob er seine Kinder nach der Eintragung in die Geburtsregister noch anderen Vereinigungen zuführen will, ob ihm das Ableben eines Angehörigen neben der staatlich bedingten Beisetzung, Beerdigung oder Einäscherung Anlaß zu einer intimeren Gedächtnisfeier geben soll — das alles ist dem freien Ermessen und der gesellschaftlichen Sitte überlassen.

Und ist es das heute nicht? Gewiß, fast alles, was hier als Er rungenschaft einer späten Zeit angesehen und ausgemalt wird, besteht ja schon heute! Nicht nur die Verfassung aller zivilisierten Staaten verbürgt Glaubens- und Gewissensfreiheit im weitesten Maße, die Zivilstandsgesetzgebung hat jedermann die Möglichkeit gegeben, sein Leben völlig außerhalb der Kirche in voller Unabhängigkeit einzurichten, sondern auch die Sitte pflegt, außer in engen, kleineren konfessionellen Verbänden, Verstöße gegen kirchliche Bräuche nicht eben tragisch zu nehmen; den Kirchen selbst hat der die bürgerliche Ehre seiner Glieder schützende Staat eine wirksame Kirchenzucht fast unmöglich gemacht. Es scheint, daß hier wirklich jeder nach seiner Fassung selig werden könne. Einzig die für die Religion wie für das Ansehen des Staates gleich bedenkliche unklare Vermischung von Kirche und Staat in der „Anerkennung“ gewisser Konfessionen, ihrer Privilegierung und der offiziellen Inanspruchnahme ihrer Dienste, verlangt noch nach reinlicher Scheidung, bei der folgerichtig dann auch die staatliche Unterstützung der Kirche im Schulwesen, in der Einziehung der Kirchensteuer, im Strafgesetz (§ 166) und — nicht zum wenigsten — in finanzieller Hinsicht in Wegfall käme. Daß ferner in fast allen Zweigen der Staatsverwaltung zurzeit noch in einer der Sittlichkeit hohnsprechenden

den Weise praktisch gegen den Geist und manchmal selbst gegen den klaren Wortlaut der Verfassung gesündigt wird, ist schon angedeutet. Aber alle diese Ausstellungen scheinen verhältnismäßig unbedeutend, wenn doch zugestanden werden muß, daß nach Recht und Gesetz keine Seele, kein Gewissen mehr von der Kirche vergewaltigt werden kann.

Es steht indessen damit ähnlich, wie seiner Zeit mit der gesetzlichen Freiheit des Arbeitsvertrages, dem Recht der Gewerbefreiheit, Freizügigkeit usw., die praktisch, der schönsten Manchestertheorie vom freien Wettbewerb der Kräfte zum Trotz, die industrielle Versklavung der Arbeiterschaft nicht aufzuhalten vermochten.

Die theoretische Möglichkeit, sich von den Banden der Kirche freizumachen, hat praktisch einen sehr bescheidenen Wert, weil tatsächlich, der Lehre aller Kirchen von der Notwendigkeit einer völlig freiwilligen Annahme ihrer Glaubenssätze zum Trotz, die Massen durch Mangel an Bildung, Mangel an Zeit zu eigener Urteilsfindung und durch ein raffiniertes System unmerklicher Beeinflussung entweder in der Herde festgehalten, oder — falls sie sich gar zu ungeberdig zeigen — wie Sündenböcke in die Wüste des praktischen Lebensmaterialismus hinausgejagt werden.

Mit allen Mitteln streben unsere Kirchen, schon um der Staatsgewalt als begehrenswerte Bundesgenossen zu erscheinen, danach, nicht nur äußerlich durch die Zahl und Qualität ihrer Glieder eine — mehr oder weniger ideelle, leider oft genug sehr praktische — Macht darzustellen, sondern auch, da sie den zunehmenden Abfall nicht leugnen können, die „Abtrünnigen“ als minderwertige, sittlich anrüchige, politisch verdächtige Bürger erscheinen zu lassen. Sie empfehlen sich, nicht ohne dabei erheblichen Schaden an ihrer eigenen Seele, ihrem Bekenntnis und seiner ernstesten Betätigung zu leiden, als staaterhaltende Faktoren. Und so widersetzen sie sich — in bedenklicher Annäherung an die Sünde wider den heiligen Geist, wie ich sie verstehe — jedem Bestreben, der nun einmal unkirchlich gewordenen Volksgemeinschaft die Pflege sittlicher und religiöser Ideale außerhalb der alleinseligmachenden Kirche zu ermöglichen, auf das entschiedenste.

Am auffälligsten, und darum charakteristisch, tritt dies in ihrem Verhältnis zum Moralunterricht hervor. Obwohl sie in zwei Jahrtausenden

den schlüssigen Beweis erbracht haben, daß ihnen eine ausreichende sittliche Beeinflussung der Jugend nicht geglückt ist, begrüßen sie die Versuche, zum mindesten die unkirchlich und religiös unzugänglich Gewordenen an eine autonome Moral zu binden, mit dem unverhohlenen Mißtrauen und Widerwillen, statt in ihnen wertvolle Bundesgenossen zu gleichem Ziele zu sehen.

Ebenso stehen sie mit billigem Hohn und Spott allen Bestrebungen entgegen, eine ideelle Erbauung auf anderem Wege als auf dem kirchlich erprobten und als endlich unwirksam erwiesenen, zustande zu bringen.

Mit einer Gleichgültigkeit, die beinahe Leichtfertigkeit genannt werden muß, sehen sie untätig zu, wie große, und wahrlich nicht die schlechtesten Kreise des Volkes außerhalb des Kirchenschattens treten und sie lassen sie lieber völlig ohne jede Seelsorge im weitesten Sinne, als daß sie in ihr Monopol einen Einbruch erlaubten. Wichtiger als Friede und Versöhnung aller Volksgenossen auf neutralem sittlichen Boden ist ihnen die Aufrichtung und Versteifung der konfessionellen Schranken, da sie nun Glaubensuniformierung einmal nicht haben können. Wenn schon die christlichen Grundtugenden, Glaube, Liebe, Hoffnung, diese drei, bleiben, so ist ihnen doch nicht die Liebe, sondern der Glaube das Höchste. So werden Kanzel, Katheder und Beichtstuhl ihrer ursprünglich sittlichen Bestimmung entfremdet und zu sehr unheiligen Zwecken oft genug gemißbraucht. Denn schließlich ist unumschränkte Macht über alle weltlichen und staatlichen Einrichtungen, über Leib und Geist aller Lebenden, und unfehlbares Richteramt über das Schicksal der Seele und selbst des Leichnams das Endziel alles Kirchentums. Die tiefe Weisheit des ersten mosaischen Verbotes: „Du sollst den Namen deines Gottes (und der Religion!) nicht unnützlich führen; denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht“ ergibt sich erst ganz aus der Geschichte der Geistlichkeit.

Eine wahrhaft klägliche Hilflosigkeit aber beweist sie dadurch, daß sie der steigenden Abkehr von der Kirche mit Vermehrung der Kirchen, der Ablehnung des sog. Religionsunterrichts durch Verdoppelung der ihm gewidmeten Stundenzahl, der Abneigung des Proletariats durch Steigerung der Tätigkeit der inneren Mission usw. zu wehren sucht. Hätten wir nicht gleichzeitig die Aufklärungsarbeit der liberaleren Theo-

logie, die mit erfrischender Aufrichtigkeit und bewunderungswürdiger Glaubenssicherheit die Resultate theologischer und religionsgeschichtlicher Forschung in das Laienpublikum wirft, obwohl sie deren kirchenzerstörende Wirkung kennen sollte, es gäbe längst unter gebildeten Leuten kein Interesse mehr am Schicksal der Kirche.

Die Kirche, auch eine Gemeinde-, eine Volkskirche werden sie dadurch nicht retten. Es ist zuviel Dynamit unter den neuen Bausteinen. Aber eins ist tröstlich.

Der Mensch hat aus seinem tiefsten und echten Bedürfnis heraus diese Kirche einstmals geschaffen. Unter ihrem Dach hat er lange Frieden gefunden. Sie wurde baufällig. Er besserte. Die Grundsteine wankten. Er legte einen neuen Grund. Heute bricht sie über ihm zusammen.

Aber er lebt, der Mensch mit seinem Bedürfnis nach Vertiefung, nach Erhöhung, nach einem Leben über sich hinaus. Und er ist nicht schwächer, nicht ungeschickter geworden, als er es war, da er aus Feldsteinen den ersten Opferaltar schichtete. Ihm gilt das Prophetenwort:

„Du hast sie zerstört
Die schöne Welt
Mit mächtiger Faust:
Sie stürzt, sie zerfällt.
Ein Halbgott hat sie zerschlagen.
Wir tragen
Die Trümmer ins Nichts hinüber
Und klagen
Über die verlorene Schöne. —
Mächtiger
Der Erdenhöhne,
Prächtiger
Baue sie wieder
In Deinem Busen baue sie auf!“

Am Sterbebette



in stilles dunkles Zimmer. — Gedämpft, wie aus einer anderen Welt, dringt der Tageslärm durch die geschlossenen Fenstervorhänge. Arzneigeruch füllt den Raum. Im Halbdunkel um das weißlich schimmernde Bett eine stumme Gruppe, aus der von Zeit zu Zeit ein leises, krampfhaft unterdrücktes Schluchzen die Stille unterbricht. Und in der Mitte, wie teilnahmslos, ach wie teilnahmslos, ein weißes Gesicht mit spitzen Zügen in den Kissen. Ein Paar magere, zitternde Hände, die nervös unruhig auf der Decke umherfahren und vor dem drohenden Nichts nach einem Etwas zu greifen scheinen. Die bleiche, schweißbedeckte Stirn hebt sich kraftlos ein wenig; ein röchelnder Hustenanfall erschüttert den abgezehrten Körper, bis er ermattet wieder zurücksinkt. Da tönt feierlich eine sonore Stimme durch den Raum: „Wenn ich einmal soll scheiden, so scheide nicht von mir, wenn ich den Tod soll leiden, so tritt du dann herfür! Wenn mir am allerhängsten wird um das Herze sein, so reiß' mich aus den Ängsten kraft deiner Angst und Pein!“ Langsam verhallen die Worte; auf dem matten Antlitz malt sich eine fliegende Röte; mit Anstrengung wendet sich das Haupt nach der Stelle, woher die Trostworte ertönten, und die blutleeren Lippen formen sich zu einem geflüsterten Amen! Die noch eben flackernde Hand faßt begierig nach dem dargereichten Kreuz und scheint es ans Herz führen zu wollen; das sterbende Auge belebt sich zu einem dankbaren Blick. — Und wieder irren die vagen Blicke verschleiert und hilfeheischend umher aus dem Dunkel, das sie zu umschatten droht; dumpfes Stöhnen dringt aus der röchelnden Brust — aber wieder erklingt tröstend und kraftvoll die Stimme: „Christus der ist mein Leben, Sterben ist mein Gewinn; ihm hab' ich mich ergeben, mit Freud' fahr' ich dahin!“ Da richtet sich die schwache Gestalt mit letzter Kraft empor; die verzerrten Züge glätten sich zu freudigem Lächeln; das erlöschende Auge sucht den Himmel und mit den gehauchten Worten: „in deine Hände, Herr . . .“ sinkt der Leidende zurück — ein stiller Mann.

„Welch' schöner Tod!“ flüstern die Fernerstehenden. Aber über den schluchzenden Häuptern der Angehörigen schwebt triumphierend wieder die langvolle Stimme: „Es ist vollbracht! Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über Wenigem getreu gewesen, gehe ein zu deines Herrn Freude!“

Solche Bilder sind nicht erfunden; sie sind auch nicht aus irgendeinem Traktätchen abgeschrieben; sie sind wirklich. — Die beseligende, tröstende, Sterbensfreudigkeit schaffende Kraft des religiösen Gefühls ist an keinem anderen Orte so deutlich, wie am Sterbebette. Die Rechnung auf die Schwachheit der menschlichen Natur trägt im allgemeinen nicht; hier setzt denn auch jene Partei, welche die Religion, oder sogar die Konfession als absolute Notwendigkeit für den Menschenggeist hinstellt, ihren Hebel ein, um das ganze künstliche Gebäude des „Materialismus oder Atheismus“ zu stürzen. Möge auch der einzelne, durch Wahnvorstellungen getäuscht, sich im Lärm des Erwerbslebens des Gedankens an Göttliches entschlagen können, so meinen sie, es komme doch die Stunde, da aller Menschenwitz eitel, keine Hilfe mehr zu finden sei, als bei dem lebendigen Gott. Der Glaube an ihn, der auch der Allgütige ist, der die Sünde des einzelnen schneeweiß machen will, ob sie auch blutrot wäre, der dem brechenden Auge des Gläubigen die Pforten seines Paradieses zeigt, scheint unerläßlich zu einem ruhigen, seligen Hinscheiden.

Wir beide, der Leser und der Schreiber dieses, wir sind noch nicht an der Stelle jener bleichen Gestalt mit den bebenden Lippen, dem röchelnden Atem, den zuckenden Fingern gewesen. Wir wissen nicht und können es nicht wissen, ob das schwindende Bewußtsein in ein noch tieferes absolutes Dunkel tauche oder sich zu unbekannten Lichtsphären aufschwinge. Unsere Beobachtung am fremden Sterbebette kann in frommer Täuschung den Muskelreflexen falsche Bewußtseinsreihen unterchieben. Das friedliche Lächeln um den auf ewig verstummenden Mund, die hellseherisch in Himmelsweiten geöffneten Augen können ebensowohl, wenn sie schon etwas bedeuten, nur die rein körperliche Befreiung von Schmerz bedeuten, als die krampfhaft verzerrten Züge, der schäumende Mund und die rollenden Augen nicht notwendig den Vorgeschmack höllischer Qualen beim „Bösewicht“ andeuten müssen. Und neben jene gern erzählten und beglaubigten seligen Sterbefälle der Gläubigen stellt die unparteiische Geschichte nicht minder oft den ruhigen und friedlichen Hinübergang von bekannten Gottesleugnern und, was schlimmer ist, von Ungerechten und Unsittlichen. Alle Fälle eines momentanen Todes scheiden überdies von selbst aus einer Betrachtung aus, die aus der Art des Sterbens Rückschlüsse auf die Lebensprinzipien machen wollte. Der „böse schnelle Tod“, um dessen

Abwendung die Christen beten, wird ja, trifft er zufällig einen Gottesmann, in der Betrachtung der zurückbleibenden Gläubigen zur gnädigen raschen Entrückung nach dem Beispiele Henochs, wie auch dem Gerechten verheißen wird, daß er den Tod nicht schmecken sollte ewiglich!

Aber wenn nun auch jener letzte Moment, wo wirklich der Tod mit kalter Hand das warm pulsierende Herz ergreift, unserer Beobachtung unzugänglich ist, so bleibt doch noch jene Zeit des letzten Ringens, wenn der Organismus sich mit letzter Kraft gegen die Vernichtung sträubt, wo das noch klare Bewußtsein sich, im Innersten erhebend vor dem Nichts, an das Sein klammert. Ist diese Zeit so entsetzlich, so schrecklich, daß nur die heißbegehrte Vorstellung vom ewigen Sein hinter dem Nichts Ruhe zu geben vermag im Moment der entsetzlichsten Unruhe? Daß sie es wirklich kann, wollen wir nicht bezweifeln. Aber kann sie es allein? Muß sie endlich, um diese Wirkung zu haben, durchaus in die Form des kirchlichen Glaubenssatzes gekleidet sein? Das ist die Frage, auf die alles ankommt, und sie denke ich zu verneinen.

Von den Patriarchen des jüdischen Volkes erzählt uns eine Zeit, die den Gedanken einer persönlichen Unsterblichkeit nicht von ferne kannte, sie seien gestorben „alt und lebensatt“. Das letzte Eigenschaftswort ist bezeichnend. Sie hatten sich ausgelebt, und nichts deutet darauf hin, daß sie in dem natürlichen Abschluß ihres Daseins etwas Unerhörtes, Fremdes, Störendes sahen. Nirgends das Bedürfnis eines Trostes in der Sterbestunde. Wie sollten sie auch? Sie gingen den Weg ihrer Väter, und hinter ihnen blieb ein lebend Geschlecht von ihrem Blut und ihrem Fleisch, das den Aufgaben der Zukunft gerecht werden mochte. So versammeln sie gern ihre Kinder um ihr Sterbebett, um die Bürgschaft ihres unzerstörbaren Seins vor Augen zu haben in dem Augenblick, wo ihr individuelles Dasein unwiederbringlich dahinschwindet. Die Vorstellung von der ununterbrochenen Lebenskette, die den Erzeuger mit seinem „Samen“ bis ins tausendste Glied verbindet, konnte einem Volke nicht fremd sein, dessen Gott gerade diesen äußeren Zusammenhang durch Ausdehnung seines Lohnes und seiner Strafe auf die Nachkommenschaft für einen innerlichen erklärte. Nur der kinderlose Tod ist ein wirklicher Fluch Gottes. Daß nebenbei die theosophische Spekulation der Genesis den Tod als etwas dem eigentlichen, geistigen Wesen des Menschen Fremdes und erst durch den Sündenfall hereingekommenes betrachtet, ist bemerkenswerterweise ohne allen Einfluß auf

die rein natürliche Auffassung des Todes als eines Schlusses der Lebensentwicklung geblieben. Also genügte hier schon die einfache Vorstellung des wesentlichen Fortlebens des einzelnen in seinen Nachkommen, um dem Tod seinen Stachel zu rauben; die Familie war die Unsterblichkeit.

Doch auch Familien sterben aus. Es gibt eine höhere Einheit. Die prophetische Zeit faßt das Verhältnis Israels zu Gott schon unter dem Familienbilde. Israel wird Gottes Sohn sein, in Israel wird auch Gott sein eigentliches Weiterleben haben. Der Gerechte weiß jetzt nicht nur, daß er selbst fortleben wird in seinen Söhnen, sondern daß das Volk, dem er angehört, ein ewiges Leben führen wird. Und auch der kinderlose Mann, dem auch etwa kein Bruder in der Leviratsehe Samen erwecken konnte aus seinem Weibe, er war ein untrennbarer Teil dieses Volkes und durfte getrost sterben, wußte er doch: „Daß das Szepter von Juda nicht weichen würde, noch der Richterstab zwischen seinen Füßen.“ Hosea und die Klagelieder Jeremiae wissen nun freilich auch von dem Schreckensbilde des Todes von Israel zu erzählen. Aller Jammer der Vergänglichkeit faßt den begeisterten Seher an, wenn er das auserwählte Volk, ein Feld voll Totenbeinen, der Vernichtung anheimgefallen schaut. Während der babylonischen Gefangenschaft, der persischen Zeit, ist dem Volke wohl auch der persönliche Unsterblichkeitsglaube aus dem Orient näher getreten; aber er bildet nicht den Sterbetrost des einzelnen, sondern immer ist es die Erhöhung seines Volkes, die Gewähr von dessen ewigem Leben, die alle Bitterkeit des Todes von der Zunge des sterbenden Sängers wegnimmt. In ihrer erhabensten Gestalt wird diese Hoffnung zur messianischen; denn der Messias wird die Herrlichkeit des Volkes Gottes wieder herstellen, ob auch jeder einzelne dahinstürbe, kinderlos und verlassen. Getrost darf er sagen: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen.“ Jesaja erblickt in derselben Hoffnung einen neuen Himmel und eine neue Erde für sein Volk nach dem langen Tode, wo Jerusalem sich unaufhörlich freuen wird, in unvergänglicher Fülle grünend — aber die natürliche Sterblichkeit des einzelnen wird nicht aufgehoben sein. Zwar: „es sollen nicht mehr da sein Kinder, die ihre Tage nicht erreichen, oder Alte, die ihre Jahre nicht erfüllen“ (der unnatürlich frühe, plötzliche Tod vor Erfüllung der Fortpflanzungspflichten wird verneint), „sondern die Knaben von hundert Jahren sollen sterben

und die Sünder von hundert Jahren sollen verflucht sein.“ (Jes. 65, 20.) Erst allmählich, in dem schulmäßigen Lehrausbau der levitischen Zeit, wird das Leben des Volkes und seine Auferstehung erweitert zur Auferstehung aller Volksgenossen (nicht etwa Menschen!), und auch hier ist es nur die pharisäische Schule, die an der neuen Lehre festhält, während die Sadducäer sie bekanntlich verwarfen.

Die weitere Ausbildung dieser Anfänge und ihre Übernahme durch die neutestamentliche Theologie ist bekannt. Jesus, der Nazarener, selbst, der unerwartete Erbe der so lange gehegten Messias Hoffnung, erweiterte den Gesichtskreis seines Volkes, indem er die religiösen nationalen Schranken niederwarf, alle Menschen als Brüder begrüßte und demnach auch alle der gleichen Auferstehungshoffnung teilhaftig machte. „Des Menschen Sohn wird nicht sterben, ob er gleich stirbe und das Himmelreich ist bereitet denen, die Gott lieben und seine Gebote halten.“ Die Zukunft der Menschheit ist gesichert, wie jene Israels durch den alttestamentlichen Bund garantiert wurde, und für Wohlverhalten wird das persönliche Fortleben nach dem Tode als Prämie gewährt. Freilich bleibt die einmal über die natürlichen Schranken des Einzellebens hinausschweifende Phantasie nicht auf halbem Wege stehen; sollen die Gerechten unsterblich sein, um zu genießen, so müssen es die Gottlosen, um zu leiden. Der Ewigkeit des Paradieses tritt die Ewigkeit der Höllestrafen zur Seite, und die Unsterblichkeit im guten oder bösen Sinne wird Gemeingut der Menschheit. Merkwürdig nur, und für den sittlichen Optimismus bezeichnend ist es, daß der Gedanke der persönlichen Unsterblichkeit im Entwicklungsausbau des christlichen Systems stets als ein Gut, als ein Trost ohnegleichen empfunden wird, während er an sich in der Vermischung mit der Straftheorie des heiligen Gottes und unerbittlichen Rächers alles Unrechts weit eher als Strafverschärfung und Schrecknis gelten sollte. Dem unheiligen Sünder — und das sind wir ja alle nach kirchlicher Auffassung — kann die Vorstellung eines individuellen Fortlebens nach dem Tode nur unangenehme Empfindungen erwecken, es sei denn, daß er sich das Individuelle, nämlich sein verdorbenes, beflecktes Selbstbewußtsein wegdächte — und dann bliebe ein völlig farbloses, unbestimmtes Nichts übrig, eben seine persönliche Unsterblichkeit. Die Gerechtigkeit erheischt indessen, der Kirche zuzugestehen, daß sie diese Lücke durch ihre Erlösungstheorie nach Möglichkeit zu verstopfen gesucht hat; mit welchem Erfolge, ist hier nicht zu untersuchen.

Diese kurze Übersicht beweist wenigstens eines: Der Glaube an die persönliche Unsterblichkeit ist, selbst für unseren kurzichtigen Blick, ein geschichtlich langsam Gewordenes. Was aber geschichtlich ward, muß auch geschichtlich wieder vergehen können. Dabei haben wir uns nur an das kleine Volk der Juden gehalten und absichtlich dafür die Augen geschlossen, daß fast die ganze heidnische Welt den Beweis liefert, wie wenig ein seliges, frohes Sterben mit der Idee der Unsterblichkeit verknüpft ist.

Nun läßt sich aber auch noch eine andere Betrachtungsweise denken. Wenn auch geschichtlich geworden, könnte diese Idee ja eine höhere Geistesentwicklung bedeuten, und ihr geschichtliches Vergehen fiele dann unter den Gesichtspunkt des Verfalls der Menschheit. Wie, wenn sie in dem Sinne Lessings (Erziehung des Menschengeschlechts) ein erst in der übernatürlichen Form der Offenbarung aufgetauchter Gedanke wäre, der dazu bestimmt sei, allmählich Vernunftesigenthum der Menschheit zu werden?

Man blicke um sich! Alle die Ideen, die wahrhaft zur sittlichen Vervollkommenung der Menschheit beigetragen haben, alle, die ein Lessing als Erziehungsmittel würde gelten lassen, also: die Idee von der Herrschaft des Menschen über die Natur, die Ideen der Gerechtigkeit, der Liebe, der brüderlichen Gemeinschaft aller Menschen, der Erlösung selbst von Sünde und Leid — sie leben ein wahrhaftes Leben auch im Bewußtsein der nicht gläubigen Menge, sie sind in irgendeiner Form von der Vernunft assimilirt worden und bilden noch eben die letzten Ideale von Kultur, Staats- und Gesellschaftsleben — welches philosophische System aber, das diesen Namen verdient, ja welches einfach vernünftige Denken, kann sich mit der Idee individueller Unsterblichkeit befreunden? Nirgends predigen Erfahrung, Sinne und Verstand so übereinstimmend die entgegengesetzte Lehre, als hier. Nie und nirgends begegnet uns ein natürliches Sein, das unzerstörbar wäre, ja wir erkennen das Sein als einen nur scheinbaren Ruhepunkt in dem ewigen Werdeproweß, der Leben heißt; die Sinne zeigen uns den Zerfall, die Vergänglichkeit, in der deutlichsten Form; der Verstand fragt vergebens nach einem zureichenden Grunde für die Erhaltung gerade dieser Lebensform, und nichts bleibt, als der nackte, erbärmliche Wunsch des Durchschnittsmenschen, dem eine Welt, in der nicht sein Ich erhalten wäre, gleichgültig ist. Alle jene Pseudovernunftbeweise, welche auf Grund

der Existenz eines geistigen Agens im materiellen Körper, der Seelentheorie, die Unzerstörbarkeit des Wesens fordern, begehen einen doppelten Fehler: erstens tragen sie eine rein begriffliche Unterscheidung (Kraft und Stoff) völlig willkürlich in das Wesen der Dinge hinein, die sich nun einmal nicht dem Menscheng Geist zu Liebe in Geist und Materie spalten lassen, und zweitens würden sie schließlich zu wenig, nämlich nur die Fortdauer einer unpersönlichen Kraft beweisen, nie und nimmer aber die Fortdauer der besonderen, eben nicht durch geistige, sondern auch materielle Verhältnisse vollbedingten Bewußtseinsform, die wir Ich nennen. Man mag ruhig die Unsterblichkeit des Geistes neben der Unzerstörbarkeit des Stoffes behaupten — zwei Seiten ein und desselben Dinges — dagegen hat die Vernunft wenigstens keine Einwendungen zu machen; können sie doch beide ebensowohl ewig, wie vergänglich sein oder auch gar nicht unter unsere Zeitbewertung fallen; aber man kann nicht die individuelle Fortdauer geistiger Wesen behaupten und gleichzeitig alles Individuumbildende, alles, was uns in Zeit und Raum sinnenfällig wird, davon ausschließen wollen, ohne mit der Vernunft in argen Widerstreit zu kommen. Da ist die Kirche, wie immer, konsequenter, wenn sie, „dieses Fleisch, dieser meiner Augen Licht“ unbekümmert um die Vernunft in die Ewigkeit hinübernimmt. Aber wie viele unserer Geistlichen wagen noch, das Lied der guten Kurfürstin Luise Henriette zu unterschreiben?

Aber lassen wir die Gründe für und wider die individuelle Unsterblichkeit beiseite. Ob die Idee nun die menschliche Vernunft übersteige oder unter ihr stehe, jedenfalls ist der Glaube daran nicht vernünftig. Nun kann allerdings manches unvernünftig sein und doch ein wirkliches Bedürfnis; sind wir doch nicht nur Vernunftwesen. Ist das vielleicht hier der Fall?

Zum Teil stehen wir nicht an, die Frage zu bejahen. Für eine große Anzahl von Menschen ist die Idee der persönlichen Unsterblichkeit geradezu unerseßlich. Ihr sittliches Gefühl bedarf noch des Anreizes von jenem Lohn und jenseitiger Strafe, ihr Glaube an den unerseßlichen Wert der Eigenpersönlichkeit ist noch so ungetrübt stark, daß die Erwartung dieses Verlustes ihnen jeden Halt rauben würde; ihr Blick ist noch nicht scharf genug, um anstatt der kleinen mikroskopischen Spanne des eigenen Daseins die unendliche Wegweite der Menschheitsentwicklung zu umfassen — und so nehmen sie das von der Religion ihnen

mundgerecht gemachte Dogma trotz seiner Unvernünftigkeit willig an. Dazu kommen noch die wahrhaft Gläubigen, die innerlich die Wahrheit ihres Glaubens erlebt zu haben glauben und denen die Unvereinbarkeit des Dogmas mit der Vernunft nur — den geringen Wert der letzten beweist. Der gute Kant hat zur Beruhigung der religiös Gleichgültigen die drei Säulen: Gott, Freiheit und Unsterblichkeit stehen lassen, und an sie klammert sich, wer sonst den Tempel der geoffenbarten Religion ruhig verfallen läßt; eine Berufung auf Kant ist immer ein gutes Schulzeugnis Nr. 1 in Logik. Gerade diese Art von Halbgläubigen hält mit der Hartnäckigkeit eines im Kampf zwischen Kopf und Herz schon Halbbesiegten an dem letzten Bollwerk fest und erklärt, ohne dies nicht leben und sterben zu können. Mit tiefem Mitleid aber sehen sie alle auf den Ungläubigen, der dahingeht als einer, der keine Hoffnung hat, der schlimmer als das Tier, weil vollbewußt und seiner menschlichen Würde vergessend, die ruhmlose Vernichtung als Endziel seines Strebens bekennen muß. Vielleicht gelingt es uns, dies grau in grau gemalte Bild ein wenig zu verschönern, wenn wir die — graue Brille, durch welche jene sehen, einen Augenblick von den Augen nehmen.

Treten wir jetzt an das Sterbebett des Atheisten. Das Bewußtsein sei noch klar. Der Moment, der unausbleibliche, wo das Ich ins leere Nichts versinken wird, steht vor seinem Auge. Neu aber ist er ihm nicht. Seit vielen Jahren hat er versucht, sich mit ihm vertraut zu machen. Jedes Welken einer Blume, jedes Sterben auch nur des kleinsten Geschöpfes hat er mitempfunden, wußte er sich doch eins mit der ganzen ihn umgebenden Natur. Freilich auch dem überzeugten Christen war jeder Tag ein Sterben, auch er wußte, daß wenigstens sein natürliches Sein den Gesetzen unterworfen war, die ausnahms- und erbarmungslos um ihn herrschen. Aber ein anderes ist's, ganz rückhaltlos der Vernichtung in die leere Augenhöhle zu schauen, ein anderes, sich dabei den Vorbehalt zu machen: du triffst mich, mein innerstes Wesen doch nicht! Den strudelnden Fluß der Vergänglichkeit sehen beide vor sich mit dem geheimen Schauer: da hinein mußt auch du! Aber es ist ein Unterschied, ob man in den Wellen nur einen Übergang ans andere Ufer erblickt oder den Untergang. Millionen von Wesen, Tausende, die wir gesehen, haben den Sprung uns vorgemacht, und keines, auch kein einziges kam wieder zum Vorschein. Beide sahen es;

aber der eine schließt: also ist auch mir der völlige Untergang gewiß, und da ich schon diesen Weg gehen muß, so braucht's kein langes Zaudern; der andere: von allen diesen Wesen ist zwar keines wiedergekommen, aber von gewissen so und so gearteten, zu denen auch ich gehöre, will ich hoffen, daß sie einmal aus der dunklen Flut wieder hervortauschen werden, unverfehrt und unverändert, und nur in dieser Hoffnung befreunde ich mich mit der Notwendigkeit, die mich zwingt. Also: Hoffnung hier — Gewißheit dort. Wähle!

Der Sterbende hat sich für die Gewißheit entschieden. Sie macht das Herz stark und fest, sie lehrt der Notwendigkeit unverrückt ins Auge schauen. Wer noch hofft, gibt sich nur bedingt der Naturmacht gefangen und bewahrt stets die Vorstellung von ihr als einer feindlichen, fremden Gewaltherrscherin; wer seiner Sache gewiß ist, gibt sich ihr unbedingt, fast freudig hin; er kennt sie als Wohltäterin, die nicht plötzlich seine Feindin geworden sein kann. Jener hat bei dem Sprung ins Dunkle noch etwas zu verlieren, dieser nichts. Sicherlich befreundet nichts besser mit dem Tode, als wenn man ihm fest und unter Verzicht auf alle verschönernden Masken ins Gesicht schaut. Er ist wirklich die Vernichtung meiner eigensten Persönlichkeit, ob's dieser nun davor grauen möge oder nicht, kein unschuldiges Versteckspielen meiner Seele. Das beweist er mit seinem furchtbaren Ernst auch noch am gläubigsten Christen, der trotz aller Hoffnung mit Zittern und Zagen an den dunklen Abgrund herantritt. Wie viele sind denn unter ihnen, die nicht mit den Lippen, sondern nach ernstester Selbstprüfung von Herzen sagen können: ich habe Lust abzuschneiden und bei Christo zu sein!? Die aus religiöser Sehnsucht so sprechen, nicht aus Überdruß an Kampf, Leid und irdischem Jammer? Auch der Gottlose wirft ein jammervolles Leben gern weg ohne alle Hoffnungen, nur um das Dunkel der Vergessenheit dafür einzutauschen. Die Vergänglichkeit ist an sich der Schrecken größter nicht. Wie, fast möchten wir sagen liebenswürdig, vollzieht sich das Ende in der Natur, wo sie allein waltet — ein langsames Erlöschen des Lämpchens, wenn der Ölvorrat aufgezehrt ist, das letzte Stillstehen des Pendels, der in immer winzigerer Kurve geschwungen. Es liegt nicht an der Eigenschaft des Menschen als Naturwesen, daß das Ende bei ihm nicht stets so kampf- und schmerzlos eintritt. Gegen das Vergehen selbst wird am wenigsten Einwand erhoben; Lebensmüdigkeit und Lebensattheit haben wir eher zu viel, als zu

wenig: nein, anererbte und anerzogene Vorurteile machen dem Durchschnittsmenschen das Scheiden sauer. Die Vorstellung vom jüngsten Gericht, die vagen Erinnerungen an jene aus der wissenschaftlichen Theologie längst verschwundenen, der Volksseele aber nicht so leicht zu entreißenden Phantome von Hölle und Teufel gehen auch dem sonst klar Denkenden in jenen letzten schweren Minuten noch nach und erfüllen die aufgeregte, fast unzurechnungsfähige Phantasie mit entsetzlichen Bildern. Wer aber wirklich, wie unser Sterbender, in gefesteter Überzeugung diese Ammenmärchen einer kindlichen Zeit überwunden hat, dem kann der Gedanke an die schließliche Auflösung der Erscheinungsform nichts Entsetzliches mehr haben; es ist die vertraute Regel, das bekannte Naturgesetz, das in seiner Ausnahmslosigkeit auch dem Ich gegenüber fast etwas Gemütliches an sich hat, als gäbe es dem Ich erst damit das Mitgliedsdiplom in der Harmonie der Naturwesen. Schmerzlich, das mag sein, bleibt die Aufgabe der Sonderegistenz noch immer; der Zentralpunkt einer wirkenden Kraft droht ins Nichts zu zerfließen. „Ach, wenn ich doch meinen Kopf einem anderen hinterlassen könnte“, seufzte sterbend Gottfried Keller; und mit ihm gewiß gerade diejenigen, die, wie er, durch lange Lebensarbeit zu gefesteter harmonischer Persönlichkeit sich durchgerungen haben. Aber sie dürfen sich trösten. Die Hinterlassenschaft ist da, und sie wenigstens kann nicht durch einen Erbschaftsprozess gezerrt werden; sie fällt nur dem zu, der das Ererbte zu „erwerben weiß, um es zu besitzen“.

Aber abgesehen davon, was ist denn das Nichts, dieses Grab des Ichs? Für den schärferen Blick bleibt seine bloße Scheinbarkeit ebenso wenig verborgen, wie die des Seins. Dieses ein nur begrifflicher Ruhepunkt in der Erscheinungen Flucht, aber eigentlich ein Werden; jenes der nur begriffliche Schein eines Chaos an Stelle einer fest umzirkelten Seinsphäre, auch ein Werden. Verschwindet oder verschwand hier je irgend etwas ins Nichts ohne alle Spur? Dann freilich wäre das Entsetzen vor diesem Chamäleon begreiflich, dann unsere Vernunft ein Hirngespinnst und unser Naturerkennen grausame Täuschung! Aber wir kennen kein Etwas, das auch nichts sein oder werden könnte, und gerade der Menscheng Geist, den wir nicht sehen, nicht begreifen können, sollte dies einzige Etwas sein? Wie ungereimt! Wir schließen auf eine Zentralkraft im Organismus aus bestimmten Wirkungen; diese hören plötzlich auf, muß darum die Kraft null geworden sein? Ist ein

Fluß nicht mehr ein Fluß, wenn der Müller sein Rad abstellt? Der Naturforscher verlangt unseres Wissens nicht, daß das Wesen, das aus der Puppe schlüpft, wieder eine ungeflügelte 6—8füßige Larve sei, noch behauptet er, das Samenkorn sei ein so wertvolles Etwas, daß es nur wieder als Samenkorn aus dem Erden Schoß hervorgehen könnte. Hier lehrt die tägliche Erfahrung, organische Kraft ist nicht an bestimmte Erscheinungsformen sklavisch gebunden; der farbenprächige Schmetterling ist wirklich nichts als jene unscheinbare Raupe — nur die Zeitvorstellung des Beschauers setzt den Unterschied — das wogende Ährenfeld ist identisch mit den runden Körnern, die der Hand des Säemanns entfielen. Fehlt denn für das Ich diese Erfahrung? Wie, wenn jemand behauptete, diese neue Anzahl von Ichs, die auf der leichengedüngten Erde sich tummeln, welche die natürliche, sittliche und geistige Erbschaft ihrer Vorfahren an der Stirne tragen, die den Geist derselben in der Erziehung in sich saugen — sie seien eben nichts, als die neue Erscheinungsform jener scheinbar verloren gegangenen Ichs? Der Sprung ist um nichts größer, als der vom Ährenfeld zum Samenkorn. Daß sie physisch, mechanisch oder organisch aus nichts anderem hervorgegangen sind, als eben aus dem unverlierbaren Quantum von Kraft oder Stoff, wie man es nennen wolle, zu dem jene früheren Ichs wieder zurückgekehrt sind, das wenigstens kann die Naturwissenschaft beweisen und beweist es.

„Wie die Blätter im Wald, so sind die Geschlechter der Menschen.

Blätter schüttelt zur Erde der Wind; doch andere wieder

Zeugt der knospende Wald beim Nahen des lieblichen Lenzes.“

Das frische Blattgrün, die herrliche Farbenpracht von Blüte und Frucht — sie sind unsterblich, wie der Geist, und erquickten vor Tausenden von Jahren den Menschen wie heut', und werden ihn nach neuen Jahrtausenden wieder erquicken.

Lessing hat wieder auf die Idee der Seelenwanderung als auf die natürliche und vernünftige Form des Unsterblichkeitsglaubens hingewiesen, und er fragt: „Ist die Hypothese darum so lächerlich, weil sie die älteste ist? weil der menschliche Verstand, ehe ihn die Sophisterei der Schule zertrennt und geschwächt hatte, sogleich darauf verfiel?“ Aber man lasse auch alles Mystische bei Seite und beschränke sich auf die Tatsache, daß die jedesmal lebende Menschheit wirklich nach Leib und Seele die Fortsetzung aller vergangenen Generationen ist — sollte das

nicht genügen, um den Gedanken an die Einzelvernichtung jedes Schreckens zu entkleiden? Wahrlich sehr viel Eitelkeit und sehr viel Unvernunft gehört dazu, der Natur, die so unendlich reich uns beschenkt, noch die Erhaltung jedes lieben Ichs, das ihre unerschöpfliche Laune gerade so oder so geformt, zumuten zu wollen! Welcher Gedanke ist sittlicher: die unendliche Erhaltung unzähliger, zugestandenermaßen im höchsten Grade unvollkommener Existenzen, die nur mittels eines völlig unerklärlichen mystischen Gnadenakts — nicht etwa vollkommen werden, sondern nur dafür angesehen werden sollen, oder das einfache Untergehen alles Unvollkommenen, damit daraus im Laufe der Zeit Vollkommeneres werde? Diesen Werdegang zeigt uns die Natur, die Geschichte der Erde, der Organismen, der Menschheit alltäglich; ja der Handwerker, der Künstler zerstört erbarmungslos das mangelhafte Erzeugnis seiner Ungeschicklichkeit, um aus dem Rohstoff besseres zu schaffen — nur Gott stelle — sagen seine Verteidiger! — wie ein von Größenwahn toller Schöpfer jedes, auch das erbärmlichste Gefäß seiner Laune, sorgsam beiseite und sehr liebevoll über seine Mängel hinweg! Das wahrhaft religiöse Gefühl dagegen kann sich kaum genug tun in Bewunderung, wie großartig die Natur das Unvollkommenere leichten Herzens opfert, um das Bessere zu erreichen: das Chaos ungebändigter Kräfte macht dem Kosmos Platz, das mechanische Kraftgewühl weicht der Statik, aus den Trümmern anorganischer Verbindungen und Zusammenstöße erhebt sich der Organismus, die Zelle verschwindet im Zellenstaat, die Arbeitsteilung stellt unzählige, einzeln wertlose, Organismen in den Dienst eines Stärkeren, Höheren; die vollkommene Pflanze muß dem Tier, das Tier dem Menschen zur Nahrung dienen, und auch in der Menschheit sondert die Auslese das Vollkommenere ohne Erbarmen von dem minder Vollkommenen; der physisch, moralisch oder intellektuell Stärkere erdrückt den Schwächeren. Wer Vervollkommnung wünscht, kann gar nicht anders, als die Vernichtung des Mangelhaften billigen. Und dazu gehört vor allem das Ich! Sind es doch gerade die Gläubigen, denen an seiner Erhaltung alles gelegen ist und die uns doch seinen moralischen Unwert am gründlichsten predigen! Da bleibt kein guter Fleck an ihm: grundsätzlich verkehrt durch die Erbsünde, verdorben im Lauf eines langen Sündenlebens, ein Nichts, ja schlimmer als ein Nichts! „Aber“, werden sie sagen, „nicht dies befleckte Ich wollen wir erhalten wissen,

sondern ein durch Gottes Gnadentat geläutertes, in Christi Blut gereinigtes Ich. Das ist der Punkt, um den ihr mit euren metaphysischen Betrachtungen nicht herumkommt: die blutrote Sünde, die mit ihrem erstickenden Druck auf der Brust des Röchelnden lastet, die seine letzten Minuten vergiften muß, wenn nicht die allbarmherzige Gnade im Glauben ergriffen wird."

Hier kann ich, um nicht die Geduld des Lesers zu ermüden, nur ganz kurz meine an anderer Stelle ausführlich begründete Auffassung zusammenfassen. Ganz gewiß empfindet der Sterbende beim Rückblick auf sein vergangenes Leben mit all' seinen Verirrungen, Fehlern und Sünden, bittere Reue über das, was er Böses getan und Gutes unterlassen hat. Wohl ihm, daß er so empfindet, er wäre sonst kein moralisches Wesen. Reue fühlen heißt ja, die eigene Handlung an dem hohen Maßstab des Sollens, den wir als vernünftige Wesen haben, richten und verurteilen. Gemeinsam ist dem reuigen Sünder, der Gott seine Untauglichkeit bekennt, und dem gewissennotbeschwerten Ungläubigen das Leid, das er trägt um sein Tun; gemeinsam auch das niederdrückende Bewußtsein, daß an dem Geschehenen kein Titelchen mehr zu ändern ist. Gerade das letzte würde die Reue zu einem Gefühl von sehr zweifelhaftem Werte machen, wenn sie nicht während des Lebens fortwährend dem Schuldigen ein wirksames Motiv für künftiges Andershandeln abgäbe. Das aber fällt auf dem Sterbebette weg. Der Religiöse verlangt sie dennoch; Sinnesänderung, Buße und Herzenszerknirschung sind ihm die Vorbedingung für Gottes Gnadenwirkung und die Sündenvergebung, endlich die beseligende Heilsgewißheit. Und wir verwerfen sie wohl als eine nutzlose Qual? Nicht doch! Auch für uns ist gerade sie die Bedingung der Erlösung, die Bürgschaft für ein ruhiges Sterben und der letzte Trost. Was geschieht denn im Herzen des zerknirschten Sünders? Die begangenen Sünden werden nicht ungeschehen, ihre Beurteilung wird nicht milder, eher strenger, aber im Hinblick auf die uner schöpfliche Gnade seines Schöpfers glaubt der Gläubige zu spüren, wie die Last, die ihn drückte, von seinem Herzen genommen wird, daß, so oft und so grob er sich auch gegen sein besseres Wollen vergangen hat, dieses schlechtere Wollen doch ohne Einfluß bleiben soll auf die Beurteilung seines eigentlichen Willens. Gott ist so groß, so gut, so barmherzig, daß alle Vergehungen in seinem Gnadenblicke ausgelöscht sein sollen, als wären sie nie geschehen, ob sie wohl

geschehen sind, alles unter der einzigen Bedingung des gläubigen Vertrauens in diese Liebe, die, ein uferloses Meer, der Einzelsünden Menge deckt. Verlassen wir nun die theologische Einkleidung: Gerade diese verurteilende Stimme in meinem Innern, die mir erbarmungslos die vielfachen Schwachheits- und Absichtsünden meines Wollens aufzeigt und mich mit tiefer Reue erfüllt, sie gibt mir die trostreiche Sicherheit, daß der Kern meines Wollens doch gut ist, daß die Sittlichkeit eine Macht ist, der weder ich, noch irgend jemand sich entziehen kann. Die Vervollkommnung und Versittlichung der Welt vollzieht sich unaufhaltsam, ob nun ein Einzelwesen ihr widerstehe oder nicht. Vieles, ach nur zu vieles ist von mir geschehen, das nie hätte geschehen sollen, Sünde und Irrtum haben meine Vervollkommnung aufgehalten, meine Vollkommenheit unmöglich gemacht, ihre unheilvollen Spuren werden noch über mein Einzelleben hinaus weiter bemerkbar bleiben — und doch, trotz alledem habe ich die trostreiche Gewißheit, daß die Vervollkommnung wohl verzögert, aber nicht unterdrückt werden kann. Über mein irriges Fehlen, bewußtes Sündigen geht der große Entwicklungsprozeß hinüber. Der gewaltige Strom läßt sich nicht aufhalten durch die kleinen Strudel, die widerwillige Tropfen in ihm aufrühren. Auch die kommende Generation wird nicht vollkommen sein, aber minder unvollkommen, und so rauscht unaufhaltsam die gewaltige Daseinswoge dem Meere der Ewigkeit, der Vollkommenheit, der Erfüllung aller Ideale, dem — Nichts oder All zu.

Beides, der Gedanke an Gottes Allbarmherzigkeit und der an die verhältnismäßige Bedeutungslosigkeit der Einzelhandlung gegenüber dem Fortgang der Weltentwicklung, kann freilich mißbraucht werden; die Liebe kann auf Mutwillen gezogen, die Sünde als unbedeutender Irrtum verkannt werden; aber der ernste Mensch, ob gläubig oder nicht, muß in dem Glauben an die unzerstörbare Güte des Alls, in religiöser Fassung an die unerschöpfliche Liebe Gottes, die Ruhe finden, die ihm sein Sterben willkommen macht. Das Unvollkommene verschwinde; sein Tod eben sei die Gewähr für ein neues vollkommneres Leben.

Am Grabe



er Tod, das abgeblaßte Bild, das wir tausendmal auf geschwähigen Lippen trugen, der immer uns nah ist und doch stets fern zu sein scheint, am fernsten, wenn er eben unter uns Fernstehenden Opfer geerntet hat — dieser Tod ist in seiner ganzen erschreckenden Größe und Erhabenheit in unseren Kreis getreten und hat mit brutaler Rücksichtslosigkeit die Gattin, ein Kind, einen Teil unseres als unteilbar betrachteten Lebens hinweggenommen. Wie betäubt stehen wir da; das Wort Tod ist fleischgeworden in jenem starren unbehilflichen Leichnam; das „Sterbenmüssen“ des logischen „Tajus“, das uns so unbekümmert leicht vom Munde floß, ist zu schaurigem Erlebnis geworden. Noch zittert jeder Nerv von den tage-, wochenlang gehörten Jammerlauten einer sich qualvoll vom Sein trennenden Seele — noch malt unser Auge das Widerbild des zuenden und sich bäumenden Körpers, hört unser Ohr den letzten pfeisenden Atem — und die Stille, die nun endlich folgte, ist die der vollkommenen körperlichen und seelischen Erschöpfung.

Es kommen die Forderungen der nächsten Tage, die vielfachen Vorbereitungen zur Schaffung der letzten Ruhestätte für den geliebten Toten. Sie sind — nach dem langen Warten auf das Unabwendliche, dem tatlosen Harren und Hoffen auf Unmögliches — fast eine Erleichterung. Wir können doch wieder etwas tun für den unwiederbringlich Entrißenen, handeln, ihm oder ihr ein letztes Ehrendenkmal bauen helfen. Eine schmerzliche und doch wohlthätige Entschlossenheit wird gefordert.

Da tritt die Frage an uns heran: Wie gestalten wir die Begräbnisfeier? Würdig des Toten, und würdig der Hinterbliebenen?

Ich spreche hier nicht von dem größeren oder geringeren Pomp des Leichenbegängnisses, von „Erbbegräbnis“ oder einfachem „Reihengrab“, von metallenen, eichenen oder kiefern Särgen, nicht von der Gemütsruhe, die auch in die kirchlichen oder städtischen Begräbnisse die elende „Klassen“teilung selbst der Toten nach ihrem oder der Erben Besitz hineingebracht hat — einige schweizerische Kantone sind inzwischen auf dem Wege reiner Menschlichkeit in der Abschaffung aller Klassenbegräbnisse vorangegangen — ich will hier nur von dem schönen und ehrwürdigen Brauch reden, der bei der Trauerfeier einige Worte

menschlichen Mitfühlens und des Trostes an die Hinterbliebenen verlangt. Was ist, wenigstens in unseren großen Städten, daraus geworden? Was mußte daraus werden?

Jeder, der überhaupt an Gräbern gestanden, weiß es: in wenigen Ausnahmefällen eine wahrhaft erhebende und herzerquickende Feier, in der ungeheueren Mehrzahl der Fälle eine peinliche, banale und abstoßende Zeremonie, ja mitunter eine Profanation der heiligen Majestät des Todes, von der die Leidtragenden erkältet, wenn nicht ergrimmt zurückkehren.

Ein hartes Urteil. Ich beeile mich, davon auszunehmen, was auszunehmen ist: Überall da, wo das Band echter religiöser, selbst konfessionell ausgestatteter, Überzeugung die Mehrheit der Leidtragenden mit dem amtierenden Pfarrer umschlingt, wo dieser, mögen seine Beziehungen zu dem Verstorbenen auch locker gewesen sein, als wahrer geistlicher Hirt seiner Herde mit persönlichem Trost und herzlicher Teilnahme seines schweren Amtes waltet — da will ich gern Unrecht haben. Ist der Geistliche nicht nur „Bruder im Herrn“, sondern persönlicher Freund und Beistand gewesen, dann wird niemand ihm den Platz am Sarge streitig machen. So pflegt es noch zumeist auf dem Dorfe zu sein — wenn auch der Landpfarrer am besten weiß, wie viel Selbstverleugnung, wie viel verzeihende Nachsicht, wie viel kluge und menschenfreundliche Anpassungsfähigkeit dieser Dienst von ihm verlangt. Mag der „Christ“ noch so fragwürdig gewesen sein, ein „christliches Begräbnis“ ist man ihm schuldig; so verlangt es der christliche Gemeindeg Geist. Und der Hirt erbarmt sich auch des verirrtten Schäfchens.

Aber trifft daselbe in unseren, nicht ganz kleinen, Städten auch nur annähernd noch zu? In diesen Städten, wo 50—90% der Einwohner überhaupt nicht wissen, wo sie „eingepfarrt“ sind, wo der jährliche Wohnungswechsel sie aus einer Kirchengemeinde in die andere verschlägt, ohne daß sie — bei dem Unterlassen jeden Kirchenbesuches oder doch bei der freien Predigerwahl — sich dessen auch nur bewußt werden? Freilich — bei der Hochzeit, Taufe, Konfirmation, bei Armenunterstützung oder beim Todesfalle erfahren sie plötzlich, wer ihr Seelsorger gewesen. Und dann wird der saure Gang zum Pfarrer angetreten.

Das soll kein Vorwurf für die Geistlichen sein. Mir ist wohl bekannt, wie „innere Mission“ oder das persönliche Wirken treuer und

gewissenhafter Seelsorger sich müht, auch in der Wildnis der Großstadt die Zerstreuten zu sammeln, die Gleichgültigen aufzurütteln und die Widerstrebenden zurückzugewinnen. Ich kenne auch den Erfolg — und brauche kein Wort darüber zu verlieren.

Nun erwäge man aber die schwierige Lage des Stadtgeistlichen gerade bei Leichenreden. Vertragen die übrigen Privatfestzeiten, wie Hochzeit und Taufe, im schlimmsten Falle eine ziemlich unpersönliche, an die Agende gebundene Amtshandlung, nicht so die Begräbnisfeier — und die Fälle sind in der Tat verhältnismäßig selten, wo ausdrücklich auf ein persönliches Wort verzichtet und nur ein allgemeines Gebet gewünscht wird. Da spielt sich denn der Vorgang derartig ab — und er muß sich fast überall so abspielen —, daß bei der „Bestellung“ der Leichenrede ein Angehöriger dem Geistlichen kurz die Personalnotizen des Verstorbenen diktiert, wohl auch einige wenige persönliche Züge hinzufügt, und am Sarge oder in der Grabkapelle wird dann — kann gar nichts anderes — eine Leichenrede mehr oder weniger nach Schema F gehalten, hie und da modifiziert durch jene winzigen persönlichen Zutaten. Es kann dabei vorkommen, von schlimmeren Verwechslungen ganz zu schweigen, daß bei der durch die Verhältnisse der Großstadt gebotenen Häufung von Trauerfeiern die wartenden Leidtragenden Gelegenheit haben, die für ihren lieben Toten bestimmte Rede, nur mit unwesentlichen Änderungen — mehrmals zu hören. Ob dies der Wirkung besonders zuträglich ist, mag man sich selbst beantworten. Wie sich die bedauernswerten Geistlichen selbst — in größeren Gemeinden sind ja sogar eigene Kirchhofspfarrer angestellt — mit dem abstumpfenden Einfluß dieser fast mechanischen Leistung abfinden, müssen wir ihnen überlassen. Aber die Frage muß endlich aufgeworfen werden: Ist eine solche Trauerfeier wirklich eine würdige, würdig des Toten, würdig der Hinterbliebenen, wo das die allerpersönlichste Teilnahme und intime Kenntnis der betroffenen Familie erfordernde Trosteswort, der Nachruf an den Geschiedenen, Mietlingen (das Wort ohne jeden tränkenden Sinn genommen) überlassen wird?

Sollte sich im Verwandten- und Freundeskreise wirklich kein Einziger oder keine Einzige finden, die mit einigen kunstlosen, aber von Herzen kommenden und zum Herzen gehenden Worten dem Schmerz der Hinterbliebenen Ausdruck zu geben verstände? Wenn nicht in freier Rede, deren Handhabung ja dank unserem verkehrten Schulunterricht in der

Muttersprache leider noch selten ist, nun denn getrost durch Vorlesung einer schriftlich aufgesetzten Ansprache! Und sollten nicht wenige, vielleicht sogar halb durch Schluchzen erstickte Liebesworte eines allen Verwandten bekannten Freundes tieferen Eindruck selbst auf harte Herzen machen, als der Schwung einer mit reichlichen Bibelworten verzierten tadellosen Leichenrede, der man nur leider — den häufigen Gebrauch anmerkt? Müßten nicht die Geistlichen selbst, denen das Wort: „Trauert mit den Taurigen!“ nicht ein leerer Schall ist, dahin wirken, daß nicht aus dem Liebesdienst an kranken Herzen eine bezahlte Amtsverrichtung werde?

Freilich, es würde weniger von Auferstehung des Leibes, himmlischem Wiedersehen, Hölle und Gnade gesprochen werden, als bisher. Wer das als ein Unglück ansieht — und gerade ernste Seelsorger werden diese Gelegenheit, auch dem Glauben entfremdete Herzen zu erschüttern, kaum missen mögen — der wird an dem bisherigen Zustand festhalten. Wer aber die verlegenen Mienen gesehen hat, die unlustige Duldung kennt, mit der das aus den verschiedenartigsten Elementen gemischte städtische Trauergesolge zumeist diese Klänge aus ferner Zeit, diese Reliquien einer veralteten und lebensfremden Dogmatik über sich ergehen läßt, den muß ein brennendes Gefühl der Scham darüber ergreifen, daß selbst bei einer so erschütternden, den ganzen Menschen aufrüttelnden Gelegenheit die persönliche Aufrichtigkeit so oft vor der konservativen Autorität kapituliert. Wie viele Kirchhofsbesucher mögen wohl selbst nach einer zum Herzen gehenden geistlichen Ansprache davongehen mit dem unerschütterlichen Glauben an ein Auferstehen im Fleisch und an ein baldiges Wiedersehen im Himmel? — —

Die unselige Verquickung von Kirche und Staat, an der unser ganzes Volksleben krankt, zeigt sich natürlich auch an diesem, der ordinierten Geistlichkeit staatlich anerkannter Religionsgemeinschaften eingeräumten Redemonopol auf Friedhöfen. Sind doch diese zum größten Teil überhaupt noch in den Händen der Kirchengesellschaften! Und wo etwa eine freier denkende Gemeindeverwaltung interkonfessionelle Gemeindefriedhöfe geschaffen hat, da pflegt die Staatsbehörde in ängstlicher Fürsorge um die öffentliche Ruhe ergänzend einzutreten, mit staatlicher oder ortsstatutarischer Bestimmung etwa so, wie auf dem großen Berliner Kommunalfriedhof in Friedrichsfelde, daß in der geschlossenen Grabkapelle zwar Laien reden dürfen, am Grabe selbst aber

das Wort nur den Religionsdienern vorbehalten bleibt. Der Grund liegt auf der Hand: Es könnte ja einmal wieder ein redegewaltiger Marc Anton einem ermordeten Cäsar eine Leichenrede halten! Es ist die ganze vormärzliche und reaktionäre Angst vor dem freien Wort, die hier, wie noch an vielen anderen Stellen unseres öffentlichen Lebens einen vergessenen Posten hat stehen lassen. Als ob dergleichen kindische Mittelchen heute noch der öffentlichen Meinung den Mund schließen könnten! Wer möchte wohl meinen, daß die zahlreichen Reden zum Andenken des alten Liebknecht, wie sie an seinem Begräbnisabend in den größten Sälen Berlins gehalten wurden, aufreizender geklungen hätten, wären sie am Rande des offenen Grabes gesprochen worden? Vielmehr hätte die Majestät des Todes wohl manches Wort gemildert und sicher jede Leidenschaft in den Bann der Ehrfurcht geschlagen!

Indessen an letzter Stelle ist auch hier die Umkehr von veralteten Gebräuchen nicht von oben, durch Aufhebung etwa des geistlichen Redeprivilegiums, zu erreichen. Von unten, aus dem Volke selbst, muß die Bewegung kommen, soll sie Dauernendes wirken. Solange auch der der Kirche Entfremdete, der Freidenker noch aus Rücksicht auf seine Angehörigen, oder auf die Meinung der Welt, auf dem Sterbebette sich die Tröstungen der Religion gefallen läßt, solange wird auch an den Gräbern noch ausschließlich das Wort des amtlichen Dieners der Kirche erschallen. Der Zukunft wird es vorbehalten sein, daß überall in deutschen Landen Freundestrost höher eingeschätzt werde, als die Formel kirchlicher Segenspendung.

Die ethische Menschengemeinschaft



n drei Kraft-, nicht Schlagworten, sei nun der Inhalt des neuen Volkslebens, wie ich es ersehe, zusammengefaßt:

1. Kultur, nicht Kultus!
2. Ethik statt Bekenntnis!
3. Humanität statt Religion!

1. Kultur, nicht Kultus. Das Fremdwort, das gleichmäßig den Lehnwörtern Kultur und Kultus zugrunde liegt, hat eine doppelte Bedeutung. Colere heißt pflegen, aber auch verehren. Es bietet keine Schwierigkeit, diese natürliche Begriffsverschiebung zu verstehen. Zugrunde liegt die allgemein menschliche, seelische Erfahrung, daß sich liebevolle Mühe, die auf etwas gewendet wird, in zärtliche Verehrung wandelt, daß unser Sorgenkind so oft unser Lieblingskind wird. Auch unser deutsches Pflegen, das, wie der sinnverwandte Pflug beweist, zunächst nur die angewandte äußere Bearbeitung und Besorgung bezeichnete, steigt ja über den Begriff eines gewohnheitsmäßigen und darum zu erwartenden Handelns zu dem hehren sittlichen Begriff der Pflicht hinauf ins Geistige. Wenn wir aber doch einen wesentlichen Unterschied setzen wollen, dann dürfen wir wohl sagen:

Kultur ist Pflege des Werdenden; Kultus Verehrung des Gewordenen. Dieser wendet das Antlitz rückwärts und ehrt die Vergangenheit; jene blickt nach vorwärts und bereitet die Zukunft. Es ist der Stimmungsunterschied zwischen Konservatismus und Liberalismus, wohl gemerkt, ein bloßer Stimmungsunterschied; denn so wenig die konservative Weltanschauung sich erschöpft in der bloßen Verehrung des Alten, vielmehr daneben auch kräftig an der Gestaltung neuen Lebens mitarbeiten kann, so wenig darf man dem Vorwärtsdrängenden unterstellen, er habe gar keine Ehrfurcht vor der Vergangenheit und sei ein grundsätzlicher Neuerer oder Umstürzler. Unsere grobe Namensgebung bleibt ja jedesmal hinter dem quellenden Leben zurück.

Aber als Grundstimmung unserer auf allen Gebieten nach Reform drängenden Geistesrichtung dürfen wir es wohl bezeichnen, daß der Kultus der Vergangenheit heute immer mehr verdrängt wird durch die Kultur der Zukunft. Wohl haben wir ein tiefes geschichtliches Verständnis gewonnen und beschäftigen uns gern und viel mit historischen Studien; aber eben diese geschichtliche Betrachtung alles Seienden ist nur

möglich geworden durch den unsere Zeit beherrschenden Gedanken des Evolutionismus, der ununterbrochenen Kette einer Entwicklung, die keine Erscheinung mehr aus dem Flusse des Werdens heraushebt und als unantastbar Ewiges und für alle Zeit Festgewordenes scheu verehrt, vielmehr mit festem Wagemut den Begriff unablässigen Werdens auch an die ehrwürdigsten Zeugen vergangener Menschheitsentwicklung anlegt und eben aus dem Alten das Neue hervorholt.

Der alte heraklitische Grundsatz: „Alles fließt“ beherrscht unser Denken und Empfinden in einem Maße, daß man wohl verstehen kann, wie bang es den Verteidigern des Gewordenen ums Herz werden mag. Alles, auch das scheinbar am festesten Begründete, wird heute von neuem geprüft, untersucht, umgestaltet oder gar verworfen. Weder in der Religion, noch in der Ethik, der Kunst, der Weltanschauung lassen wir ein absolut Gutes, Wahres, Schönes bestehen. Geschichtliche Betrachtung, d. h. Einfügung in die unendliche Kette des Werdens, ist unser Lösungswort. Vor unserem Blick ziehen die Religionen der Jahrhunderte und der Völker vorüber — und wir machen nicht ehrfürchtig hier oder da Halt, um die absolut wahre oder gute Religion andächtig zu verehren, sondern wir sehen auch über die scheinbar höchste Entwicklung noch hinaus in ein unbegrenztes Weiter und Besser. Kein Sittengebot, und sei es durch den Einklang aller Völker und Zeiten noch so sehr dem Scheine absoluter Geltung genähert, gilt uns mehr als „tabu“, als unantastbar Heiliges, sondern immer und immer wieder soll jede Generation seine bindende Kraft in Frage stellen und prüfen. Das gleiche widerfährt den scheinbar noch so gut begründeten Kunstgesetzen. Schaffende wollen wir sein, nicht Verehrende. Und so steht unsere ganze Weltanschauung jetzt unter dem Zeichen der Entwicklungsgeschichte. Nicht mehr stehen wir andächtig schauernd vor den unbegreiflichen Tatsachen, vor dem So ist's und So geschah's, sondern ihr Werden lockt unsere Aufmerksamkeit, und aus dem Anfang hoffen wir einen Blick zu gewinnen auf das Ende. Wir schreiben die Geschichte der Menschheit, der Erde, ja der Sonnensysteme, und kein Dunkel der Uransänge kann uns mehr zu einer alles Grübeln abschneidenden bloßen Bewunderung des unbegreiflichen Schöpfungsaktes verleiten.

Die alte religiöse Weltanschauung konnte nichts, als die Unbegreiflichkeit still verehren. Wie aus dem Nichts Gottes unerforschlicher

Schöpfungswille das All rief, wie der Mensch fix und fertig als Herr über die ihm wesensungleiche Natur gesetzt ward, wie dieser begnadete Herr der Welt nun aber trotz seines Hervorgehens direkt aus der schöpferischen Gotteshand es nicht verstand, Herr zu werden über seine eigene innere Natur der Triebe und Begehungen, wie er in Sünde verfiel und das kommende Menschengeschlecht mit sich riß, bis wiederum in einem zufälligen geschichtlichen Augenblick bei einem bestimmten Volke sich die Gnade Gottes offenbarte und das Ewige, Unzeitliche sich in Zeitliches und Sterbliches, Gott in den Menschensohn verkleiden ließ — wie endlich alle Geschichte und alles Werden plötzlich abbrechen soll in einem Weltgericht und so die Zeitlichkeit des Diesseits in einer unmotivierten Ewigkeit des Jenseits endet — das alles sind im Grunde nur sinnlos hintereinander herpurzelnde Ereignisse ohne einen inneren Zusammenhang, wenn man von den künstlichen Konstruktionen der Theologie absieht. Was bleibt dem Menschen hier zu tun, als still stauend zu verehren, was er weder begreifen noch ändern kann, — als Kultus? —

Aber zur Kultur, zur sorglichsten Pflege, Sorge und Mühewaltung ruft uns die Weltanschauung der Wissenschaft, ungeachtet ihrer vielen Lücken, die ebensoviel Antriebe zu weiterer Forschung bedeuten. Tief hinten im völligen Dunkel bleibt die Frage nach dem Weltanfang, im Chaos der Unordnung. Erst in dem Augenblick, wo das Chaos zum Kosmos, aus Unordnung Ordnung, aus Stoff Geist zu werden begann, darf von Zeitlichkeit, von Geschichte geredet werden. Unsere an dem erkannten Naturgesetz geschulte Phantasie sieht das Unendliche Form gewinnen und vom ungeheuren Gasball die Sonnensysteme sich lösen, von der Sonne die Erde. Wir zählen nach Jahresmillionen — aber wir zählen! wir sind in der Zeitlichkeit! — bis sich aus chemischen Verwandtschaften, Kristallisationen, Formverbindung und -Lösung die Urzelle alles Lebendigen, das Protoplasma, gebildet hat. Hinauf geht es nun — immerhin mit viel gewagten Konstruktionen und Hypothesen, die aber jederzeit verbesserungsfähig sind — durch die Flora und Fauna zum Menschen. Auch hier noch Dunkel der Urgeschichte und nur Vermutungen, wie er mittels der Vergesellschaftung in stetem Kampf mit den Elementen, der Tier- und Pflanzenwelt, sich zu höherer Entwicklungsstufe emporgerungen. Aber der Faden reißt nirgends ab; die Kette stetigen Werdens verbindet das letzte zeitige Endglied mit

dem Uranfang. Kultur, nicht Kultus, bildet den Menschen in immer steigender Vervollkommenung zum Herren der Natur, die er mit seinem Geist befruchtet und verbessert; Verstand und Vernunft lassen ihn Raum und Zeit überbrücken und selbst der Vergänglichkeit des Einzelwesens spotten in der Erfindung von Rede und Schrift; das Werkzeug, die Maschine, verhundert- und vertausendfacht seine schwache Kraft. Sitte und Recht regeln das Gemeinschaftsleben, und in sich selbst entdeckt er die göttlichen Tugenden der Gerechtigkeit und Güte. Nur auf das Pflegen, das sorgfältige Hegen und Fördern aller in ihm schlummernden Keime kommt es an, und trotz tausendfältiger Rückfälle der einzelnen und ganzer Massen in tierische Roheit und wilde Barbarei darf er doch glauben und hoffen, daß die Fortschrittslinie nicht plötzlich abbrechen wird. Nur immer noch bessere Anpassung an ein höheres Gemeinschaftsleben der Zukunft und allmähliche stetige Herabholung der jenseitigen Ideale in die diesseitige Wirklichkeit! Gerade, daß sie bei ihrer schrittweise nur und so bescheiden erfolgenden Verwirklichung immer wieder ferner und höher am Horizonte aufsteigen, das bietet Gewähr für die Unendlichkeit des noch zu durchlaufenden Weges! So gibt es für ihn nur ein Weltgericht, nicht von einem überweltlichen Richter als willkürlicher Abschluß einer zufallsbestimmten Zeitlichkeit veranstalet, sondern in der ursächlich genau bestimmten Weltgeschichte sich stetig verwirklichend.

Überall tritt an die Stelle des Kultus der Mächte des Gewordenen die Kultur der Kräfte des Werdens.

Unser Höchstes ist nicht mehr Gott, der Schöpfer und Erhalter der Vergangenheits- und Gegenwartswelt, sondern der werdende Gott der Menschheit. Nicht Autorität, Tradition, Dogma vermögen unser Wollen, Empfinden und Denken mehr in Fesseln zu schlagen, sondern in voller Freiheit des Forschens und gewissenhafter Selbstentschließung sehen wir die Gewähr für persönliches und gesellschaftliches Vorwärtsschreiten. Wir haben ein für allemal verzichtet auf die törichte Illusion eines fertigen Wahrheitsbesizes und lassen uns mit Lessing genügen an der für individuelle Geister möglichen Wahrscheinlichkeit und an stetigem Erkenntnistreben. Wir verweigern entschieden den Glauben an die grundsätzliche Verderbtheit der Menschennatur und tauschen ihn ein gegen den Glauben an die unbedingte Verbesserungsfähigkeit aller, auch der menschlichen Natur. Bei aller Achtung vor der Persönlich-

zeit als dem Springquell alles neuen Werdens sehen wir im Ich nicht die absolut wertvolle unsterbliche Seele, sondern das festeingefügte Kettenglied der Entwicklungsreihe, das eben durch das Zerbrechen der Form Raum und Möglichkeit läßt für Neues und Besseres. Der neue Adam bricht nicht fertige Früchte der Erkenntnis des Guten und Bösen vom mystischen Baum, sondern er erkennt im „Bösen“ das unreife Gute; er sieht nicht nur die göttliche Sonne des Werdens scheinen über Gerechte und Ungerechte, sondern auch überall, wie sie durch ihren Kuß das verhältnismäßig Schlechte läutert zum verhältnismäßig Guten. Ihm wird das Weltgeschehen nicht mehr zum Schauspiel eines ewigen Kampfes absolut entgegengesetzter Mächte, eines Ormuz und Ahriman, Gott und Teufel, sondern zum stetigen Ausgleichsprozeß relativer Gegensätze. Und er selbst, der Mensch, ist nicht mehr ein Spielball ihrer widerstreitenden Anstrengungen, auf Erden dem „Fürst dieser Welt“, Satanas, überliefert, um durch unbegreifliche Gnade doch noch in den jenseitigen Himmel Gottes aufgenommen zu werden, sondern ein ernsthafter Mitspieler, vielmehr Mitkämpfer, der den großen Prozeß der Dervollkommenung und Selbsterlösung mit Einsatz seiner ganzen Persönlichkeit zu fördern gedenkt. Keine Versprechungen und stellvertretende Handlungen eines Priestertums und einer Kirche vermögen ihm den Frieden in seiner Brust zu sichern; er ist über die Zeit des „andächtig Träumens“ hinausgewachsen zur Forderung des „gut Handelns“ und hat begriffen, daß nur die freie Gemeinschaft der das gleiche Wollenden, nicht eine Bekennergemeinde, ihm Handreichung geben und von ihm nehmen kann bei dem steilen Aufstieg zum höchsten Ziel. Individualismus und Sozialismus, ins Seelische übersetzt: Egoismus und Altruismus versöhnen sich ihm und gleichen sich aus in dem Satze, daß der tiefste Wert der Persönlichkeit sich bestimmt nach dem Maße ihrer Dienstwilligkeit und Brauchbarkeit für das Ganze.

So schiene neben dieser intensiven Menschheitskultur gar kein Platz mehr übrig zu sein für den Kultus? Die Tätigkeit des Hegens und Pflegens habe die Verehrung erschlagen?

Keineswegs. Immerhin ist auch der Gedanke nicht abzuweisen, wie anders sich eigentlich echteste Verehrung äußert. Das Alte und Vergangene ehrt man am besten durch Fortentwicklung dessen, was in ihm Ewigkeitswert hat. Ist es nicht die feinste und höchste Ehrung des

Schöpfers wenn man zeigt, daß seine Welt, seine Natur so herrlich gebaut ist, daß sie sein Eingreifen nicht mehr nötig hat?

„Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen,
So daß, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt!“

Ist es nicht der Triumph der Erziehungskunst der Eltern, wenn das Kind in freiem Liebesgehorsam jedes autoritative Soll überflüssig macht?

Sänden nicht alle unsere grob zugehauenen Gemeinschafts-Einrichtungen, Kirche sowohl wie Staat, ihr letztes und höchstes Endziel erfüllt, wenn die Menschheit endlich den Nachweis erbrächte, daß sie ohne Gängelband jenseitiger und diesseitiger Gesetze und Weisungen, in voller Herrschaftslosigkeit zu leben gelernt habe?

Aber wenn hier Kultur als feinste Form des Kultus angesehen werden kann, so bleibt doch auch für den eigentlichen Kultus noch ein großes Feld. Der Mensch ist nicht nur erkennendes und wollendes Wesen, sondern auch fühlend. Neben den Wissenstrieb und Betätigungsdrang stellt sich die Empfindung; dem Wahren und Guten tritt das Schöne zur Seite. Jene beiden sind Ewigkeits- und Jenseitsziele, die jedoch ewig dem Ergriffenwerden entrückt bleiben müssen, damit das Forschen und der vervollkommnungstrieb nicht sterbe. Aber die Schönheit tritt schon in unsere Welt ein und läßt sich in unmittelbarer Anschauung erleben. Je freier sich im Kunstgenuß die menschliche Seele von Gedanken und Tendenzen löst, je reflexionsloser und willenloser wir uns in die Harmonienwelt versetzen, desto beseligender erleben wir das Lebendig- und Wirklichwerden des Idealismus. Mag auch der schaffende Künstler, genau so wie der Forscher und der nach sittlicher Vollkommenheit Ringende stets mit der ausführenden Hand hinter dem geschauten Ideal zurückbleiben, so genießt er doch, und nachschaffend wir nach dem Maße unserer Empfindungsfähigkeit, in solchen gesteigerten Momenten die höchste Beseligung und Erbauung unmittelbar. So wird der Kultus in reinsten Form, unvermischt mit Elementen aus der Gedanken- und Willenswelt, in unserer ethischen Gemeinde seine Auferstehung feiern. Die Kirchen der Zukunft werden zu Tempeln der geschauten und erlebten Schönheit, und auf reinen

Tonwellen und Lichtwellen, im Genuß reinsten Form wird das Ich seiner Harmonie mit dem All inne werden. Architektur und Bildhauerkunst, Musik, Dichtkunst und Malerei werden hier der Seele ihr Höchstes zu sagen wissen.

2. Ethik statt Bekenntnis. Gebrochen muß allerdings werden mit dem Wesen unserer Kirchen als Bekenntnisgemeinden. Ein weltgeschichtlicher Irrtum hat seit Jahrtausenden die Menschheit mit der Illusion geäfft, als genüge die Gemeinsamkeit irgendwelcher Erkenntnis oder Weltanschauung, um eine volle Einigkeit hervorzurufen. Und doch ist ganz offenbar die durch gemeinsame, sich gegenseitig in die Hand arbeitende, Forschartätigkeit erzielte Übereinstimmung in Erkenntnisfragen nur eine Folge, nicht aber die Ursache und der Ursprung des aus praktischen Lebensgründen notwendig gewordenen Zusammenschlusses der einsam Schweifenden zu Familien, Stämmen und Nationen. Nicht weil sie gleiche Ansichten hatten über die Umwelt, vom Unkraut am Boden bis zum Sternenhimmel, sondern weil sie gleiche Absichten hatten auf Selbstbehauptung und Bewältigung der Elementarkräfte, fanden sich die Urmenschen zu Horden zusammen. Gemeinsames Wollen und gemeinsames Ziel eint; gemeinsames Denken und gemeinsamer Ausgangspunkt ist dazu nicht einmal notwendige Voraussetzung, wie der Satz vom „Getrennt marschieren, vereint schlagen“ beleuchtet. Auch heute noch sind alle engen Gemeinschaften Willens-, nicht Bekenntnisgemeinden.

Die Ehegemeinschaft kommt zustande durch den auf das gleiche Ziel höchster Befeligung in der Erfüllung natürlicher Triebe gerichteten Doppelwillen und setzt sich im Fortgange ihrer ethischen Vergeistigung immer wieder höhere Willensziele: Ergänzung und Förderung des anderen Geschlechtsindividuums, Fortpflanzung und „Hinaufpflanzung“ (mit Nietzsche zu reden) in der Erziehung eines besseren Nachwuchses. Dabei schreitet sie oft genug, wie satksam bekannt, über gewaltige Bildungs- und Erkenntnisunterschiede hinweg, von verschiedenen Bekenntnissen gar nicht zu reden, wo nicht kirchliche Befangenheit etwa Einspruch erhebt. Mag der nähere Umgang mit anderen Personen auch vielfach durch ein gemeinsames Bildungsniveau bestimmt werden (meist sind es auch hier vielmehr die gemeinsamen Interessen, also Willensziele, die sich darunter verstecken), so sucht doch niemand seine Freunde nach ihrem Wissen und Können, sondern nach ihrem Charakter, ihrer ständigen Willensrichtung, aus. Könnten sonst die Jugendfreundschaften,

d. h. diejenige Gemeinschaft, die fast ausschließlich im gleichen Streben wurzelte, einen so entschiedenen Vorzug behaupten vor der Gefinnungsgemeinschaft späterer Jahre? Übereinstimmung im Wissen erzeugt im günstigsten Falle Kollegialität (wenn nicht gar Konkurrenz und Neid!), aber kaum jemals für sich allein Freundschaft. Daß die Berufsgemeinschaft wesentlich auf den gleichen Willenszielen gegründet ist, wie schließlich auch Gemeinde und Staat doch wesentlich Zweckverbände darstellen zur Wohlfahrt aller, ist kaum nötig zu erwähnen. Und wenn es etwas gibt, was den Wettbewerb der Völker in friedliche Bahnen einstmals wird lenken können, so ist es offenbar der Gedanke an die gemeinsamen großen Aufgaben der Menschheitserhöhung durch gegenseitige Hilfe an Stelle der brutalen Überordnung.

Gewiß soll nicht geleugnet werden, daß auch das gemeinsame Bekenntnis zu bestimmten Wahrheiten und Übereinstimmung in Fragen der Weltanschauung zunächst manchmal gemeinschaftbildend gewirkt hat. Ruht doch letzten Grundes auch jede Willensbetätigung auf bestimmten festen Überzeugungen. Unsere Meinung von dem, was ist, beeinflusst sicherlich auch das Soll, das wir uns setzen und unser Wollen, und es wird nicht immer leicht sein, diese Elemente zu scheiden. Die erste Christengemeinde z. B. fand sich zusammen in der Überzeugung von der nahen Wiederkehr Jesu als Weltenrichter und wurde gerade dadurch wesentlich eine kommunistische Interessengemeinschaft mit dem Ziele, sich würdig auf diesen Tag des Weltgerichts vorzubereiten. Oder um ein näheres Beispiel zu wählen: das gemeinsame Bekenntnis zum theoretischen Monismus zeitigt ohne weiteres auch gemeinsame Aktionsprogramme in Beziehung auf Bekämpfung des Dualismus der Konfession, Trennung von Kirche und Staat, Weltlichkeit der Schule ußf. So entsteht der täuschende Schein, als hielte die das gleiche Wollenden nicht eben dieses Gemeinschaftsziel, sondern die das gleiche Bekennenden ein Dogma zusammen. Aber jeder Versuch, eine solche theoretische Übereinstimmung bis ins einzelne zwischen verschiedenen Köpfen festzulegen, beweist allemal deutlich, daß Weltanschauungen und Meinungen wesentlich doch trennend, nicht einigend, wirken; ist doch nicht nur die geistige Fassungskraft jedes einzelnen Kopfes selbst, sondern auch die Vorbildung und Lebenserfahrung überall außerordentlich verschieden. Nicht zwei Personen, die das Wort „Monismus“ oder „Christentum“ oder „Unsterblichkeit“ aussprechen, verbinden damit dieselbe Vorstellung.

Im Strebensziel dagegen schneiden sich alle Linien, die von den verschiedensten Richtungen her zusammenstrahlen.

Wenn wir also die ethische Willensgemeinde mit dem Ziel des Guten an die Stelle der alten Bekenntnisgemeinden setzen wollen und statt des in die Vergangenheit zurückschauenden Dogmas das nach der Zukunft gerichtete Aktionsprogramm mit dem Ziele der Verwirklichung des Guten verlangen, so kann uns der Einwand derer nicht schrecken, die uns entgegenhalten: über die Frage, was dieses Gute denn sei, würde doch letzten Endes wieder die Vernunft, die Überzeugung, das Wissen entscheiden müssen!

Es ist ohne weiteres zuzugeben, daß jeder das Gute Wollende eine klare Erkenntnis von dem haben muß, was ihm das Gute scheint. Aber auch nicht mehr. Was das Gute wirklich ist, darüber wird ewig Verschiedenheit der Meinungen und Streit sein. Hier ist Irrtum nicht nur möglich, wahrscheinlich, sondern sogar — da das wahrhaft Gute nur eins sein kann, die Menschenköpfe aber viele — mathematisch sicher. Es wird nichts anderes, als die melancholische Erfahrung übrig bleiben, daß wir Menschen von Irrtum zu Irrtum reisen, und nur eine optimistische Willensrichtung, Glaube genannt, wird wenigstens wahrscheinlich zu machen suchen, daß diese Reise zum mindesten nicht von der Wahrheit ab, sondern auf sie zu geht. Aber alle diese Irrtümer finden ihre natürliche Korrektur durch die Entwicklung der Menschheit selbst, durch die Geschichte. Wir haben nichts weiter zu tun, als uns die Geistesfreiheit zu bewahren, die jederzeit den erkannten Irrtum freudig fahren läßt, und uns nicht auf die Wahrheit von gestern zu verstoßen. Unterdessen aber, d. h. gleichviel ob unsere Erkenntnis vom Guten sich wandelt oder nicht, ist das, was vor allem not tut:

„Das einmal erkannte Gute mit aller Inbrunst wollen und mit allen Kräften in Wirklichkeit umsetzen.“

Und gerade hierfür ist die Gemeinschaft Gleichstrebender bekanntlich von geradezu unerseßlichem Werte. Der aus der Juristensprache in unser Gemeindeutisch übernommene und heute so viel gebrauchte Fremdausdruck: Solidarität spricht den Gedanken einer gemeinschaftlichen Haftung für diese Menschheitsverpflichtung aufs deutlichste aus, wonach einer für alle und alle für einen eintreten. Das Gute ist seiner Natur nach, die ja Allgemeingültigkeit voraussetzt, nur von allen, wenn auch durch treueste Pflächterfüllung der einzelnen, zu erreichen. Dazu

bedarf es der gegenseitigen Hilfe; denn jedes vom einzelnen einseitig verfolgte Gute verwandelt sich nur allzu leicht in ein Übel und Schlechtes. Das egoistische Ziel bedarf des Druckes der anderen Egoismen, um sich zu einem allgemeinen Wohlfahrtsziel zu wandeln, und die Einzelkraft würde an der Größe und Dauer der Aufgabe erlahmen, fände sie nicht Unterstützung, Ergänzung, Vertretung und Auffrischung durch die Mitarbeit der das gleiche Wollenden. Einsamkeit und stilles Alleinbleiben ist wohl für den großen Denker möglich, der eine Zukunftswahrheit vor dem gleich widerwärtigen Verdammungsgeheul oder Beifallsgeschrei einer profanen Menge hütet; sie ist weiter der Zufluchtsort für verletztes Gefühl und beleidigten Stolz; aber sie widerspricht dem auf tätiges Schaffen und Wirken gerichteten Willen, der seine Kraft eben daran mißt, wieviele andere Willensenergien er mit sich nach demselben Ziele fortreißen kann.

Durch sittliche Willensgemeinschaft ist das Größte erreicht worden und auf ihr ruht die Hoffnung der Menschheit, während die Gemeinden, die nichts eint als ein Bekenntnis zu toter Vergangenheit, dem Schicksal der Vergänglichkeit nicht werden entgehen können.

3. Humanität statt Religion. Seit mehr als sechzig Jahren wurde die Reformation, die unter diesem Namen gehen mußte, vorbereitet, wesentlich durch die freireligiösen Gemeinden. Ihre Geschichte zeigt, wie langsam sich das neue Denken, Empfinden und Wollen freigemacht hat von der konfessionellen Bedingtheit und Beschränkung. Der Reliquientkultus auf katholischer, die Überspannung der Heiligkeit der heiligen Schrift auf protestantischer Seite gaben den Anstoß für die Bewegung der Lichtfreunde. Aber es bedurfte zweier Menschenalter, um — ganz allmählich und vorsichtig — die Leiter der Bewegung und die Geleiteten aus dogmatischen Banden zu befreien. Der Prozeß ist heute noch nicht abgeschlossen. Wohl bekennt sich die große Mehrzahl der deutschen freien Gemeinden zur „freien Selbstbestimmung in allen religiösen Angelegenheiten gemäß der eigenen fortschreitenden Erkenntnis“, aber auch zu einer „Förderung des (dogmenfreien) religiösen Lebens“.

Auf Wort und Begriff der Religion als eines Gemeindebekenntnisses mögen sie noch nicht verzichten.

Obwohl ihre Bekenner sich zum größten Teile politisch zu dem Programm bekennen: Religion ist Privatsache, oder doch, sie solle Privat-

sache des einzelnen immer mehr werden, entziehen sie sich unbewußt der notwendigen Folgerung: Wenn anders Religion die allerpersönlichste Herzens- und Gewissensangelegenheit des einzelnen ist, dann darf sie eben nicht zur Gemeinschaftssache gemacht werden, ob man ihr nun das Etikett „frei“ auflebe oder nicht. Gemeinsam ist uns unser Menschentum, das nach seiner geistigen und sittlichen Würde vom Jahrhundert der Renaissance, wie von dem der Aufklärung und unserer klassischen Literatur mit dem Namen des Humanismus geschmückt wurde. Aber Sondergebiet des einzelnen bleibe die Art, wie er sich und die Menschheit mittels seiner Weltanschauung ins All einordnet.

Dein Gott sei der einzigartige Ratgeber deines Herzens und Gewissens, kein thronender Allerweltsgöze. Ob du überhaupt einen solchen hast, wie er gestaltet ist, ob er sich dir offenbart oder du ihn dir erschaffst — das alles geht niemanden als dich selbst an. Hier grenzt das Gebiet der Gewissensfreiheit an das andere Gebiet der Gewissensgebundenheit durch die Mitwelt. Deine Phantasie, dein ordnendes Denken, dein Herzensempfinden sind ausschließlich dein Reich; von deinem Wollen und Handeln dagegen verlangt die Menschheit, der Staat, die Gesellschaft, deine Berufsgenossen, Freunde, deine Familie Unterordnung unter Gemeinschaftszwecke. Bete immerhin zu deinem Herrn in deinem Kämmerlein, jauchze der Himmelssonne zu von Bergespitzen, genieße dankbar Schaffens- und Nachschaffenslust in den Werken von Wissenschaft und Kunst, suche die zertretene und geschändete Gottheit auf in deinen Leidenden und schuldigen Mitbrüdern und -Schwestern, ja vereine dich selbst mit wirklich Gleich- oder Ähnlichfühlenden zu gemeinsamer Erbauung — alles das steht dir frei! Aber wenn ich dir raten darf: bleibe außerhalb des Schattens der Kirchen, bleibe im Licht! So deutlich persönliche Religion den Stempel göttlicher Kraft und Schaffensfülle an sich trägt, so handgreiflich verrät Kirche, Dogma, Sakrament ußf. die Stümperhand menschlicher Geistes-trägheit, Abstumpfung und Abschleifung.

Alles Feinste, Tiefste und Belegendste wird gewißlich einzig aus der Persönlichkeit für die Persönlichkeit geboren. In dem Augenblicke, wo wir es für die große Menge sichtbar, fühlbar, vernehmbar machen wollen, müssen wir es nach allen Richtungen hin vergrößern, abflachen, vergrößern und verbreitern. Der leise Augenwink wird zur weit

ausholenden Geste, die stille Gebetserfahrung friedebringender Sammlung zur Marktschreierei und Anpreisung wunderbarer Gebetserhörung, deine demütige Selbsterniedrigung zur Beichtlitanei, dein zartes Gottvertrauen und deine schüchternen Hoffnungen zur Reklame mit dem einzig wahren Gott und der alleinseigmachenden unfehlbaren Kirche.

Und — täuscht euch nicht — Kirche bleibt Kirche. Die eine trägt ihren wesentlich und innerlich antireligiösen Charakter offen zur Schau, wie der griechische und römische Katholizismus, der alle Art von Götzendienst, Fetischismus, Zauberei und Wunderaberglauben (nicht etwa harmlose Vorstufen, sondern vielmehr die ältesten Formen verirrter Religionssehnsucht) noch immer für die gläubige Menge konserviert — die andere schwelgt in esoterischer Mystik für die wenigen Gottbegnadeten, schließt einen Scheinfrieden mit der Wissenschaft, läßt die alten Dogmen ruhig abbrechen und behauptet doch, hinter ihnen in unangreifbarer Sicherheit religiöse Erfahrungen tiefster Art zu verspüren — der liberale Protestantismus mit seinem Jesuanertum! — oder, wie die Freireligiösen, man verwechselt eine mit religiöser Inbrunst erfaßte theoretische Weltanschauung, die sich immerhin „nach dem Maße fortschreitender Erkenntnis“ wandeln mag, mit Religion selbst und glaubt mit einer Art monistischen Glaubensbekenntnisses, freiem Denken und negativer Kritik an den alten Glaubenssystemen neue Gemeinschaften bilden zu können. Und doch führt überall die geheime Sehnsucht nach einer gleichartigen Denk- und Empfindungsweise als Grundlage der Gemeinschaftsbildung zu dem verheerenden Uniformismus!

Merkt es doch endlich, endlich einmal, ihr Freireligiösen und Freiprotestanten, ihr Herzenschriften im Gegensatz zu den Namens- und Wortchriften: Was euch wahrhaft noch in Gemeinden zusammenhält, ist nicht: „Was ihr glaubt“, sondern „Was ihr nicht glaubt!“ Ihr seid Kampfesverbände gegen die Annahmung, euch in euer innerstes Geistes- und Gefühlsleben mit grober Allerweltsdogmatik hineintappen zu lassen, aber ihr habt keinen neuen Glauben zu verteidigen, sondern einzig ein ethisches Gut: die Gewissensfreiheit! Aus Weltanschauungsstücken, sittlichen Betrachtungen, ein wenig Pietät und recht viel Autoritätenabscheu mischt ihr ein Ragout zusammen und nennt es „euer gemeinschaftliches religiöses Bekenntnis“, während doch jeder von euch, der noch wirklich religiöse Bedürfnisse hat, sich seine Sonderspeise am eigenen Herzensherd zurecht macht und mit den anderen Gemeinde-

gliedern nur einig ist in der Abwehr fremder Gewissensvergewaltigung. Ihr seid nicht Gemeinden füreinander, sondern einzig Gemeinden gegen den Feind! Wenn ihr es für denkbar haltet, daß — wie sich einstens die Frommgläubigen versammelten, um einer den anderen im Glauben zu stärken — zwei oder drei von euch zusammenkommen, nicht um miteinander zu disputieren, oder um gegen Außenstehende zu polemisieren, oder etwa um ein gemeinschaftliches Liebeswerk in Angriff zu nehmen, sondern ausgesprochen zu dem Zwecke, euch gemeinschaftlich an eueren Gott zu wenden und die Flammen religiöser Begeisterung zusammenzuschlagen zu lassen — nun, dann will ich meinetwegen unrecht haben.

Nein, es gilt Farbe zu bekennen, ohne Vor- und Rücksicht. Wir können keine religiösen Gemeinden mehr bilden, sondern nur freie Genossenschaften Gleichstrebender, nicht Gleichesglaubender, zur Verwirklichung edelsten Menschentums. Mag der stolze Name der „Humanisten“, unser weit, weit noch vor uns liegendes Ziel bezeichnend, uns zusammenschließen! Ist doch Humanismus der durch die Jahrtausende gehende Protest der Menschheit gegen den Versuch, ihren erhabensten und edelsten Geistesbesitz, die Göttlichkeit der Menschennatur, in ein Jenseitsreich der Transzendenz zu entführen. Hier Aristoteles, Nominalismus, Scholastik und die Kirche als Parteigänger des überweltlichen, übermenschlichen Gott-Schöpfers, -Regierers und -Erhalters einer minderwertigen Welt — dort Plato, Neuplatoniker, Mystik und Renaissance, endlich unsere klassischen Dichter und Denker als Fürsprecher einer Menschheit, die eben durch die von ihr geschaffene Gottesidee ihre immanente Göttlichkeit erweist und mit dem Ideal als Formprinzip eine neue bessere Welt zu schaffen trachtet. Der Menschensohn ist Gottessohn! Weder Übermensch, noch Untermensch: Vollmenschentum will das Wort Humanismus bedeuten. Kein Bekenntnis, sondern ein Programm!

Und so wird sich unsere Lebensführung, nicht sowohl im Gegensatz zu der Kirche, als vielmehr in freier Anknüpfung an das geschichtlich Gewordene, in freudiger Fortsetzung der uns durch unsere Vorfahren heimlich und traut gewordenen Festabschnitte des persönlichen und Gemeinschaftslebens harmonisch in folgenden Grundlinien ausgestalten:

Das Kind, die ersehnte Fortsetzung unseres Selbst, das ergänzt ward durch ein gleichgestimmtes Anderes, werde im Namensfest als Träger der unverbrüchlichen Menschheitsrechte und unserer gemeinsamen Zukunftshoffnung der engeren Gemeinschaft vorgestellt und, von den Eltern

anerkannt, dem Schutze der Gemeinde empfohlen. Die Erziehung im Haus und in der weltlichen Schule führe es ein in die Herrlichkeit der Natur und in die Bildungsschätze der Menschheit. Wie es unmerklich in die Muttersprache hineinwächst, nicht um seinen persönlichen Stil zu verlieren, sondern zu gewinnen, so durchtränke es sich mit den Welt- und Lebensanschauungen der Vorwelt und Mitwelt, um freischaffend sie neu- und umbilden zu können. Sprechen soll es lernen und schaffen, nicht nachplappern und kopieren! Nichts Menschliches bleibe ihm fremd — soweit der Rahmen der ihm zugemessenen Bildung irgend reicht — aber es lerne das Untermenschliche als das im Entwicklungsgang Überwundene, darum noch keineswegs Verächtliche, kennen und es lerne das eigene Menschentum schätzen als die Überwindung tierischer Triebe. Das Übermenschliche und Übernatürliche bleibe ihm fern, soweit es von einer allzu hastigen Einbildungskraft mit dem Scheine lebendiger Wirklichkeit bekleidet wird, aber es lerne die Sehnsucht kennen, über den heutigen Menschen hinaus zu wollen und ein Gottesreich auf Erden bauen zu helfen. Darum werde es eingeführt mit Liebe und Ehrfurcht in die Tempel, da unsere Vorfahren und die ganze Menschheit ihre Götter anbeteten, ohne daß wir ihm doch zumuteten, hier und nur hier seine Hütte für alle Zeiten aufzuschlagen; eingeführt aber werde es vor allem in die wunderherrliche sittliche Gemeinschaftswelt, in das warm pulsierende Leben und es lerne dort seinen Platz suchen und finden, wo es mitarbeiten kann an seinem bescheidenen Teile an der Vervollkommnung der Menschheitswelt.

Und wenn dann seine Erkenntnis gereift ist, sein Können sich zur Arbeitstüchtigkeit ausgewachsen, sein Wille sich auf dem langsamen Wege von Gehorsam und Gewöhnung zur freiwilligen Unterordnung unter das erkannte Gute geläutert hat, dann nehme wiederum die Gemeinde in feierlicher Jugendweihe den jungen Menschen, jetzt als Träger von Pflichten und als Rechtssubjekt, aus der Hand seiner Erzieher und Lehrer in den Kreis der Erwachsenen auf. Kein Bekenntnis, nicht einmal ein Gelübde werde von ihm verlangt, sondern getragen von dem Vertrauen ihrer Mitbürger trete Jüngling und Jungfrau ein in das tägliche Erwerbsleben mit seinem Wechsel von Arbeit und Ruhe, Schaffen und Genießen, sauren Werktagen und frohen Gemeinschaftsfesten, die von der Kunst zur echten Erbauung und geistigen Verklärung des Lebens auszugestalten sind.

Die sittlich-bürgerliche Gemeinde wiederum ist es, die den Entschluß zum Eheband und zur Gründung einer Familie mit ihrem Gemeinschaftswillen sanktioniert. Sie adelt die Geschlechtsverbindung durch ihre Einreihung in die Ordnung sittlicher Zwecke; ihre Anerkennung sichert die Zukunft der noch Ungeborenen und schafft geordnete Erb- und Rechtsnachfolge. Mögen bei diesen, wie bei anderen ihrem Wesen nach rechtlich-bürgerlichen Akten die Zunächstbeteiligten neben der Zivilhandlung eine besondere Sanktion durch die Gemeinschaft Gleichgesinnter, durch Kirchen oder freie Gemeinden, nachsuchen, oder nicht — das steht ihnen völlig frei; aber es ist die im Staat geordnete sittliche Gesellschaft, die Rechte verleiht und Pflichten auferlegt.

Kommen nun die Tage der Sorgen und des Unglücks, der Krankheit und Not, die persönlichen schwarzen Stunden des Zweifels und der Verzweiflung, des Schuldbewußtseins und der Reue, dann beweiße die ethisch-menschliche Gemeinschaft der Nächste- und Fernstehenden ihre Kraft, auch am kranken Gemüt Seelsorge zu leisten, helfende und ratende, immer tröstliche Teilnahme an Freud und Leid der einzelnen zu üben: Gegenseitiges Stützen und Helfen, sorgliche und aus dem Herzen quellende, darum nie verletzende Liebesarbeit gerade am Schwachen wird besser geeignet sein, über die nie völlig ausbleibenden dunklen Stunden ein wundes Gemüt hinwegzuleiten und zu trösten, als die amtsmäßige Berufstätigkeit kirchlicher Priester. Hier, wo von jeher der Ausblick zu religiösen Höhen als einziges nieversagendes Mittel der Aufrichtung gepriesen wird, nehme der echt menschliche Gemeinschaftswille den Kampf auf und führe den Beweis, daß wahre Bruder- und Schwesterliebe hinter der himmlischen Vaterliebe nicht zurückzustehen braucht, daß ein gutes Wort aus Menschenmund dem Priesterwort die Wage halten kann.

Und löst nun der Tod endlich die alte verbrauchte Form, kehrt der Stoff wieder zurück, in den Mutter Schoß der Natur, der Geist in die alle Welt durchflutende Kraft, dann möge Freundesmund dem Sterbenden das Scheiden erleichtern und über das Grab und die Asche des verstorbenen Kämpfers hin Worte der Liebe und Wehmut sprechen, nicht tönende Lobpreisungen und unsichere Hoffnungen und Ahnungen von Wiedersehen im Jenseits und von Unsterblichkeit, sondern ernste und kräftige Mahnungen an die Überlebenden, zu wirken, solange es Tag ist, die unerforschliche Nacht aber still zu verehren. —

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Geleitwort von Wilhelm Bölsche	I
Los von der Kirche?	1
Kindertaufe (Ein moderner Briefwechsel)	32
Familienerziehung	38
Religion, Moral und Kunst in der Schule	72
Konfirmation oder Jugendweihe	79
Das allgemeine Priestertum	87
Seelsorge	
1. Das Trostbedürfnis der menschlichen Seele	95
2. Der Seelsorger	106
Das Selbst als Erlöser	
1. Erkenne dich selbst	119
2. Der Mensch als Schöpfer	134
3. Der Selbstherrscher als Vollmensch	145
4. Sich selber treu	157
5. Sich selbst verlieren	172
6. Auf eigenen Füßen	183
7. Das Selbst als Richter	196
8. Selbsterlösung durch schenkende Liebe	209
Die Weihe unseres Gemeinschaftslebens	219
Am Sterbebette	248
Am Grabe	262
Die ethische Menschengemeinschaft	267

Vom gleichen Verfasser erschienen

R. Penzig, Ein Wort vom Glauben an seine Verfechter und Verächter. Leipzig, A. Wehners Verlag 1884. M. 2.—

R. Penzig, Ernste Antworten auf Kinderfragen. Ausgewählte Kapitel aus einer praktischen Pädagogik fürs Haus. Dritte durchgesehene und vermehrte Auflage. Berlin, Ferd. Dümmler 1904. M. 2.80, eleg. geb. M. 3.60

R. Penzig, Pioniere des sittlichen Fortschritts. (Die ethische Bewegung.) Autorisierte Übersetzung von A. Moulet: Le mouvement éthique. Berlin, Hermann Walther 1903. M. 1.20

R. Penzig, Zum Kulturkampf um die Schule. Ein Mahnwort an Denkende. Motto: „Sittlichkeit — nicht Bekenntnis! — Lebenskunde — nicht Jenseitslehre! Menschenerziehung!“ Berlin, Leonhard Simion Nachf. 1905. M. 2.—; eleg. geb. M. 3.—

R. Penzig, Massenstreik und Ethik. Frankfurt a. M. Neuer Frankfurter Verlag 1905. M. 0.75

R. Penzig, Laienpredigten von neuem Menschentum. Zwanglose Folge. 1. Sorgen und Hoffnungen beim Jahreswechsel. 2. Das Recht auf Muße. 3. Das Evangelium des Kindes. 4. Vom Hoffen und Harren. 5. Die ethische Menschengemeinde. In Kommission beim Verlag für ethische Kultur, Berlin, je 30 Pf.

Bereits im 15. Jahre erscheint ferner:

Ethische Kultur. Halbmonatsschrift für ethisch-soziale Reform mit der Monatsbeilage „Kinderland“, herausgegeben von Dr. Rudolph Penzig. Berlin, Verlag für ethische Kultur (Richard Bieber). Vierteljährlich M. 1.60. Probenummern umsonst und portofrei.

Über die Werke von Wilhelm Bölsche verlange man ein
:: Verzeichnis von Eugen Diederichs Verlag in Jena ::

Religiöse Neuerscheinungen 1907

Johann Amos Comenius, Das Labyrinth der Welt und das Paradies des Herzens. Br. M. 5.—, in Pergament geb. M. 7.—

Ralph Waldo Emerson, Natur und Geist. (Gesammelte Werke Bd. VI.) Br. M. 3.—, geb. M. 4.—

Inhalt: Natur. Anpassung. Schönheit. Sprache. Erziehung. Idealismus. Ausblicke. Methode der Natur. Der Krieg. Naturgeschichte des Geistes. Instinkt und Eingebung. Gedächtnis. Zeitläufte. Das Komische. Das Tragische. Unsterblichkeit.

Ernst Horneffer, Hebbel und das religiöse Problem der Gegenwart. Br. M. 1.50

Albert Kalthoff, Das Zeitalter der Reformation. (Neuester Band). Br. M. 4.—, geb. M. 5.—

Albert Kalthoff, Zukunftsideale. Predigten. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—

Inhalt: Ziele und Aufgaben unserer Kultur: Geist, Recht der Frau, Recht des Kindes, Recht des Verbrechers, Rassenkampf, Klassenkampf, Freie Wissenschaft, Freie Kunst, freies Volk, freie Religion. Die Religion der Zukunft: Kraft und Schwäche, Gebundenheit und Freiheit, Liebe und Furcht, Lebensbejahung und Weltverneinung, heilig-Profan, Kirche der Zukunft, Schön-Häßlich, Theologie und Religion, Phariseer und Zöllner, Seligkeit, Gott und Welt, Papsttum.

Carl Lambek, Zur Harmonie der Seele. Studien über Kultivierung des Psychischen Lebens. Aus dem Dänischen von Elisabeth Dauthenden. Br. M. 5.—, geb. M. 6.50

Aus dem Inhalt: Die Kastlosigkeit unserer Zeit. Ruhe. Lust und Unlust. Geistesfrische. Die Schwingungen der Laune. Vom Lobe. Von der Faulheit. Über die Arbeitslust. Verlassenheitsgefühle. Heimatliebe und Heimweh. Über das Machtgefühl. Über den Wert des Mißgeschicks. Über Gleichgültigkeit. Die Feinfühligkeit. Geistiger Materialismus. Hilfsbereitschaft. Sorge und Freude. Antipathische Gefühlsbewegungen. Über seelische Fülle. Selbsterhaltungstrieb. Über Anerkennung. Einsamkeit.

Der Monismus. Herausgegeben von Arthur Drews. Band I. Br. M. 6.—, geb. M. 7.50

Inhalt: Drews, Die verschiedenen Arten des Monismus. Schopenhauer, Monismus und Dualismus. Dech, Monismus und Individualismus. Braun, Monismus und Ethik. Steudel, Monismus und Religion. Wolff, Monismus und Kunst. Schrempf, Monismus und Christentum. Dreßler, Monismus des Gesetzes und das Ideal der Freiheit. Wille, Säkularer Monismus. Hasse, Parmenides. Hans Thoma, Die 6 Schöpfungstage.

Karl Vollers, Die Weltreligionen. Br. M. 3.—, gebunden M. 4.—

Ein wissenschaftlicher Nachweis der inneren Zusammenhänge der antiken Religionen von Babylon bis zum Islam in allgemeiner verständlicher Darstellung. Der Verfasser ist Orientalist an der Universität Jena.

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

